

radar

magazyn literacki literaturmagazin літературний журнал

1(7)
märz
marzec
березень
сакавік
2013



- 3 ARBEIT ПРАЦА**
{Valancin Akudovič Валянцін Акудовіч} Übersetzung: Steffen Beilich
- 8 STOLZ UND VORURTEILE DUMA I UPREDZENIA** {Dariusz Nowacki Dariusz Nowacki} Übersetzung: Ulrich Heisse
- 15 DAS ABC DES NATIONALISTEN ЛЕКSIKON НАЦІОНАЛІСТА**
{Mykola Riabchuk Микола Рябчук} Übersetzung: Alexander Kratochvil
- 24 UŁADZIMIER ARŁOŪ УЛАДЗІМЕР АРЛОŪ**
Übersetzung: Thomas Weiler
- 30 KATERYNA KALYTKO КАТЕРИНА КАЛИТКО**
Übersetzung: Kati Brunner
- 41 OKSANA LUTSYSHYNA ОКСАНА ЛУЦИШИНА**
Übersetzung: Beatrix Kersten
- 47 VALŽYNA MORT ВАЛЬЖЫНА МОРТ**
Übersetzung: Thomas Weiler
- 54 MARTA PODGÓRNIK MARTA PODGÓRNIK**
Übersetzung: Ursula Kiermeier
- 60 OSTAP SLYVYNSKY ОСТАП СЛИВИНСЬКИЙ**
Übersetzung: Claudia Dathe
- 68 DER BEFREITE UWOLNIONY** {Aida Amer Aida Amer} Übersetzung: Bernhard Hartmann
- 73 DER SUMPFTÜMPEL ПЕЛЯ**
{Andrej Fiedarenka Андрэй Федарэнка} Übersetzung: Martin Pollack
- 79 UNTER ALLEDEM СЯРОД УСЯГО**
{Palina Kačatkova Паліна Качаткова} Übersetzung: Tina Wünschmann
- 84 BERLINAWA BERLINAWA**
{Dawid Kornaga Dawid Kornaga} Übersetzung: Saskia Herklotz
- 92 BAŁWANS VERSCHWINDEN, SCHROTT ZNIKNIĘCIE BAŁWANA, SZROT**
{Daniel Odija Daniel Odija} Übersetzung: Martin Pollack
- 98 SONNENUNTERGANG IN URISCH ЗАХІД СОНЦЯ В УРОЖІ**
{Halyna Pahutiak Галина Пагутяк} Übersetzung: Lydia Nagel
- 104 DEMERARA DEMERARA** {Zośka Papużanka Zośka Papużanka} Übersetzung: Andreas Volk
- 113 AUTOBUS ZUM HIMMELAUS АВТОБУС ДО НЕБОКРАЮ**
{Switlana Powal'ajewa Світлана Поваляева} Übersetzung: Maria Weissenböck
- 118 DIE LIEBE DER LEUTE ЛЮБОВЬ ЛЮДЕЙ**
{Dmitri Bogoslawski Дмитрий Богославский} Übersetzung: Lydia Nagel

ARBEIT

ПРАЦА

Der Belaruse arbeitet, oder er trinkt Schnaps. Gibt es weder Arbeit noch Schnaps, langweilt er sich. Was freilich nicht lange vorhält, denn meist hat man genug um die Ohren, und wenn es Arbeit gibt, findet sich irgendwo schon das nötige Kleingeld, um sich ein wenig aufzuheitern.

Zu arbeiten ist für den Belarussen ebenso normal, wie es für einen Baum normal ist zu wachsen und für einen Stein zu liegen. Wer jedoch meint, wir arbeiteten viel, weil wir nur wenig verdienen, liegt falsch. Ganz im Gegenteil: Wir verdienen nur wenig, damit wir mehr arbeiten können. Und wissen Sie, warum? Weil man sonst entweder Schnaps trinken oder sich langweilen müsste. Nur sollte man nicht denken, die Belarussen vertieften sich allein aus Vorsicht vor ihren Lastern in die Arbeit. Es steckt weitaus mehr dahinter.

Sehen Sie, viel zu arbeiten ist für den Belarussen mehr als nur Schicksal, es ist seine Bestimmung, und seiner Bestimmung entkommt man bekanntlich nicht einmal zu Pferde.

Weshalb uns eine solche Bestimmung zuteilwurde, weiß niemand so genau. Dafür weiß man sehr wohl, dass ohne Maß nur arbeitet, wer sonst nichts anderes zuwege bringt: wer weder kämpfen noch Handel treiben noch sich amüsieren kann.

Manch einer mag bestrebt sein, den Turm zu Babel zu errichten oder den Kommunismus aufzubauen, ein anderer bietet all seine Kräfte auf, um die ganze Welt zu erobern oder sie zu unterhalten – und der Belaruse schuftet im Schweiß seines Angesichts.

Von der eigenen Hände Arbeit zu leben – das ist unsere heimliche Ehre. Um der eigenen Hände Arbeit willen zu leben – das ist der geheime Sinn unseres Lebens. Deshalb sagt man auch nur bei uns voller Verzweiflung: *Der Herrgott hat zwar das Werk gesehen, doch die Hände sind ohne Schwielen geblieben.*

„Was macht den geheimen Sinn der eigenen Hände Arbeit aus?“ werden unsere Leute zuweilen von Fremden gefragt.

Andererseits kann man nun wahrlich nicht behaupten, dass wir von der Arbeit allzu sehr zugetan sind. Der Belarusse ist durchs Leben kein Workaholic, so jemand, dem sinnlose Arbeit auch noch Genuss bereitet. Eher im Gegenteil: Normalerweise arbeiten unsere Menschen aus Zwang. Daher auch die vielen Sprichwörter und Wendungen: „Der Herr hat viele Tage“, „Wie viel du auch schaffst, alles schaffst du nicht“, „Arbeit zieht Arbeit nach sich“.

Und als Antwort hört man:

„Tu, was du tust, und es wird, wie es wird.“

Klar, ein Außenstehender wird danach nicht einmal ansatzweise etwas verstanden haben.

Deshalb halten viele uns für verschroben und versuchen bisweilen, uns nach ihrem Maß zurechtzubiegen.

Unter den Polen versuchte man, uns den Schnaps abzugewöhnen. Weil Arbeit und Langeweile blieben, wurde aber nichts daraus.

Unter den Russen versuchte man, uns die Arbeit abzugewöhnen. Weil Schnaps und Langeweile blieben, wurde aber auch hieraus nichts.

Vielleicht wird jemand versuchen, uns zugleich von der Arbeit und vom Schnaps zu erlösen, doch daraus wird ebenfalls nichts, denn es gibt keine Kraft der Welt, die imstande wäre, den Belarussen von seiner Langeweile zu befreien, wenn er plötzlich die Hände in den Schoß legen und mit sich allein bleiben muss...

Andererseits kann man nun wahrlich nicht behaupten, wir wären der Arbeit allzu sehr zugetan. Der Belarusse ist durchaus kein *Workaholic*, also jemand, dem eine sinnlose Arbeit auch noch Genuss bereitet. Eher im Gegenteil: Normalerweise arbeiten unsere Menschen aus Zwang. Daher auch die vielen Sprichwörter und Wendungen: „Der Herr hat viele Tage“, „Wie viel du auch schaffst, alles schaffst du nicht“, „Arbeit zieht Arbeit nach sich“.

Kurz gesagt, wir knien uns nicht allzu gern in unsere Arbeit hinein, wir haben lediglich keine andere Wahl. Für den Belarussen ist die Arbeit eben nicht etwa das, was dem Menschen seinen Lebensunterhalt sichert, sie ist vielmehr der Ort, an dem man lebt.

Wie das gekommen ist, lässt sich leicht erklären.

Weder Haus noch Hof gehören einem jemals ganz, solange man kein eigenes Land hat, das einen vor den gierigen Blicken der Fremden schützt. Als wir keinen Verteidiger dieser Art hatten, konnten uns alle möglichen Eindringlinge jederzeit unsere Häuser nehmen, uns von unseren Höfen vertreiben und auf den schon bestellten Äckern ihr eigenes Unkraut säen.

Und doch gibt es etwas, das kein Plünderer rauben kann, solange der Mensch lebt, nämlich dessen eigener Hände Arbeit...

Als die Juden aus ihrer historischen Heimat vertrieben wurden, suchten sie sich ein himmlisches Vaterland. Als man die Belarussen nicht mehr Herr auf ihrer eigenen Erde sein ließ, machten sie sich die Arbeit zur Heimat.

„Arbeite fleißig und ohne Verdruss, und du findest selbst hier ein Vilnius“, sagen die Belarussen und meinen damit, dass die Arbeit an sich schon Vilnius, Jerusalem und auch alles andere ist.

Die Arbeit ist des Belarussen Haus des Seins. Und genau deshalb fühlen wir uns gleich wie Heimatvertriebene, wenn unsere Hände nichts zu tun haben (und fangen sofort an, uns zu langweilen oder Schnaps zu trinken).

Apropos Hände. Bei meiner längst verstorbenen Großmama habe ich sie nur auf Fotos reglos gesehen. Und später im Sarg. Einmal saßen wir zusammen auf der Treppe vor ihrem Haus. Sie schälte Kartoffeln und erzählte etwas, und ich erfreute mich daran, wie wunderschön sie sprach. Heute weiß ich nicht mehr, worum es damals ging, ich erinnere mich nur, wie sie unter anderem ganz beiläufig sagte: „Der Tag, an dem man stirbt, ist ein verlorener Tag.“

Ich war erschüttert. Wie konnte es sein, dass es ihr zu einer Zeit, da ihre langen Jahre bereits zur Neige gingen, da diese dunkel gewordenen, völlig rissigen Hände schon so einen gewaltigen Berg Arbeit abgetragen hatten, nicht um ihr Leben leid tat, sondern um die Arbeit, die sie am Tag ihres Todes nicht würde bewältigen können... Es war unglaublich!

Natürlich dachte ich damals nicht im Traum daran, dass ich Jahre später versuchen würde darzulegen, wie die Belarussen arbeiten können. Als ich dann über das gewählte Thema nachsann, wurde mir sehr schnell klar: Es ist kein besonderes Können, das uns hier von anderen unterscheidet. Was soll man schon von sieben anderen Weltwundern reden, wenn wir noch nicht einmal imstande sind, einen winzigen Floh mit Hufeisen zu beschlagen? Gleichzeitig begriff ich, dass wir etwas viel Wesentlicheres beherrschen als irgendein Weltwunder zustande zu bringen – es ist die Arbeit selbst, die wir beherrschen. Und wir können das wie kaum jemand sonst, was unsere lange Vergangenheit belegt, in deren Verlauf uns vor der Unbill der Geschichte weder Burgen noch Truppen noch Geld zu schützen vermochten, sondern einzig unser eigener Hände Arbeit. Übrigens, wie viele Völker und Reiche, die einst so stolz die Welt beherrschten, sind in dieser Zeit wie auf Zuruf einfach verschwunden, und wir, die wir vor lauter Arbeit von der Welt nichts gesehen haben, wandeln nun schon im dritten Jahrtausend nach Christi Geburt unter der Sonne.

Betrachten Sie daher auch meine folgenden Worte nicht als leere Floskel: Nicht für diese Welt, sondern für die Arbeit wurden die Belarussen geschaffen. Eben Letzteres war mir nicht bewusst, als ich mich die Worte meiner geliebten Großmama so sehr erschütterten: „Der Tag, an dem man stirbt, ist ein verlorener Tag.“

Inzwischen tue ich es ihr gleich und sage: Ich weiß zwar nicht, wann mich mein letzter Tag ereilt, aber ich vermute heute schon: Es wird der müßigste Tag meines Lebens sein.

[Übersetzung: Steffen Beilich]

▶ Што я беларусаў не ведаю?! Беларус альбо працуе, альбо г'е гарэлку. А як няма ні працы, ні гарэлкі – ён нудзіцца. Аднак доўга нудзіцца яму не выпадае, паколькі справаў звычайна хапае, а калі ёсць работа, дык знойдзецца і нейкі грошык, каб сябе падвесяліць.

Працаваць беларусу гэтаксама звыкла, як дрэву расці, а каменю ляжаць. Але памыляецца той, хто лічыць, быццам мы шмат працуем, бо мала зарабляем. Зусім наадварот: мы мала зарабляем, каб болей працаваць. І ведаецца, чаму так? Інакш давядзецца альбо піць гарэлку, альбо нудзіцца. Толькі не трэба думаць, што беларусы занураныя ў працу адно з перасцярогі да сваіх заганяў. Усё куды больш сур'ёзна.

Бачыце, шмат працаваць – гэта не доля беларуса, гэта ягоны лёс. А лёс, як вядома, на кані не аб'едзеш.

З чаго нам выпаў гэтакі лёс – ніхто напэўна не ведае. Затое вядома, што без меры працуе той, хто нічога болей рабіць не ўмее: ні ваяваць, ні гандляваць, ні забаўляцца.

Нехта імкнецца ўзножыць Вавілонскую вежу ці збудоваць камунізм, нехта высільваецца, каб заваяваць альбо забавіць увесь свет, а беларусу абы мазоль не сыходзіў з рукі.

Жыць з мазалю – вось наш таемны гонар. Жыць дзеля мазалю – вось наш пакрыёмы сэнс. І таму адно ў нас могуць у роспачы сказаць: *Бог працу бачыў, а мазалю не даў*.

– На чым палягае гэты сакральны знак мазалю?
– часам пытаюцца нашых людзей чужаніцы.

І чуюць у адказ:
– Рабі, што робіш, і хай будзе, як будзе.
Натуральна, хоць чаго зразумець з гэтых словаў старонняму чалавеку немагчыма. Таму многія лічаць нас недарэкамі і раз-пораз спрабуюць перайначыць на свой капыл.

За палякамі беларуса спрабавалі адвучыць ад гарэлкі, але паколькі ў нас заставаліся праца і нуда, дык нічога ў палякаў не атрымалася.

За расейцамі беларуса спрабавалі адвучыць ад працы, але паколькі ў нас заставаліся гарэлка і нуда, дык нічога ў расейцаў не атрымалася.

Магчыма, нехта паспрабуе ў адначасе збавіць нас і ад працы і ад гарэлкі, але ў яго таксама нічога не атрымаецца, бо няма ў свеце такой сілы, якая магла б вызваліць беларуса ад ягонай нуды, калі ён без анічога ў руках застаецца сам-насам...

З іншага боку, ніяк не выпадае казаць, быццам мы лішне зацятыя працай. Беларус зусім не працаголік (гэта значыць той, хто і ад дурной работы атрымлівае асалоду). Хутчэй наадварот – звычайна наш чалавек працуе як бы цераз прымус. Адсюль і мноства прымавак, кшталту: «У Бога дзён многа», «Колькі ні рабі, а ўсяго не пераробіш», «З кута ў кут, і вечар тут»...

Адным словам, не надта мы любім улягацца ў работу, толькі няма ў нас іншага выйсця. Рэч у тым, што для беларуса праца – гэта не тое, што забяспечвае чалавека жыццём, а само месца жыцця.

З чаго так сталася – патлумачыць проста.

Ні свая хата, ні свой падворак ніколі не будуць тваімі, пакуль ты не маеш сваёй дзяржавы, якая заслоніць цябе ад хцівага вока чужаніцы. А як мы стагоддзямі не мелі гэткага заступніка, дык ўсялякі прыхадзень у кожны момант мог адабраць у нас хату, выгнаць з падворка і засеяць уробленыя палеткі сваім пустазеллем.

Аднак ёсць нешта, чаго ніводзін рабаўнік не зможа пазбавіць чалавека, пакуль той жывы, – гэта ягонага мазалю...

Калі гэбраў выгналі з гістарычнай радзімы, яны абралі сабе айчынай нябёсы. Калі беларусам не далі быць гаспадарамі на сваёй зямлі, яны абралі сабе бацькаўшчынай працу...

«Рабі пільна – і тут будзе Вільня», – кажуць беларусы, маючы на ўвазе, што праца сама з сябе ёсць і Вільняй, і Ерусалімам, і усім астатнім.

Праца – дом быцця беларуса. Вось чаму мы адразу пачуваемся выгнанцамі з роднай краіны, як толькі рукам няма справы (і тады ўмомант пачынаем альбо нудзіцца, альбо гарэлку піць).

Між іншым, пра рукі. У маёй бабулі, даўно нябожчыцы, я бачыў іх нерухомымі толькі на фотаздымках. І потым яшчэ аднойчы – у труне. Дык вось, неяк сядзелі мы з ёй на ганку яе хаты. Яна абірала бульбу і нешта распавядала, я цешыўся з яе цудоўнай беларускай мовы. Сёння ўжо не ўзгадаць, пра што вялася гаворка, толькі між усяго іншага яна мімаходзь прамовіла: «Як паміраць – дык дзень губляць».

Мяне аж скаланула. На схіле доўгіх гадоў, калі гэтымі ўкарэлымі, спрэс парэпанымі рукамі перацярэбленая гара працы, шкадаваць не жыцця, а той работы, з якой яна не зможа ўправіцца ў дзень сваёй смерці... Авохці мне!

Натуральна, тады я і думаць не думаў, што праз гады паспрабую распавесці пра тое, як беларусы працаваць умеюць. Разважаючы над абранай тэмай, я вельмі хутка зразумеў: ніякім асаблівым умельствам мы тут не вылучаемся. Што ўжо там казаць пра сем велічных цудаў свету, калі нават драбнютку вош не мы падкавалі. Але разам з тым я зразумеў, што мы ўмеем рабіць нешта куды больш істотнае за хоць які цуд – мы ўмеем рабіць самую працу! І ўмеем як мала хто яшчэ, сведчаннем чаму нашае доўгае прамінулае, дзе нас ад злыбяды гісторыі баранілі не замкі, не войскі, не грошы, а толькі нашыя мазалі. Між іншым, колькі за гэтую пару народаў і царстваў, што некалі ганарліва апалоньвала свет, пазнікала дазвання, а мы, якія за працай свету не бачылі, лашчымся сонейкам ужо трэцяга тысячагоддзя ад Раства Хрыстова.

Таму не палічыце за пустую рыторыку і мае наступныя словы: беларусы не для свету створаныя, яны створаныя дзеля працы. Якраз апошняга я і не разумеў, калі скалануўся ад словаў любай бабулі: «Як паміраць – дык дзень губляць».

VALANCIN AKUDOVICH (1950, Belarus) – Philosoph, Essayist und Literaturkritiker. Studium am Moskauer Literaturinstitut (1980), anschließend Redakteur der Zeitschrift „Kultura“, sowie der Kultur- und Philosophiezeitschriften „Krynica“, „Frahmienty“ und „Perekrojstki“. Kurator für Philosophie und Literatur des Belarussischen Kollegs. Seine Arbeiten erschienen in Deutschland, Mazedonien, der Mongolei, Serbien, den USA, der Ukraine, Litauen, Russland, Tschechien, Schweden und der Schweiz. Autor von *Mich gibt es nicht. Gedanken auf den Ruinen des Menschen* (1998), *Paris zerstören* (2004), *Dialoge mit Gott* (2006), *Der Abwesenheitscode* (2007), *Archipel Belarus* (2010). *Das Buch vom Nichts* (2012).

Der Abwesenheitscode wurde ins Litauische, Russische und Deutsche übersetzt (Suhrkamp 2013). *Dialoge mit Gott* erschien auch in polnischer Übersetzung. Der hier vorliegende Essay ist dem Band *Dialoge mit Gott* entnommen.

Але цяпер і я паследам за ёй кажу: не ведаю, калі мяне прычакае мой апошні дзень, затое ўжо наперад ведаю, што гэта будзе самы лайдацкі дзень у маім жыцці.

ВАЛЯНЦІН АКУДОВІЧ (1950, Беларусь) – філосаф, эсэіст, літаратурны крытык. Скончыў Літаратурны інстытут у Маскве (1980). Працаваў рэдактарам у штотыднёвіку „Культура“, культуралагічных і філасофскіх часопісах „Крыніца“, „Фрагменты“, „Перекрестки“. Куратар аддзялення філасофіі і літаратуры „Беларускага калегіўму“. Асобныя тэксты друкаваліся ў Германіі, Македоніі, Манголіі, Сербіі, ЗША, Украіне, Літве, Расіі, Чэхіі, Швейцарыі, Швецыі... Аўтар кніг *Мяне няма. Роздумы на руінах чалавека* (1998), *Разбурыць Парыж* (2004), *Дыялогі з Богам* (2006), *Код адсутнасці* (2007), *Архіпелаг Беларусь* (2010). *Кніга пра Нішто* (2012).

Кніга *Код адсутнасці* перакладзеная на літоўскую, рускую і нямецкую мовы. *А Дыялогі з Богам* – па польскую. Прэзентаванае эсэ – вынятак з кнігі *Дыялогі з Богам*.



© Dorota Gawryszewska

► 2012 wurden in Polen unabhängig voneinander zwei Literaturpreise ins Leben gerufen, die eine Gemeinsamkeit haben – sie sind nur für Autorinnen gedacht. Es handelt sich um den im Mai vergangenen Jahres erstmals in Stettin verliehenen Literaturpreis „Gryfia“ sowie den in Siedlce ein paar Monate später ebenfalls zum ersten Mal vergebenen zweigeteilten Preis „Feder und Krallen“ („Feder“ für den ergreifendsten, „Krallen“ für den sympathischsten und optimistischsten Frauenroman des Jahres). Den feierlichen Galaabenden, bei denen die Schriftstellerinnen mit diesen Preisen geehrt wurden, gingen mehrtägige Festivals voraus: in Stettin war dies das Literaturfestival der Frauen, in Siedlce das Festival der Frauenliteratur; beide waren bis an den Rand gefüllt mit Diskussionen, Begegnungen mit den Autorinnen und weiteren Ereignissen.

Außer der Verortung in der Provinz und der Suche nach dem Besonderen (niemand in Polen macht so eine Literaturveranstaltung wie wir) verbindet diese Initiativen noch etwas: sie entstanden aus Angst vor dem stigmatisierenden Begriff „Frauenliteratur“ („Frauen-“, also nicht gleichwertig, herkömmlich, trivial, nicht ambitioniert, schematisch, künstlerisch zweifelhaft, als Lektüre schamhaft verschwiegen). Wie damit in Stettin umgegangen wurde, zeigt der Name des Preises und des Festivals; in Siedlce wurde hingegen auf Differenzierung gesetzt, die auf einem einfachen und wohl auch richtigen Gedanken beruht: Frauenliteratur ist besser und schlechter, daher sollte man unterschiedliche Bücher – mehr oder weniger gelungene – nicht zusammen in einen Sack stecken.

Hier müsste natürlich eine kleine terminologische Ergänzung eingeschoben werden. Im polnischen Wörterbuch der Literaturkritik ist Frauenliteratur populäre Literatur für Frauen, die zumeist mit einer konventionellen Romanze oder einem traditionellen psychologischen Gesellschaftsroman assoziiert wird (sie und er plus Hindernisse). Schwieriger ist es, einen Begriff zu erklären, der weniger in Konkurrenz zu dem oben genannten steht als vielmehr polemisch ist. Wenn wir die Sache ganz genau definieren, ist Literatur der Frauen eine von Frauen, aber nicht unbedingt für Frauen geschriebene Literatur; sie ist eher elitär als populär. Ich würde jedoch den terminologischen Definitionen nicht allzu viel Vertrauen entgegen

bringen. Denn letztlich ist Frauenliteratur oder Literatur der Frauen das, was als Frauenliteratur oder Literatur der Frauen angesehen wird. Und wenn man dazu noch eine dritte Kategorie hinzufügt, nämlich die feministische Literatur, ist die begriffliche Verwirrung komplett. Wir werden noch auf dieses Definitionschaos zu sprechen kommen, zunächst kehren wir noch einmal zurück zu den beiden Literaturpreisen nur für Frauen.

Hinter diesen Vorhaben stehen zwei verschiedene Milieus: die Stettiner Veranstaltung wurde von Personen aus akademischen Kreisen konzipiert und programmatisch vorbereitet, in erster Linie von Gender-Forscherinnen und feministischen Kritikerinnen; die Federführung in Siedlce (organisatorisch und konzeptionell) übernahmen Journalistinnen von Frauenzeitschriften und Expertinnen für Popkultur. Ich weise auf diesen Unterschied hin, um hervorzuheben, dass jene ursprüngliche Angst vor dem Beiwort „Frauen-“ vor „Literatur“ aus zwei unterschiedlichen Ängsten besteht.

Die Feministinnen aus universitären Kreisen oder – weiter gefasst – „frauenzentrierte“ Literatur- und Kulturwissenschaftlerinnen haben vor einiger Zeit bemerkt, dass der Markt und das Showbusiness die emanzipatorische und politisch interpretierte „Frauenfrage“ restlos aufgesogen (um nicht zu sagen: aufgefressen) haben. Inga Iwasiów, eine der wichtigsten Figuren aus diesen Kreisen und zugleich „Gryfia“-Jurychefin, notierte bei anderer Gelegenheit, die mit der Arbeit jener Theorie nicht in Zusammenhang steht: „Zweifelloso haben wir es hier mit einer Situation zu tun, in der große Auflagen und treue Fanclubs den Vorrang von Frauenliteratur gegenüber allen anderen Formen literarischer Kommunikation bestätigen, aber zugleich gibt es keine Möglichkeit, auf dieser Grundlage über künstlerische oder gesellschaftliche Probleme zu diskutieren, in einem Maße, das der Feminismus für unverzichtbar erklärt hat“. Die Situation ist somit paradox: niemals zuvor (vom Wendejahr 1989 aus gerechnet) war die „Frauenfrage“ so gut in der Literatur repräsentiert, nie gab es so viele Autorinnen, aber zugleich habe sich, so Iwasiów weiter, ein Traum der „konservativen Befürworter des Patriarchats“ erfüllt. Wieso? Da – ich schließe das Zitat ab – „das Bedürfnis

nach sicheren Geschichten für Frauen die Oberhand gewonnen hat, die die Gegenwart in einer umgänglichen Weise interpretieren und nicht zur Konfrontation mit den gesellschaftlich bevorzugten Lebensstilen aufrufen“.

Ein Fehler wäre es jedoch – dies füge ich meinerseits hinzu – unter den Frauenerzählungen auf Biegen und Brechen explizit feministische herauszupicken (bei dieser gigantischen Produktion kann man auch solche finden) und sie zu fördern. Deshalb ist „Gryfia“ kein feministischer Preis, sondern eine Auszeichnung für eine Autorin, prämiert werden also von Frauen geschriebene Bücher, über die man diskutieren kann und muss, die ungewöhnliche künstlerische Fragen behandeln, relevante gesellschaftliche und politische Themen aufgreifen. Letztlich geht es, wenn man das so sagen darf, um allgemein menschliche Werte, um literarische Qualität und relevante Themen. So ging man in Stettin mit dem ungeliebten, mit den schlimmsten Assoziationen besetzten Etikett „Frauenliteratur“ um.

Und die Angst von Siedlce? Sie lässt sich wohl mit der Befürchtung erklären, den Markt zu verderben, mit dem Widerstand gegen den schockierenden Triumph des Trash, gegen die Verdrängung des Besseren durch das Schlechtere, ganz zu schweigen von einer so offensichtlichen Tatsache wie dem Bedürfnis nach Hierarchien oder Unterscheidung und auch dem Wunsch, mehr Leserinnen dazu zu bringen, Anregungen für die Wahl ihrer Lektüre zu liefern.

Daraus geht hervor, dass wir es mit drei Schreibvarianten zu tun haben (ich muss wohl nicht betonen, dass dies eine sehr willkürliche, provisorische und für die Bedürfnisse dieses Artikels brauchbare Einteilung ist). Der problematischste Begriff ist natürlich die Literatur der Frauen – im universellen Sinne, als wertvolle oder sogar hervorragende Literatur anerkannt. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie nicht im Kontext weiblicher Erfahrung oder aus der Perspektive unterschiedsorientierter weiblicher Subjektivität/Identität untersucht werden kann. Zugleich ist anzumerken, dass dieser Diskurs eine Hilfsfunktion erfüllt, dass er komplementärer Art ist, also nicht über die Geschicke eines Buches und die Stellung einer Autorin entscheidet. Es reicht aus, auf die Rezeption des Buches *Włoskie szpilki* (2011) [Italienische Stiletto] von Magdalena Tulli in der Literaturkritik zu verweisen, der ersten „Gryfia“-Preisträgerin. Dieser imposante Prosaband ist unvermeidlich mit der „Frauenfrage“ verwoben, ist er doch eine offen autobiografische Erzählung, die von den Erlebnissen zunächst eines Mädchens und später einer Frau handelt, ihrer für die Erzählung fundamentalen Beziehung zur Mutter, ihres (und nicht seines!) Funktionierens in Familie, Schule und in der Gruppe Gleichaltriger. Das „Frausein“ in *Włoskie szpilki* ist daher ursächlich bedingt, das Subjekt hat ein Geschlecht, und wird geregelt über die Konvention autobiografischer Prosa. Tulli wendet sich „schwierigen Themen“ zu (in erster Linie geht es um eine posttraumatische Erfahrung, die mit dem Holocaust verbunden ist), aber das sind keine typischen Frauenthemen (soll heißen: bisher nicht präsent oder unterdrückt, weil sie frauentypisch wären), obwohl sie doch irgendwie aufgrund der Thematik des Werkes und seiner Protagonisten mit dem Frausein verwoben sind.

Wenn nun schon die Rede ist vom ersten Durchlauf des Wettbewerbs „Gryfia“, dann dienen als noch deutlicheres Beispiel die Non Fiction Bücher, die für diesen Preis nominiert wurden und mit *Włoskie szpilki* konkurrierten. Natürlich kann man über Małgorzata Szejnert, die Autorin des für „Gryfia“ gemeldeten Buches *Dom zółwia. Zanzibar* [Haus der Schildkröte. Sansibar] sagen, dass sie eine ausgezeichnete polnische Reporterin ist, und über ihre jüngere Kollegin Ewa Winnicka (Reportagensammlung *Londyńcy* [Die Londoner]), dass sie auf dem besten Wege ist, eine solche zu werden. Aber ist es nicht der Ehrgeiz beider Autorinnen, manchmal auch die Position des besten polnischen Reporters zu besetzen? Ganz gewiss ist das so, besonders wenn es Personen betrifft, die ein Genre wie Journalismus betreiben – das Spiel um die besten Plätze (in der Branche, in der Kultur) findet ausschließlich auf der Hauptbühne statt. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass in der so genannten schönen Literatur die Verhältnisse andere sind. Ich will damit sagen, dass Magdalena Tulli einfach eine ausgezeichnete zeitgenössische Autorin ist, par excellence „allgemein menschlich“.

Nicht nur sie – dasselbe könnte ich über die nicht nur meiner Meinung nach beste polnische Autorin der letzten Zeit, Joanna Bator, sagen. Ihre glänzend geschriebenen Romane (*Piaskowa Góra* [deutscher Titel: Sandberg], 2009; *Chmurda*, 2010; *Ciemno, prawie noc* [Dunkelheit, fast Nacht], 2012) sind insofern mit der „Frauenfrage“ verbunden, als das bei ihr die Protagonistinnen (nicht Protagonisten) im Vordergrund stehen, aus deren Perspektive die Handlung dargestellt wird. Gleichzeitig (was nicht heißt: primär) liefert der erste der hier aufgeführten Romane eine eindringliche, tief sinnige Erzählung über die Entstehung und den Niedergang der sozialistischen Gesellschaft. Absolut konkurrenzlos, wenn man sich unsere Prosa aus den letzten zwei Jahrzehnten ansieht; das neueste Werk von Bator ist hingegen eine überaus ambitionierte Diagnose der heutigen kollektiven Mentalität der Polen und der hierzulande typischen Verwilderung.

Die Schlussfolgerung kann nur eine sein: der Begriff „Literatur der Frauen“ bedeutet eigentlich nichts, besonders dann, wenn wir es mit einem überdurchschnittlichen, ja herausragenden Schaffen zu tun haben. Die Lektüre entsprechender Rezensionen und Besprechungen solcher überdurchschnittlichen Bücher aus der Feder von Frauen belegt treffend, dass das Geschlecht eines Autors in keiner Weise eine Rolle spielt: man muss das Geschlecht nicht künstlich neutralisieren, weil es sofort als neutral (universell) erscheint.

Mit der Frauenliteratur ist das Problem keineswegs kleiner. Zum Ersten ist die Situation etwas schizophren: Werke aus dieser Sparte werden ostentativ geringgeschätzt, man macht mehr oder weniger boshafte Witze über sie, und doch ist sie zum Muster für Markterfolg und Medienpräsenz geworden. Wie könnte man über Autorinnen spotten, die jeden ihrer Romantitel in Auflagen um die 200.000 Exemplare verkaufen (wie etwa im Fall von Katarzyna Grochola und Małgorzata Kalicińska)? Autorinnen aus diesem Kreis bestehen zusammen mit ihren treuen, hervorragend organisierten und disziplinierten

nierten Leserinnen, wie sich auf Autorentreffen zeigt, weniger am Rande des literarischen Lebens als vielmehr überhaupt außerhalb der zeitgenössischen Literatur. Jene Welten sind völlig autonom und sich selbst genug, einziges Anerkennungskriterium sind die Verkaufszahlen. Die sind aber wirklich imponierend.

Zweitens und wichtiger: das literarische Feld in diesem Bereich ist dicht verwoben und wird von Jahr zu Jahr komplizierter. Wie die Expertin für Frauenliteratur und zugleich Vorsitzende der Jury für den Preis „Feder und Krallen“, Barnadetta Darska, erklärt, dass man heute beobachten könne, „wie versucht wird, Genrestereotype zu ändern“, etwa so, dass „eine Romanze ihres Happy-Ends beraubt wird und das Lebensziel nicht mehr der Mann ist“. Vor allem lässt sich jedoch eine wahre Invasion emanzipatorischer Motive beobachten, also eine Anreicherung leichter, einfacher und angenehmer Geschichten durch feministische Ideen und Postulate.

Drittens wächst schließlich die Rolle des Formats, das Bewusstsein – sowohl auf Seiten der Herausgeber als auch der Autorinnen selbst – von der Differenzierung in Subgenres. Natürlich geht es darum, an die Zielgruppe zu denken, um Maßnahmen zur Profilschärfung der populären Erzählung, hauptsächlich nach dem Kriterium des Alters; natürlich müssen die Protagonistinnen der Romane und die Leserinnen das gleiche Alter haben (siehe *chick-lit*, *bigger girl-lit*, *hen-lit* – um sich auf Kategorien aus dem angelsächsischen Bereich zu beziehen, die übrigens mehr kommerzieller als geschlechtsspezifischer Natur sind). Dazu kommt eine bewusste Erforschung des Eigenen – daher der große Erfolg von Familiensagas, die sich auf die typisch polnische Affirmation des Familiären stützen (zum Beispiel die vierbändige, bei den Lesern sehr beliebte *Cukiernia pod Amorem* [Konditorei Amor] von Małgorzata Gutowska-Adamczyk).

Es wird wohl hoffentlich deutlich, dass die Situation mehr als kompliziert ist. Denn Frauenliteratur funktioniert angeblich außerhalb des Mainstreams, aber jenen Mainstream prägt sie doch, da sie – ich wiederhole noch einmal das Zitat von Iwasiów – über einen klaren Vorteil gegenüber allen anderen Formen literarischer Kommunikation im heutigen Polen verfügt. Wie keine andere Form von Kreativität unterliegt sie einer weitgehenden Hybridisierung, saugt literarische Ideen, Konzepte und Techniken aus Gebieten, auf die sich populäre polnische Autorinnen noch vor wenigen Jahren überhaupt nicht gewagt haben. Oft dargestellt als Ausdruck spontaner Regungen (Schreiben als Herzensbedürfnis), erscheint Frauenliteratur heute eher als sehr bewusste Textproduktion.

Von den erwähnten Attributen erscheint jene Fähigkeit, emanzipatorische und politische Motive „aufzugreifen“, jenes spezifische Ausnutzen von Postulaten und Errungenschaften des Feminismus, als besonders aufschlussreich. Das Schmarotzertum, von dem hier die Rede ist, hat sich nämlich in der aktuellen Gestalt der dritten Form weiblichen Schreibens, nämlich der feministischen Literatur, deutlich niedergeschlagen. Es ist ja kein Zufall, dass in den letzten Jahren Begriffe wie „Pop-Feminismus“ oder „Pseudo-Emanzipation“ (beide aus der Sprache der Literaturkritik stammend) eine enorme Karriere

gemacht haben. Eben diesen Kategorien wurden häufig die Romane von Manuela Gretkowska (angefangen beim Jahr 2007, als sie ihren Roman *Kobieta i mężczyźni* [Frau und Männer] veröffentlichte), von Grażyna Plebanek oder Hanna Samson zugeordnet. Und das ist kein lokales Phänomen – dieselben Prozesse, basierend auf dem Aufgreifen und Aufsaugen des feministischen Diskurses durch die Pop- und Massenkultur tauchten bereits vor Jahrzehnten im Westen auf (in Amerika z.B. schon in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts).

Die erwähnten Massenmedien spielen eine besondere Rolle. Im kulturellen Bewusstsein existieren nur solche feministischen Autorinnen, die man nicht nur als Autorinnen vermarkten kann. Ich würde sogar die Behauptung wagen, je weniger sie Autorinnen sind, desto besser. Was aber sind sie dann?

Markante Persönlichkeiten, die sich eloquent, wenn auch immer im Rahmen des Korrekten (ihre Sperrigkeit ist nur eine Pose), zu jedem gesellschaftlich relevanten Thema äußern (Familienpolitik, die Ausgrenzung von Frauen, die Gewalt gegen sie, Sexualerziehung...). So funktioniert seit ein paar Jahren Sylwia Chutnik, der Liebling der bunten Blätter und des Frühstücksfernsehens. Die Medienindustrie stört das Übergewicht propagandistisch-feuilletonistischer Inhalte gegenüber dem Literarischen absolut nicht, das eine – offen gesagt – ziemlich nervige Eigenheit von Chutnicks Prosa geworden ist; es stört nicht, weil sie nicht nach dem Literarischen fragen, was man ihnen natürlich nicht zum Vorwurf machen kann. An dieser Stelle trifft sich übrigens die Frauenliteratur mit der feministischen Literatur, obwohl keine der beiden dieses Treffen geplant hat. Beide Gattungen sind postliterarische, d.h. sie werden jenseits von Literatur praktiziert. Denn die Frauenliteratur blüht in einer Epoche, in der – um an die von Dubravka Ugrešić in dem Band *Czytanie wzbronione* [Lesen verboten] gesammelten Skizzen anzuknüpfen – der Büchermarkt die Literatur als solche fast völlig verdrängt hat, und die feministische Prosa behauptet sich gar nicht schlecht in einer Welt, in der das Lesen schöner Literatur Zeitvergeudung ist. Es gibt ja so viele Dinge zu erledigen... Natürlich wichtigere als nur Belletristik.

[Übersetzung: Ulrich Heisse]



© Michal Aniempadystau

W 2012 roku ustanowiono w Polsce, niezależnie od siebie, dwie nagrody literackie posiadające wspólny zapis regulaminowy – wyróżnienie może trafić tylko do piszących pań. Mam na uwadze wręczoną po raz pierwszy w maju ubiegłego roku Nagrodę Literacką dla Autorki „Gryfia” (stało się to w Szczecinie) oraz przyznaną w Siedlcach kilka miesięcy później, także po raz pierwszy, dwudzielną Nagrodę „Pióro i Pazur” („Pióro” dla najbardziej poruszającej powieści kobiecej roku, „Pazur” dla najsympatyczniejszej i najbardziej optymistycznej powieści kobiecej roku). Uroczyste gale, na których uhonorowano pisarki tymi wyróżnieniami, zostały poprzedzone kilkudniowymi festiwalami: na Pomorzu był to Festiwal Literatury Kobiet, na Mazowszu – Festiwal Literatury Kobiecej; oba wypełnione po brzegi dyskusjami, spotkaniami autorskimi i pomniejszych zdarzeniami.

Poza prowincjonalnym usytuowaniem i poszukiwaniem odrębności (nikt w Polsce nie ma takiej imprezy literackiej jak my) inicjatywy te łączy coś jeszcze – wzięły się z lęku przed stygmatyzującym określeniem „literatura kobieca” („kobieca”, czyli gorsza, popularna, trywialna, wyprana z ambicji, schematyczna, wątpliwa artystycznie, wstydliva jako przedmiot lekturowy). Jak sobie z tym poradzić w Szczecinie, powiadamia nazwa nagrody i festiwalu, w Siedlcach zaś postawiono na zróżnicowanie oparte na prostej i chyba słusznej myśli: literatura kobieca bywa lepsza i gorsza, nie godzi się wrzucać rozmaitych książek – bardziej lub mniej udanych – do jednego worka.

Tu oczywiście powinno się pojawić choćby najskromniejsze dopowiedzenie terminologiczne. Otóż w polskim słowniku krytycznoliterackim literatura kobieca to literatura obiegu popularnego adresowana do kobiet, najczęściej utożsamiana z konwencjonalnym romansem lub tradycyjną powieścią psychologiczno-obyczajową (ona, on plus perypetie). Trudniej objaśnić termin nie tyle konkurencyjny, ile polemiczny. Najwięcej rzecz ujmując, literatura kobiet to literatura pisana przez kobiety, lecz niekoniecznie dla kobiet; raczej elitarna niż popularna. Nie ufałbym jednak przesadnie rozstrzygnięciom terminologicznym. Ostatecznie bowiem literaturą kobiecą bądź literaturą kobiet jest to, co zostanie uznane za literaturę kobiecą lub literaturę kobiet. A jeśli dodać do tego trzecią kategorię, czyli literaturę feministyczną, zamieszanie pojęciowe przekroczy wszelkie miary. Przyjdzie jeszcze nawiązać do tego galimatiasu nazewnictwa, tymczasem wracam do dwu nagród literackich tylko dla pań.

Za przedsięwzięciami, o których tu mowa, stały dwa różne środowiska: impreza szczecińska została wymyślona i programowo opracowana przez osoby z kręgów akademickich, w pierwszej kolejności badaczki problematyki gender i krytyczki feministyczne, impreza siedlecka była nadzorowana (organizacyjnie i koncepcyjnie) przez dziennikarki pism kobiecych i ekspertki zajmujące się popkulturą. Wskazują na tę różnicę, żeby oznajmić, iż ów pierwotny lęk przed epitetem „kobieca” doklejonym do słowa „literatura” rozkłada się na dwa odmienne lęki.

Uniwersyteckie feministki czy – szerzej – literaturo- i kulturoznawczynie zorientowane „kobiecentrycznie” jakiś czas temu spostrzegły, że rynek i show-biznes niemal bez reszty wchłonęły (by nie powiedzieć: pożarły)

„kwestię kobiecą” pojmowaną emancypacyjnie i politycznie. Inga Iwasów, jedna z najważniejszych postaci z tego kręgu i zarazem szefowa jury „Gryfia”, zanotowała przy innej, niezwiązanej z pracami owego jury, okazji: „Niewątpliwie mamy dziś do czynienia z sytuacją, w której duże nakłady i wierne fankluby potwierdzają przewagę literatury kobiecej nad wszystkimi innymi formami komunikacji literackiej, a zarazem nie ma możliwości dyskusowania na tej podstawie ani o problemach artystycznych, ani społecznych, w takim zakresie, którego niezbędność proklamował feminizm”. Sytuacja podpada tedy pod paradoks: nigdy wcześniej (licząc od przełomowego roku 1989) „sprawa kobieca” nie była tak dobrze reprezentowana w literaturze, nie było tylu autorek, a jednocześnie spełnił się sen – dalej Iwasów – „najbardziej konserwatywnych rzeczników patriarchy”. Dlaczego? Bo górę wzięło – dokończycy cytata – „zapotrzebowanie na bezpieczną narrację dla kobiet, w sposób przystępny interpretującą współczesność i nie nakładającą do konfrontacji z preferowanymi społecznie stylami życia”.

Błędem byłoby jednak – to już dodaję od siebie – usilnie i dość rozpaczliwe wyłuskiwanie spośród opowieści kobiecych utworów jakoś feministycznie nacechowanych (w tej gigantycznej produkcji można by i takie znaleźć) oraz wspieranie ich. Dlatego „Gryfia” nie jest nagrodą feministyczną – to wyróżnienie dla autorki, a więc premiiowane są napisane przez kobiety książki, o których można i trzeba dyskutować, które uruchamiają nietuzinkowe kwestie artystyczne, podrzucają istotne zagadnienia społeczne i wątki polityczne. Ostatecznie idzie – jeśli wolno się tak wyrazić – o wartości ogólnoludzkie, o okazałość literacką i doniosłość problemową. W ten oto sposób poradzić sobie w Szczecinie z niechcianą, obciążoną najgorszymi skojarzeniami etykietką „literatura kobieca”.

A lęk siedlecki? Chyba można go skojarzyć z obawą przed psuciem rynku, z niezgodą na gorszący triumf tandety, na wypieranie lepszego przez gorsze, nie mówiąc o tak oczywistej sprawie, jak potrzeba hierarchii czy dystynkcji, a także chęć aktywizowania czytelniczek, dostarczania sugestii poprzedzających ich wybory lekturowe.

Z tego co tu zdążyłem zanotować, wynika, że mamy dziś do czynienia z trzema wariantami pisarstwa kobiecego (chyba nie muszą zaznaczać, że podział to nad wyraz umowny, prowizoryczny, sporządzony na potrzeby tego artykułu). Najbardziej kłopotliwym pojęciem jest oczywiście literatura kobiet – ujmowana uniwersalistycznie, podziwiana jako literatura wartościowa lub nawet wybitna. Nie znaczy to jednak, że nie może być rozpatrywana w kontekście kobiecego doświadczenia czy w perspektywie kobiecej podmiotowości/tożsamości naznaczonej różnicą. Zarazem należy zauważyć, że dyskurs ten pełni funkcję pomocniczą, ma charakter komplementarny, a więc nie przesądza o losach książki i pozycji pisarki. Dość przywołać recepcję krytycznoliteracką *Włoskich szpilek* (2011) Magdaleny Tulli, pierwszej laureatki Nagrody „Gryfia”. Ów okazały tom prozy wiąże się z „kwestią kobiecą” w sposób nieunikniony – jest bowiem wypowiedzią jawnie autobiograficzną, traktującą o przeżyciach konkretnej zrazu dziewczynki, a później kobiety, jej relacjach – fundamentalnych dla tej opowieści – z matką,

jej (a nie jego!) funkcjonowaniu w rodzinie, szkole czy grupie rówieśniczej. „Kobiecość” *Włoskich szpilek* jest zatem źródłowa, wszak podmiot ma płęć, oraz regulowana przez konwencję prozy autobiograficznej. Tulli zwraca się ku „tematom trudnym” (w pierwszej kolejności idzie o doświadczenie posttraumatyczne związane z Holocaustem), ale nie są to przecież kwestie typowo kobiece (w domyśle: do tej pory nieobecne lub stłumione, właśnie dlatego, że kobiece), choć przecież jakoś tam – z uwagi na tematykę utworu i przemawiający podmiot – w kobiecość uwikłane.

A jeśli już mowa o pierwszej edycji „Gryfia”, to jeszcze wyraźniejszego przykładu dostarczają książki non fiction, które jako nominowane do tej nagrody konkurowały z *Włoskimi szpilekami*. Owszem – o Małgorzacie Szejnert, autorce zgłoszonego do „Gryfia” *Domu żółwia. Zanzibaru*, można powiedzieć, że jest wybitną polską reportażystką, a o jej młodszej koleżance, Ewie Winnickiej (zbiór reportaży *Londyńczycy*), że to świetnie zapowiadająca się reportażystka. Ale czy ambicją obu autorek nie jest czasami zajęcie pozycji najlepszego polskiego reportera? Z pewnością tak właśnie sprawy się mają, zwłaszcza jeśli dotyczą osób uprawiających gatunki użytkowe (dziennikarskie) – gra o znaczenie (w branży, w kulturze) rozgrywa się wyłącznie na głównym parkiecie. Nie ma powodu sądzić, że w domenie literatury zwanej piękną stosunki przedstawiają się inaczej. Chcę przez to powiedzieć, że Magdalena Tulli to po prostu znakomity, współczesny pisarz, par excellence „ogólnoludzki”.

Nie ona jedna – to samo mógłbym na przykład powiedzieć o najlepszej, nie tylko moim zdaniem, polskiej pisarce ostatniej doby, Joannie Bator. Jej znakomite powieści (*Piaskowa Góra*, 2009; *Chmurdaia*, 2010; *Ciemno, prawie noc*, 2012) łączą się z „kwestią kobiecą” w ten sposób, że na pierwszym planie widzimy u niej bohaterki (nie bohaterów), z ich punktu widzenia przedstawiane są zdarzenia fabularne, i tak dalej. Jednocześnie (co nie znaczy: prymarnie) pierwsza z wymienionych tu powieści przynosi przenikliwą, pogłębiającą opowieść o narodzinach społeczeństwa socjalistycznego i upadku tej formacji, absolutnie bezkonkurencyjną, jeśli wziąć pod uwagę zasoby naszej prozy z ostatniego dwudziestolecia, najnowsza zaś rzecz Bator to najbardziej ambitna diagnoza dzisiejszej mentalności zbiorowej Polaków, osobliwie tutejszego zdziczenia.

Wniosek może być tylko jeden: pojęcie „literatura kobiet” nie znaczy bodaj nic, zwłaszcza w sytuacji, kiedy mamy do czynienia z piśmiennictwem ponadprzeciętnym, zahażającym o wybitność. Lektura stosownych recenzji i omówień dotyczących właśnie dzieł ponadprzeciętnych, które wyszły spod kobiecych piór, aż nadto dobitnie dowodzi, że płęć autora nie wiąże się z żadnym nacechowaniem; nie trzeba jej neutralizować, ponieważ od razu pojawia się jako neutralna (uniwersalistyczna).

Z literaturą kobiecą kłopot wcale nie mniejszy. Po pierwsze, sytuacja jest nieco schizofreniczna: twórczość należąca do tego nurtu ostentacyjnie się lekceważy, mniej lub bardziej złośliwie dowcipkuje na jej temat, a jednocześnie stała się ona wzorem rynkowego sukcesu i medialnego istnienia. Jak tu kpić z autorek, które każdy swój tytuł

powieściowy sprzedają w nakładzie oscylującym wokół 200 tys. egzemplarzy (to casus Katarzyny Grocholi i Małgorzaty Kalicińskiej)? Pisarki z tego kręgu wespół z wiernymi, doskonale zorganizowanymi i zdyscyplinowanymi czytelniczkami, co ujawnia się na spotkaniach autorskich, funkcjonują nie tyle nawet na marginesie życia literackiego, ile w ogóle poza współczesną kulturą literacką. Owe światy są w pełni autonomiczne i samowystarczalne, a jedynym kryterium uznania są raporty o sprzedaży. Na ogół imponujące.

Po drugie i ważniejsze, pole literackie w tej domenie z roku na rok się zagęszcza i komplikuje. Jak wyjaśnia znawczyni tej twórczości i zarazem szefowa jury Nagrody „Pióro i Pazur”, Barnadetta Darska, obecnie można zaobserwować „próby przewartościowania stereotypów gatunkowych”, choćby w tym wymiarze, iż „romans zostaje pozbawiony szczęśliwego zakończenia, a życiowym celem przestaje być mężczyzna”, jednak nade wszystko można wyśledzić prawdziwą inwazję wątków emancypacyjnych, a więc zasilanie lekkich, łatwych i przyjemnych opowieści ideami czy postulatami feministycznymi.

Wreszcie po trzecie, wzrasta rola formatu, świadomość – tak po stronie wydawców, jak i samych autorek – podgatunkowego (sub-genre) zróżnicowania. Idzie oczywiście o myślenie o grupie docelowej, o zabiegi nastawione na profilowanie popularnej opowieści, głównie według kryterium wiekowego; oczywiście wiek musi być wspól-ny dla powieściowych protagonistek i czytelniczek (zob. chick-lit, bigger girl-lit, hen-lit – by odwołać się do kategorii, bardziej zresztą handlowych niż genologicznych, z obszaru anglosaskiego). Do tego dołącza się świadome eksplorowanie swojskości – stąd wielki sukces sag rodzinnych, wspartych na typowo polskiej afirmacji rodzinności (tu na przykład wielotomowa, ciesząca się wielkim czytelniczym wzięciem, *Cukiernia pod Amorem* Małgorzaty Gutowskiej-Adamczyk).

Widać, mam nadzieję, wyraźnie, że sytuacja jest bardziej niż skomplikowana. Oto bowiem literatura kobieca funkcjonuje rzekomo poza głównym nurtem, ale przecież ów główny nurt poniekąd ustanawia, dysponując – powtarzam za Iwasów – ewidentną przewagą nad wszystkimi innymi formami komunikacji literackiej w dzisiejszej Polsce. Jak żaden inny typ twórczości, podlega daleko idącej hybrydyzacji, wchłaniając idee, koncepty czy techniki literackie z terenów, na które polskie pisarki popularne – jeszcze kilkanaście lat temu – w ogóle się nie zapuszczały. Często przedstawiana jako wyraz działań spontanicznych (pisanie z potrzeby serca), literatura kobieca wydaje się bodaj najbardziej świadomą dziś praktyką tekstotwórczą.

Z wymienionych atrybutów owa zdolność do „przechwytywania” wątków emancypacyjnych i politycznych, osobliwego zerowania na postulatach i zdobyczach feminizmu wydaje się szczególnie instruktywna. Pasożytnictwo, o którym tu mowa, odcisnęło się bowiem wyraźnie na aktualnym kształcie trzeciej odnogi pisarstwa kobiecego, czyli literaturze feministycznej. Nie jest przecież przypadkiem, że w ostatnich latach takie pojęcia, jak „popfeminizm” czy „pseudoemancypacja” (obydwa wzięte z języka krytyki literackiej) zrobiły niejaką karierę. W tych właśnie kategoriach opisywano wielokrotnie powieści

Manueli Gretkowskiej (począwszy od roku 2007, to jest ogłoszenia przez nią powieści *Kobieta i mężczyźni*), Grażyny Plebanek czy Hanny Samson. No i nie jest to zjawisko lokalne – te same procesy polegające na przechwyceniu i wchłonięciu dyskursu feministycznego przez kulturę popularną i masowe media ujawniły się przed dziesięcioleciem na Zachodzie (na przykład w Ameryce już w drugiej połowie lat 70. ubiegłego stulecia).

Wspomniane przed chwilą mass media odgrywają rolę szczególną. W świadomości kulturalnej istnieją tylko te pisarski feministyczne, które da się publicznie przedstawić jako... nie tylko pisarki. Zaryzykowałbym nawet stwierdzenie, że im mniej są one pisarkami, tym lepiej. Kimże zatem są?

Wyrazistymi osobowościami wypowiadającymi się biegle, acz zawsze w granicach rozsądku (ich kontrowersyjność jest pozorowana) na każdy nośny społecznie temat (polityka rodzinna, wykluczenie kobiet i przemoc wobec

nich, edukacja seksualna...). Tak funkcjonuje od kilku lat Sylwia Chutnik, ulubienica kolorowych magazynów i telewizji śniadaniowych. Pracownikom przemysłu medialnego zupełnie nie przeszkadza przewaga treści interwencyjno-propagandowych nad literackością, a to stała i, co tu kryć, dość dokuczliwa właściwość prozy Chutnik; nie przeszkadza, ponieważ nie zwykli pytać o literackość, o co, rzecz jasna, nie można mieć do nich pretensji. W tym miejscu zresztą literatura kobieca spotyka się z literaturą feministyczną, choć żadna ze stron nie planowała tego spotkania. Obie formacje są postliterackie, w znaczeniu: praktykowane po literaturze. Literatura kobieca kwitnie bowiem w epoce, w której – by nawiązać do szkiców Dubravki Ugresić zgromadzonych w tomie *Czytanie wzbrownione* – rynek książki wyparł nieledwie w całości literaturę jako taką, a proza feministyczna ma się całkiem nieźle w świecie, w którym szkoda czasu na czytanie literatury pięknej. Wszak jest tyle spraw do załatwienia... Oczywiście większych niż taka tam sobie beletrystyka.

DARIUSZ NOWACKI (1965, Polen) – Literaturkritiker, Redakteur, Literaturforscher und Mitarbeiter der Fakultät für Zeitgenössische Literatur an der Schlesischen Universität. Redakteur der Kulturzeitschrift „Optionen“, Mitarbeiter bei Literaturzeitschriften sowie Tageszeitungen und Verlagen. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit zeitgenössischer polnischer Prosa. Nowacki veröffentlichte den Essayband *Beruf: Leser* (1999) sowie *Das große Gestern* (2004). Autor der Abhandlung *Das unvermeidliche Ich. Über das Subjekt der Schriften von Jerzy Andrzejewski* (2000). Zuletzt gab er *Wer ihnen Flügel verlieh. Anmerkungen zu Prosa, Dramen und Kritik* (2001-2010) (2011) heraus. Mitautor (zusammen mit Ivana Vidović Bolt) des Bandes *Orkiestra iza leđa. Antologija poljske kratke priče* (2001) sowie der Anthologie (gemeinsam mit Krzysztof Uniłowski) *Es war einmal die Kritik... Eine Auswahl von Texten aus den 90er und Nullern* (2003). Er wohnt in Sosnowiec.

DARIUSZ NOWACKI (1965, Polska) – krytyk literacki, redaktor, badacz literatury, pracownik Zakładu Literatury Współczesnej Uniwersytetu Śląskiego. Redaktor kwartalnika kulturalnego „Opcje“, współpracownik czasopism literackich, a także gazet codziennych i wydawnictw. Zajmuje się głównie współczesną prozą polską. Opublikował zbiory szkiców krytycznych *Zawód: czytelnik* (1999) oraz *Wielkie Wczoraj* (2004). Jest także autorem rozprawy *Ja nieuniknione. O podmiocie pisarstwa Jerzego Andrzejewskiego* (2000). Ostatnio wydał *Kto im dał skrzydła. Uwagi o prozie, dramacie i krytyce (2001-2010)* (2011). Współautor (wraz z Ivaną Vidović Bolt) zbioru *Orkiestra iza leđa. Antologija poljske kratke priče* (2001) oraz antologii (współ z Krzysztofem Uniłowskim) *Była sobie krytyka... Wybór tekstów z lat dziewięćdziesiątych i pierwszych* (2003). Mieszka w Sosnowcu.

Mykola Riabchuk Микола Рябчук

DAS ABC DES NATIONALISTEN LEXIKON NAЦІОНАЛІСТА

1. Nation

Ziemlich zu Beginn der 1990er Jahre erzählte mir meine siebenjährige Tochter, dass sie die Verse der ukrainischen Hymne als Hausaufgabe auswendig lernen soll. Sie wusste nicht, was eine Hymne ist. Ich musste ihr erklären, dass dies ein Text sei, der jemanden oder etwas rühme und besinge. Was die Ukraine sei, das fragte sie nicht, denn das wusste sie anscheinend schon.

Noch immer bedauere ich, dass ich nicht registrierte, wann bei meinen Kindern dieser Begriff auftauchte, wie auch viele andere – umso abstrakter, desto komplizierter für das kindliche Verständnis. Alle diese Begriffe, Ukraine, Volk, Identität, Patriotismus, müssen vor allem mit etwas Konkretem assoziiert werden: Mit Nachbarn, die eine andere Sprache sprechen, mit Passanten, die anders aussehen, mit der Weltkarte, oder noch besser mit dem Globus, auf dem dein Land, das Fleckchen Erde dir ähnlicher Menschen, mit einer anderen Farbe gekennzeichnet ist.

Ich glaube, dass das Verständnis dieser abstrakten Dinge ungefähr bei Fünfjährigen einsetzt und sich allmählich vertieft. Bei der Bewegung durch den Raum kann man dann sehen, dass dir ähnliche Menschen nicht nur in deiner unmittelbaren Nähe leben, sondern auch an anderen auf der Karte verzeichneten Orten. Das Gefühl der linear verlaufenden, nie endenden Zeit, macht es möglich, sich das Volk als Menschen vorzustellen, die nicht nur hier und jetzt leben, sondern auch schon früher, noch vor deiner Geburt lebten, und die wahrscheinlich nach dir, nach deinem Tod leben werden. Schließlich erlaubt das Verstehen weiterer Abstrakta, sich das Volk nicht nur als dir ähnlicher Menschen – in Sprache, Aussehen, Gewohnheiten – zu vergegenwärtigen, sondern auch vereint in Recht und Gesetz und mit staatlichen Institutionen als eine politische Nation.

Je komplizierter ein Abstraktum ist, desto älter und intellektuell entwickelter sollte ein Mensch sein, um es zu erfassen. Einem Urmenschen zu erklären, was so eine „Nation“ sei, ist genauso unmöglich wie einem dreijährigen Kind. Und selbst im Mittelalter war „Nation“ etwas sehr abstraktes, denn die Menschen identifizierten sich vor allem mit ihrer Region, weitere Gemeinsamkeiten stellte man sich insbesondere in den Kategorien des Glau-

bens, des Standes und der Zugehörigkeit als Untertan vor.

Heute kann man sich nur schwer eine Welt vorstellen, in der die Sprache keine symbolische Bedeutung hatte und nur ein mehr oder weniger bequemes Verständigungsmittel war, in der die Schriftsteller nicht in einer „Volkssprache“ schrieben, sondern in Latein (oder Kirchenslawisch), in der die Edlen im Gegensatz zum gemeinen Volk ganz unpatriotisch das ausländische Französisch gebrauchten, und die Wappen und Flaggen nicht die Nation symbolisierten, sondern v.a. bestimmte Adelsgeschlechter.

Liah Greenfeld zeichnet in ihrem lesenswerten Buch „Nationalism: Five roads to Modernity“ die Evolution des Begriffs „Nation“ vom Alten Rom, in dem er eigentlich entstanden war, bis in unsere Tage nach. Das lateinische „natio“ – Geburt, Herkunft, Geschlecht (nasci – geboren werden), verwendete man vor allem für jene Gruppe Fremder, die von verschiedenen Orten als eine Art Gastarbeiter nach Rom kamen, Menschen mit eingeschränkter Aufenthaltserlaubnis, die nicht die gleichen Rechte wie Römer hatten. An den mittelalterlichen Universitäten wurden mit dieser Kategorie Studentengruppen verschiedener Herkunftsgebiete bezeichnet, wobei man im Hinblick auf geographische oder sprachliche Merkmale ziemlich großzügig umging; diese Verwaltungskategorie hatte rein administrative und begrenzte Funktion und beeinflusste keinesfalls die Formierung einer festen, vereinigenden Identität außerhalb der Universität bei den Studenten zum Beispiel aus Italien, Frankreich und Spanien, die in Paris unter der gemeinsamen Rubrik „l'honorable nation de France“ eingetragen wurden oder die Studenten aus England und Deutschland, die als „la constante nation de Germanie“ registriert wurden. Da diese Studentenkontingente auch als eine Art Bruderschaften oder Hilfgemeinschaften funktionierten, die zudem an gesamtuniversitären Disputationen teilnahmen, begann der Begriff „natio“ die bloße geographische Zugehörigkeit oder Herkunft zu übersteigen und auch auf gewisse gemeinsame Positionen und Aktivitäten hinzuweisen.

In dieser Bedeutung – als eine Gemeinschaft mit geteilten Anschauungen – wurde der Begriff auf die Teilnehmer

der religiösen Diskussionen in den kirchlichen Versammlungen angewendet, an denen sich die Vertreter der Universitäten aktiv beteiligten.

Da unter ihnen auch Vertreter der kirchlichen und weltlichen Macht waren, begann der Begriff „natio“ allmählich die politische, kulturelle und schließlich auch gesellschaftliche Elite zu bezeichnen. Liah Greenfeld hält diesen Wandel für fundamental: Die Zugehörigkeit der Studenten zu der einen oder anderen „natio“ war zeitlich begrenzt und hatte rein praktischen Charakter gehabt, doch die Zugehörigkeit der Teilnehmer kirchlicher Versammlungen zu einer „Nation“ bestätigte ihren hohen Status auch außerhalb der Versammlungen und verlieh dieser Zugehörigkeit symbolischen Charakter.

Von da an wird die gesamte Elite zur Nation, zuerst in England, später mit der Verbreitung von Ideen und Denkweisen auch in anderen Ländern. Die europäischen Aufklärer wenden den Begriff der Nation nach und nach über die Aristokratie hinaus auch auf andere Stände an, und die Französische Revolution bestätigt schließlich die egalitäre Nation als obersten Souverän und Träger aller Rechte und Freiheiten.

Dieser Prozess verlief nicht geradlinig und einfach, man braucht nur einen Blick in die „Geschichte der Rus“ (Istorija rusiv) zu werfen, einen der Meilensteine des zukünftigen ukrainischen Projekts, um sich zu überzeugen, dass ihr Verfasser die russländisch-ukrainische Nation vor allem im Kosakenadel und ihren Nachfahren sieht, aber keinesfalls in den gemeinen Bauern, denen gegenüber sich der adlige Verfasser ziemlich verächtlich zeigt. Es mussten noch einige Jahrzehnte vergehen, damit dieses elitäre Standeskonzept zu einem wirklich nationalen ukrainischen Projekt wurde, die Kyrillo-Methodianische Bruderschaft samt ihrem egalitären „Buch von der Genese des ukrainischen Volkes“ (Knihha buttja ukrajins'koho narodu) entstehen konnte und Ševčenkos leidenschaftliches Streben ermöglichte, „all die kleinen, stummen, Sklaven zu befreien“, „die lebenden, die toten und auch die noch ungeborenen“.

Doch die Konzeptualisierung der gesamten Bevölkerung als Nation ist nur der erste Teil des Projekts. Der zweite und offensichtlich schwierigere Teil ist die Aneignung dieser anscheinend klaren Idee nicht nur durch die Intellektuellen, sondern auch durch die Gesamtbevölkerung. Der Wandel von Bauern zu Franzosen, wie ihn Eugen Weber in dem gleichnamigen Buch (Peasants Into Frenchmen: The Modernization of Rural France, 1880-1914) beschreibt, dauerte über ein Jahrhundert. Der Wandel der Landbevölkerung zu Ukrainern ist auch heute nicht abgeschlossen. In den letzten zwanzig Jahren verweisen soziologische Studien ziemlich stabil darauf, dass sich ein Drittel der Bevölkerung in erster Linie mit seiner Stadt, seiner Region, seinem Dorf identifiziert, und nur wenig mehr als die Hälfte der Bevölkerung mit der Ukraine im ethnischen und staatsbürgerlichen Sinn. Vor ungefähr 90 Jahren beschrieb der geniale ukrainische Satiriker Ostap Wyschnja das fiktive Volk der Kratzukras: *Und wie es so üblich ist, fragt man sie: Sehr geehrte Herren, von welcher Nation sind Sie? Und sie kratzen sich im Nacken und antworten: Wer weiß schon ... Peredrijwker sind wir, und orthodox ...*

Die heutigen Kratzukras kennen dank dem Fernsehen bestimmt die „Ukraine“ und wissen sogar, was eine Hymne ist, doch der Begriff der Nation bleibt für sie auch weiterhin viel zu abstrakt und der „Staat“ viel zu fremd und schlecht organisiert, als dass in ihnen der unwiderstehliche Wunsch aufkeimen könnte, sich mit diesem Staat oder dieser Nation zu identifizieren.

2. Identität

In der unterhaltsamen Komödie „Das Wunder am Purimfest“ (Cud Purymowy) von Izabela Cywińska wird die Geschichte eines Jan Kochanowski erzählt, eines Namensvetters des berühmten polnischen Renaissancedichters, der im Gegensatz zu seinem klassischen Vorgänger ein glühender, oder besser gesagt die Karrikatur eines glühenden Antisemiten ist. Einer von denen, die auf jedem Schritt und Tritt einen Hinterhalt der allgegenwärtigen Juden wittern, die ein auflagestarkes Boulevardblatt lesen und einem mit gedämpfter Stimme anvertrauen, dass Jelzin in Wirklichkeit ein „Jud“ sei, und Tymoschenko eine Jüdin, und der Nachbar aus dem vierten Stock auch einer von „denen“ sei.

Diese einfach gestrickte, schwarz-weiße Welt zerbricht eines Tages für den Helden, als er plötzlich erfährt, dass er selbst ein Jude mit dem Nachnamen Kochan ist. Und außerdem, dass er in Amerika einen reichen Onkel namens Kohn habe, der ein beträchtliches Erbe hinterließ. Dieses könne man freilich nur unter einer Bedingung erben – indem man zum Judentum konvertiere. Und das mit Haut und Haar, mit Beschneidung und der Kenntnis aller Regeln und Gewohnheiten.

Die Ehefrau bekennt sich in diesem kritischen Moment – ebenfalls Jüdin zu sein, und der Sohn zieht den logischen Schluss: „Wenn wir nun schon alle Juden sind, dann doch besser reiche als arme Juden.“

Am Purimfest reist der amerikanische Anwalt zu den Kochan-Kochanowskis, um zu kontrollieren, wie weit sie seien. Dabei informiert er sie ganz nebenbei, dass weitere Erben des Onkels aus Amerika aufgetaucht wären und dass das Erbe wahrscheinlich eher bescheiden ausfallen werde, es fraglich sei, ob es überhaupt für die Anwaltskosten reiche.

Die Kochans sind von dieser neuen Entwicklung im ersten Moment sprachlos, doch sie fassen sich unerwartet rasch. Sie feiern das Purimfest weiter und geben allen zu verstehen, dass ihnen ihre neue Identität zusage, und sie diese behalten wollen, ungeachtet eines mythischen Onkels aus Amerika.

Diese komische Geschichte von der Konversion eines polnischen Antisemiten zum Judentum lässt die Frage offen, was Kochanowski eigentlich dazu brachte, die neue Identität beizubehalten, nach dem sich die Hoffnung auf den amerikanischen Erbonkel als trügerisch erwiesen hatte. War die Entdeckung seiner eigenen jüdischen Herkunft entscheidend – die „Stimme des Blutes“ oder die aufrichtige Begeisterung für die jüdische Religion und Kultur, mit der er sich während seiner Konversion vertraut machen musste? Anders gesagt,

ist ein Jude unabänderlich Jude nur aufgrund seiner Geburt (so fügt sich Kochanowski Junior offensichtlich in sein „Schicksal“), oder kann er doch die eine oder andere Identität wählen (wie es Kochanowski Senior bewusst demonstriert)?

Von Fachleuten wird der erste Ansatz primordial bezeichnet, der zweite konstruktivistisch. Der Erste ist im Alltag zuhause, gründet sich auf Unterschieden, insbesondere auf rassistischen Stereotypen. Der Zweite dominiert die Fachwelt und untersucht Grenzen und Mittel der Konstruktion einer gewählten Identität sowie die Beziehungen zwischen individueller Wahl und sozialer Bedingtheit.

Der kanadische Historiker John-Paul Himka publizierte vor nicht allzu langer Zeit einen provokanten Aufsatz mit Titel *Der Flug des Ikarus in alle Richtungen*, in dem er nachwies, dass die galizischen Ruthenen im 19. Jahrhundert nicht unbedingt zu Ukrainern werden mussten. Sie hatten noch mindestens drei weitere Optionen: sich der polnischen Kultur zu assimilieren, in einer „allgemein-russischen“ aufzugehen, oder eine eigene galizisch-ruthenische Identität auszubilden (zusätzlich könnte man eine vierte, eine rein hypothetische Möglichkeit nennen, nämlich sich zu germanisieren, wenn die österreichische Regierung entsprechende administrative Maßnahmen eingeleitet hätte). Wie auch immer, die tatsächlichen Möglichkeiten für die Ruthenen waren begrenzt: Jeder einzelne konnte theoretisch nach Belieben werden, was er wollte, doch die ruthenische Gesellschaft konnte nicht aus ihrer Haut und sich – ganz gleich mittels welchem „sozialen Ingenieurtum“ – weder in Afrikaner noch in Amerikaner und nicht einmal in Schweden verwandeln.

In dieser Hinsicht ist die gesellschaftliche Identität durchaus primordial, im Gegensatz zu Individuen, denen sich im Prinzip grenzenlose Wahlmöglichkeiten bieten und die sich ihre Identität nach Belieben konstruieren können. Dagegen sind Gesellschaften in erheblichem Maße von ererbten Merkmalen, kulturellen Codes, Vorstellung von sich und den Anderen abhängig. Auch als Individuum hängt man von all dem ab, doch die radikale Reflexion der angenommenen Identität hängt vom individuellen Willen ab wie das Beispiel von Kochanowski Senior zeigt. Die Identität von Gesellschaften hängt allerdings nicht vom individuellen Willen ab, nicht einmal von der Summe allen individuellen Willens, denn dieses ist schwerfällig, amorph, in ständigem Fluss und nicht reflektierend. Es ist in großen Zügen dadurch charakterisiert, was Michael Billig als „banalen Nationalismus“ bezeichnet, ein unbewusster und deshalb auch unerkannter Nationalismus, der den Patriotismus durch alltägliche Rituale und Praktiken hervorbringt: Durch die Lektüre der immer gleichen Zeitungen, die Begeisterung für „unsere“ Sportmannschaft, die – wenn auch passive – Feier des Unabhängigkeitstages und des Verfassungstages, den Wetterbericht, dessen Grundlage immer unser Land und dessen ausschließliche Aufmerksamkeit auf unser Territorium darstellt, usw.

Billig assoziiert geistreich den kämpferischen Nationalismus (hot nationalism) mit einem wehenden Banner in Händen der aufgetragenen Menge, was allgemeine

Aufmerksamkeit erzeuge – im Unterschied zur Fahne des banalen Nationalismus, die unbeachtet vor dem Postamt hänge. Der kämpferische Nationalismus findet sich in einer Gesellschaft, die gegen eine tatsächliche oder vorgestellte Bedrohung ihrer Rechte kämpft. Dagegen ist der banale Nationalismus in einer Gesellschaft verbreitet, die ganz und gar mit ihrer Situation zufrieden ist; sie kämpft um nichts, im Notfall höchstens um den Status quo zu erhalten. Banaler Nationalismus ist zumeist latent, unter gewissen Umständen kann er natürlich auch in kämpferischen Nationalismus umschlagen, man erinnere sich nur an das Amerika vor dem 11. September 2001.

Doch was bringt nun Millionen Menschen dazu, sich mit der einen oder anderen nationalen Gemeinschaft zu identifizieren und außerdem, warum gerade mit dieser?

Es gab schließlich auch Zeiten, nur ein paar Jahrhunderte früher, da die nationale (oder eher ethnische) Identität keine wesentliche Rolle spielte; und auch heute ist sie nicht überall so wichtig wie die konfessionelle Identität (z.B. die isalmische „Ummah“) oder die Klassenidentität („das Proletariat“ in der Vorstellung der Kommunisten). Doch die religiöse Identität des Mittelalters wich weltlichen Religionen: dem Nationalismus, der Klassenzugehörigkeit – die trotz Marx' Prognose die nationale Identität nicht ablöste, wovon sich letztlich die Marxisten während des Ersten Weltkriegs selbst überzeugen konnten, als sich das Proletariat bereitwillig mit der eigenen, also der nationalen Bourgeoisie identifizierte und nicht mit dem Proletariat auf der anderen Seite der Front.

Also woher kommt dieser Enthusiasmus? Warum sind normale und vernünftige Menschen bereit, ihre Gesundheit und sogar das Leben auf Spiel zu setzen, „Körper und Geist“ wie es in unserer infantilen Hymne heißt, für eine Abstraktion, die man „Volk“ nennt? Obwohl doch das konkrete Volk, dem wir Tag für Tag auf den Straßen, in Ämtern, in öffentlichen Verkehrsmitteln begegnen, eigentlich nur die Menge ist, die in uns oft keine besonders positiven Emotionen hervorruft. Was wandelt nun in unserer Vorstellung diese banale Masse zu einem idealen „Volk“, zum Träger aller möglichen Tugenden, zum Objekt der Verehrung, der Lobpreisung und Selbstaufopferung?

Es gibt zwei mögliche Antworten, die sich im Grunde nicht widersprechen, sondern eher ergänzen.

Die erste Antwort liegt im Bedürfnis nach Solidarität und Sicherheit, ein rein praktisches Verlangen sich angesichts verschiedener äußerer Bedrohungen und innerer Herausforderungen auf die „Seinen“ (Familie, Klan, Sippe) verlassen zu können. In diesem Sinn stellt die „Nation“ eine große Familie dar und die nationale Identität ist eine Art Hochrechnung des archaischen Sippenverbands zu einer abstrakten Gemeinschaft in der neuzeitlichen Welt, die sich plötzlich weit über die Grenzen der eigenen Siedlung ausdehnt.

Die zweite Antwort liegt in der Angst vor dem Tod und der Sehnsucht nach Unsterblichkeit und sei es auch nur symbolisch. In der Vormoderne wurde dieses Verlangen durch Religion gestillt, in der Neuzeit hinterließ die

Säkularisierung eine existentielle Leere, die im gewissen Sinn auch der Nationalismus füllte. Die weltliche Religion hat ihre eigenen bürgerlichen Rituale und den Glauben an die symbolische Unsterblichkeit durch die metaphysische Zugehörigkeit zu einer „Nation“, einer überindividuellen Entität, die vor der eigenen Geburt existierte und nach dem eigenen physischen Zerfall weiter existieren wird.

Die „Kratzukras“ in Ostap Wyschnjas Feuilleton, die sich als Peredrijwsker und orthodox bezeichnen, haben keine nationale Identität nötig, denn ihre praktischen Bedürfnisse an Solidarität und Sicherheit werden in den Grenzen der Sippe befriedigt (das Dorf Peredrijwka) und ihre metaphysischen Bedürfnisse durch die traditionelle Religion. Im Prinzip kann eine solche Identität auch in einer größeren Welt erhalten bleiben, doch sie unterliegt dabei unweigerlich der Erosion durch die Moderne. Vereinfacht gesagt, die Kratzukras nationalisieren sich, werden zu Ukrainern oder zu Russen, oder wie lange Zeit im 20. Jahrhundert zum homo sovieticus.

Die zu Kochans gewandelten Kochanowskis verkörpern eher eine postmoderne Tendenz, die nicht die nationale Identität, sondern deren Exklusivität auflöst. Wenn sie zum jüdischen Glauben zurückkehren, bedeutet dies nicht, dass sie keine polnischen Bürger mehr wären und die damit verbundenen praktischen Vorteile verlieren. Sie gewinnen sogar einen symbolischen Vorteil hinzu, der mit der vorgestellten Zugehörigkeit zu einer weiteren kulturhistorischen Gemeinschaft verbunden ist.

Und schließlich noch ein Wort zum Onkel aus Amerika. Diese vaudevillehafte Figur hat nach meiner Beobachtung die Funktion eines Katalysators nicht nur in der Wandlung von Kochanowski zu Kochan, sondern auch in jener von Mina Masjenina zu Mina Masajlo (ein berühmtes ukr. Avantgarde-Theaterstück von M. Kulisch in den 1920er Jahren, Anm. d. Übers.). Ich glaube, vor zwanzig Jahren war es, als meine Bekannten, russischsprachige Kiewer ihrem siebenjährigen Sohn vor der Fahrt zu einem entfernten amerikanischen Verwandten eintrichterten, „Serjoscha, sieh zu, dass du mit dem Pan Mychail nur Ukrainisch redest!“

Herr Mychajlo ist schon lange tot, Serjoscha ist groß geworden und spricht weiterhin Ukrainisch. Woran Herr Mychajlo, wer weiß, vielleicht nicht ganz unschuldig ist.

3. Sprache

Gerade in jener Zeit, Anfang der 1990er Jahre geriet ich in so ein „Peredrijwka“, ein Dorf im Kiewer Gebiet, in dem entfernte Verwandte meiner Frau leben. Wir wurden gastfreundlich empfangen, wie es in der Ukraine Brauch ist. Eine Kleinigkeit störte die Verwandte, eine ältere Frau, freilich. Wir sprachen nicht nur untereinander Ukrainisch, sondern auch mit den Kindern, und so meinte die Alte schließlich: „Nein, nein, ne nada tak, wir reden hier auf unsere Weise. Aber, ihr lebt doch in der großen Stadt, da müsst ihr doch auch großstädtisch reden!“

Sie sagte nicht „ukrainisch“ oder „russisch“, weil ihr diese Begriffe zu abstrakt und deshalb inhaltsleer anmuteten.

Sie ging die Sache rein praktisch an, sozusagen mit dem gesunden Menschenverstand, hier auf dem Dorf redete man auf die eine Art und dort in der Stadt auf eine andere. Überall ist es erwünscht im lokalen Idiom zu sprechen, umso mehr wenn man diesem Ort lange, vielleicht für immer leben will.

Sprache war für sie ein bloßes Verständigungsmittel ohne jegliche symbolische Bedeutung. Obwohl sie vielleicht unterbewusst spürte, dass die großstädtische Sprache einen höheren Status als die Sprache im Dorf habe, weil sie eine gebildete, kultivierte, machtvolle, einflussreiche Welt repräsentiert. Diesen Status erleben ihre jüngeren Dorfgenossen jedenfalls ziemlich ausgeprägt, die in die Stadt pendeln, um sich dort dem Heer der Gastarbeiter anzuschließen und eine Art Enklave der dritten Welt in der ersten Welt bilden. Für sie ist das Ukrainische ein Symbol für Rückständigkeit, Minderwertigkeit, Kolchosensklaverei; es ist wie eine schwarze Hautfarbe, die sie loswerden wollen, um wie alle zu Weißen zu werden, oder wenigstens ihre Kinder zu Weißen zu machen, damit sie sich nicht so quälen, keine Beleidigung, Spott und Erniedrigung sei es physischer oder psychischer Art erdulden müssen.

In einem kolonisierten Land ist Sprache nicht einfach ein Gebrauchsmittel, das die Verständigung erleichtert, sondern auch eine Demonstration und ein Mittel der Dominanz einer Gruppe über eine andere. Die Wahl der Sprache hat daher nie rein praktischen Charakter, sondern stets auch symbolischen. Entweder akzeptiert man die koloniale Situation als gegebene und legitime Norm, bestätigt und reproduziert sie mit seinem Sprachverhalten, oder zweifelt sie an, unterläuft sie und versucht sie zu ändern.

Wenn die Sprache zum Symbol für Unterdrückung oder Befreiung wird, dann gründet die Einstellung zu ihr in mehr als nur pragmatischen Gebrauch. Metaphorisch gesagt, muss ein Weißer nicht unbedingt zum Indianer werden, es reicht, wenn er in einem bestimmten Moment die Bereitschaft zeigt, wie in dem bekannten amerikanischen Film, „mit dem Wolf zu tanzen“.

Der langjährige politische Häftling Semen Hluzman erzählt in seinen kürzlich erschienen Memoiren, wie er sich in den Gulags mit ukrainischen, litauischen und anderen nationalistischen Dissidenten anfreundete, darunter auch Kämpfern der UPA, die zu jener Zeit noch ihre 25-jährige Strafe verbüßten. Die Lagerleitung versuchte sie aufgrund ihrer Nationalitäten zu entzweien, ja aufeinander zu hetzen und wurde ziemlich bössartig, als dies nicht gelingen wollte. Semen Hluzman spricht und schreibt nur auf Russisch, sieht sich selbst aber als Ukrainer. Sein „Ukrainertum“ wird nicht so sehr durch seinen Reisepass geprägt, sondern vielmehr durch seine Loyalität, eine Konstellation von Ideen, Ansichten und Werten. In Nordirland würde man ihn vielleicht als nicht praktizierenden Katholiken bezeichnen, vielleicht auch als Atheisten, so oder so aber als katholisch. Denn die Konfession spielt dort wie die Sprache hier die Rolle einer politischen Signatur, die wenig über die eigentliche religiöse oder sprachliche Praxis aussagt, dafür aber eine Menge über Identität.

Als ich mir einmal das Museum moderner Kunst in Stockholm ansah, bemerkte ich eine ältere Frau mit einem zwölfjährigen Mädchen, vielleicht die Großmutter mit ihrer Enkelin, die wie ich durch die wenig besuchten Säle schlenderten. Sie sprachen Russisch. Das war nicht weiter verwunderlich, denn Russen gibt's jetzt überall und nur der Eisene Vorhang verhinderte, dass einem früher schon bewusst geworden wäre, dass jeder vierte Bewohner des europäischen Kontinents ein Russe ist. Doch im letzten Saal hörte ich plötzlich wie die Großmutter, während sie sich über eine Skulptur von Archipenko beugte, ihrer Enkelin entrüstet mitteilte, „Was schreiben die da? Er soll russisch sein? Er gehört doch zu uns! Ebenso Malewitsch!“ und nachdem sie sich weiter umgesehen hatte, sagte sie, „Und die Ekster auch! ...“

Ich weiß nicht, ob es die fremde Umgebung ist, die derart auf die Identität meiner Mitbürger wirkt und im gewissen Sinn die Rolle eines kollektiven Onkels aus Amerika spielt, oder ob die Ukraine postkolonial und postmodern wird und dabei auf wunderliche Weise die unangenehmen Begleiterscheinungen der Dekolonisierung und Modernisierung umgeht. Doch ich weiß, dass wirkliche Leben ist stets vielfältiger als all unsere Schemata und Klassifikationen. Und deshalb kann ich mir durchaus eine Zukunft vorstellen, in der die Identität nicht durch Religion, Sprache oder nationale Zugehörigkeit gekenn-

zeichnet ist, sondern durch eine Art Computerprogramm oder eine telepathische Verbindung.

In diesen Momenten denke ich immer an den ironischen Borges und an seine fiktive chinesische Enzyklopädie „Das himmlische Imperium wohltätigen Wissens“, gemäß dieser sind Tiere wie folgt zu klassifizieren: „a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die Fliegen ähneln“.

So wird unser Streben parodiert, alles zu klassifizieren, Hierarchien zu bilden und in Schubladen zu stecken. „Es gibt anscheinend keine Klassifikation auf der Welt, die nicht willkürlich und problematisch wäre.“ resümiert er, „Der Grund hierfür ist sehr einfach: Wir wissen nicht, was die Welt ist... und doch entbindet uns die Unmöglichkeit, den göttlichen Plan der Welt zu verstehen, nicht von dem Bemühen, unsere menschlichen Pläne zu entwickeln und uns dabei dessen bewusst zu sein, dass sie vorläufig sind.“

[Übersetzung: Alexander Kratochvil]



1. Нація

Якось на самому початку 90-х моя семилітня донька повідомила, що їй у школі задали вивчити вірша під назвою «Гімн України». Вона не знала, що таке гімн, тож я мусив пояснити, що це текст, який когось або щось прославляє й опіває. Що таке Україна – вона не запитувала, бо, видно, вже знала.

Я й досі жалкую, що не простежив, коли у моїх дітей з'явилося це поняття, як і безліч інших – чим абстрактніших, тим складніших для дитячого розуміння. Очевидно, що всі ці терміни – Україна, народ, ідентичність, патріотизм – мусили асоціюватися насамперед із чимось конкретним: сусідами, які розмовляють іншою мовою, перехожими, які виглядають цілком інакше, картою світу чи, ще краще, глобусом, на якому твоя країна – земля схожих на тебе людей, – позначена іншим кольором.

Припускаю, що розуміння цих абстрактних речей з'являється років у п'ять і поступово глибшає. Пересування у просторі дає змогу побачити, що подібні люди живуть не лише довкола тебе, а й в інших місцях, окреслених картою. Відчуття лінійного безконечного часу дає змогу уявити собі «народ» як людей, що не тільки живуть тепер, а й жили раніше, ще до твого народження, і які, ймовірно, житимуть потім, після твоєї смерті. І, нарешті, пізнання інших абстракцій дозволяє усвідомити «народ» як спільноту не просто подібних до тебе – мовою, виглядом, звичаями, – а й об'єднаних однаковими правами, законами, державними інституціями у політичну націю.

Чим складніша абстракція, тим старшою й мисленнєво досвідченішою для її розуміння має бути людина. І так само дозрілішим і мисленнєво досвідченішим має бути людство. Пояснити первісній людині, що таке «нація», так само неможливо, як і трирічному дитлахові. Зрештою, навіть у середньовіччі «нація» була чимось надто абстрактним, тому що люди себе ототожнювали насамперед зі своєю місцевістю, а ширші спільноти уявлялися головню в категоріях віри, стану й підданства.

Сьогодні важко собі уявити той світ, де мова не мала жодного символічного значення й була лише більш або менш зручним інструментом, де письменники писали не «народною» мовою, а латиною (чи церковнослов'янською), де знати, на відміну від простолуду, «непатріотично» користувалась чужоземною французькою, а герби й прапори символізували не націю, а всього лиш конкретні шляхетські роди.

Лія Грінфелд (Liah Greenfeld) у гарній книзі «Націоналізм: п'ять шляхів до модерності» простежує еволюцію терміну «нація» від Давнього Риму, де воно, власне, виникло, й до наших днів. Латинське *natio* – народження, походження, рід (від *nasci* – народжуватися) – вживалося насамперед щодо груп чужинців, що прибували до Риму з тої чи тої місцевості як такі собі «заробітчани», «лімітчики» і не мали тих самих прав, що римляни. В середньовічних університетах цією категорією описувалися групи студентів із різних країв (не конкретних, а досить довільно згрупова-

них за географічною чи мовною ознакою; ця бюрократична категоризація мала суто прикладний і тимчасовий характер і жодною мірою не впливала на формування якоїсь сталі спільної ідентичності поза межами університету у студентів, скажімо, з Італії, Франції та Іспанії, записаних у Парижі під спільною рубрикою «l'honorable nation de France», чи студентів з Англії та Німеччини, зареєстрованих як «la constante nation de Germanie»). Але оскільки ці студентські спільноти функціонували як товариства взаємодопомоги, а також брали участь у загально-університетських диспуатах, то термін *patio* почав вказувати не лише на регіон спільного походження, а й на певну спільну позицію та діяльність.

У цьому значенні – як спільнота, об'єднана поглядами, – термін «нація» був застосований до учасників еклезіастичних дискусій на церковних соборах, у яких представники університетів брали активну участь. А що серед учасників були також представники світської та церковної влади, термін «нація» почав позначати політичну, культурну, а згодом і соціальну еліту. Лія Грінфелд вважає цю зміну фундаментальною: приналежність студентів до тої чи тої «нації» була тимчасовою і мала суто практичний характер; натомість приналежність учасників церковних соборів до певної «нації» закріплювала за ними високий статус також поза межами собору, надаючи тій приналежності ще й характеру символічного.

Відтак «нацією» стає вся еліта – спершу в Англії, згодом – через дифузію ідей та поглядів – і в інших країнах. Європейські просвітителі поступово поширюють поняття нації з аристократії на інші стани, а Французька революція утверджує саме таку, егалітарну націю як головного суверена, носія усіх прав і свобод.

Цей процес егалітаризації не був легким і простолінійним: досить поглянути хоч би на класичну «Історію Русів» (1818) – один із наріжних каменів майбутнього українського проекту, – аби пересвідчитися, що для її автора русько-українська нація – це нація насамперед козацьких старшин та їхніх нащадків, але аж ніяк не селянського простолюду, до якого шляхетський автор ставиться досить зневажливо. Мусило минути ще кілька десятиліть, аби з'явилися кирило-методієвці з їхньою егалітарною «Книгою буття українського народу» та пристрасним Шевченковим прагненням «возвеличити отих малих рабів німих» – «і мертвих, і живих, і ненароджених», – аби український проект зі станом-елітарного став насправді національним.

Утім, усвідомлення нації як усього населення – це лише перша частина проекту. Друга і, як здається, значно складніша частина – це засвоєння простої на позір ідеї не лише інтелектуалами, а й самим населенням. Перетворення селян на французів, як описує це в однойменній книзі Юджин Вебер, тривало понад століття. Перетворення селян на українців не завершилося й досі. Ось уже двадцять років соціологічні дослідження стабільно показують, що третина населення ототожнює себе насамперед зі своїм містом, селом або регіоном. І лише трохи більше половини

– з Україною як нацією, в етнічному сенсі чи громадянському.

Майже 90 років тому блискучий український сатирик Остап Вишня описував вигаданий ним народ «чухраїнців» наступним чином: «А як, бува, запитують їх: “А якої ви, лорди, нації?” – вони почухають потилицю і відказують: “А хто його зна... Передриївські ми, православні”...»

Сьогоднішні «чухраїнці», завдяки телебаченню, безумовно, знають, що таке «Україна» і навіть що таке «гімн», а проте термін «нація» залишається для них і надалі занадто абстрактним, а «державна» – занадто чужою й дисфункціональною, аби в них могло виникнути непоборне бажання з тою державою чи тою нацією ототожнитися.

2. Ідентичність

У дотепній комедії Ізабелі Цивінської «Чудо на свято Пурім» (“Cud Purimowy”) розповідається про такого собі Яна Кохановського, однофамільця уславленого польського поета доби Ренесансу, котрий, на відміну від попередника-класика, є завзятим, ба навіть карикатурним антисемітом. Із тих, що на кожному кроці вбачають підступи всюдисущих «жидів», читають який-небудь «Персонал-плюс» і притишеним голосом розповідають, що Єльцин насправді – жид, Тимошенко – жидівка, і сусід із четвертого поверху – теж, «їхній».

Цей досконало простий, чорно-білий світ заламується одного дня для героя Цивінської, коли він раптом довідується, що й сам є євреєм на прізвище Кохан. І що має в Америці родича на прізвище Коен, котрий лишив по собі чималий спадок. Отримати його можна, однак, лише за однієї умови – перейшовши на юдаїзм. І то всерйоз – з обрізанням та опануванням усіх належних обрядів та звичаїв.

Дружина в цей критичний момент зізнається, що теж – єврейка. А син робить логічний висновок: «Раз ми все одно жиди, то краще бути багатими жидами, як бідними».

На свято Пурім до Коханів-Кохановських приходить американський адвокат – перевірити, наскільки вони ввійшли в нову роль. І при цьому, ніби між іншим, повідомляє, що в американського Коена знайшлися нові спадкоємці і що спадщина, скоріш за все, буде мізерною – навряд чи стане навіть на послуги адвоката.

Кохани, вражені новиною, на якусь мить замовкають, проте несподівано швидко оговтуються. І продовжують святкувати Пурім, даючи зрозуміти всім, що нова ідентичність припала їм до вподоби і що вони воліють залишитися при ній, незалежно від міфічного американського спадку.

Ця весела історія – навірення поляка-антисеміта в єврейство – залишає відкритим питання про те, а що ж, власне, змусило Кохановського залишитися при новій ідентичності вже після того, як сподівання

на американський спадок розвіялися. Чи вирішальним тут було відкриття свого власного єврейського походження – «голос крові», а чи щире захоплення єврейською релігією та культурою, відкритими у процесі вимушеної (заради спадку) адаптації? Інакше кажучи, – чи єврей приречений бути євреєм вже в силу самого свого народження (саме так виглядає упокорення своїй «долі» Кохановського-молодшого), а чи він може сам собі ту чи ту ідентичність вибирати (як це, схоже, свідомо робить Кохановський-старший)?

Фахівці називають перший підхід примордіалістським, другий конструктивістським. Перший – побутує у повсякденні, живлячи розмаїті, зокрема й расистські стереотипи. Другий – домінує серед науковців, породжуючи незгоди лише щодо можливих меж та засобів конструювання тої чи тої ідентичності і щодо співвідношення в цьому процесі індивідуального вибору та соціальної обумовленості.

Свого часу канадський історик Джон-Пол Химка опублікував провокативну статтю під назвою «Ікарівський лет у всіх можливих напрямках», де доводив, що в XIX столітті галицькі русини не конче мусили стати українцями. Перед ними були відкриті ще принаймні три опції: асимілюватися в польську культуру, в «загальноросійську», або ж витворити окрему галицько-русинську національну ідентичність. (До цього можна б додати ще й четверту, суто теоретичну опцію – германізацію, за умови здійснення австрійським урядом відповідної політики). Хоч би там як, а загальна кількість можливостей, що відкривалися перед русинами, залишалась обмеженою: кожен окремий русин теоретично міг стати ким-завгодно, натомість русинська спільнота за жодної соціальної інженерії не могла перетворитись ані на африканців, ані на американців, ані навіть на шведів.

В цьому сенсі ідентичність спільнот є до певної міри примордіалістською: на відміну від індивідів, які мають практично безмежну свободу вибору й можуть, у принципі, як-завгодно реконструювати свої ідентичність, спільноти великою мірою залежать від успадкованих рис, культурних кодів, уявлень про себе й одна про одну. Індивіди теж від усього цього залежать, але радикальна ревізія набутої ідентичності майже цілком улягає, як показує досвід Кохановського-старшого, індивідуальній волі. Ідентичність спільнот не залежить від індивідуальної волі ані навіть від звичайної суми індивідуальних волей; вона інерційніша, аморфніша, плінніша, безрефлексійніша. Вона великою мірою визначається тим, що Майкл Біліг називає «банальним націоналізмом» – неусвідомленим (і тому непомітним) відтворенням патріотичного почуття через посвякденні ритуали і практики: читання тих самих газет, уболівання за «нашу» спортивну команду, святкування, хоч би яке пасивне, Дня незалежності і Дня конституції (теж, зрозуміло, «наших»), оглядання прогнозу погоди, де основна або й виключна увага зосереджена на території «нашої» країни, тощо.

Біліг дотепно асоціює войовничий націоналізм із прапором, що майорить у руках збудженої юрби й привертає загальну увагу, – на відміну від прапора

«банального націоналізму», що непримітно висить собі на будинку пошти. Войовничий націоналізм – це націоналізм спільноти, яка бореться проти реального чи уявного порушення своїх прав. Натомість банальний націоналізм притаманний спільноті, яка цілком задоволена своїм становищем; вона ні за що не бореться, хіба що, у разі потреби, – за збереження наявного статусу-кво. Банальний націоналізм переважно латентний; за певних обставин, однак, він може стати дуже навіть войовничим – досить згадати Америку після терактів 11 вересня 2001 року.

Але що спонукає мільйони людей ототожнювати себе з тою чи тою національною спільнотою і чому саме з національною?

Адже були часи – якихось кілька століть тому, – коли національна (чи, радше, етнічна) ідентичність не відігравала істотної ролі; властиво, й сьогодні для деякого вона не настільки важлива, як ідентичність конфесійна (мусульманська «умма», наприклад) чи, скажімо, класова («пролетаріат» в уяві комуністів). А все ж – релігійна ідентичність середніх віків поступилася місцем світській релігії – націоналізмові, а класова ідентичність, усупереч Марксовим передбаченням, так і не пододала ідентичності національної, – в чому й самі марксистки, зрештою, пересвідчилися під час Першої світової війни, коли пролетарі охочіше ототожнювали себе з власною, себто національною буржуазією, аніж із такими самими пролетарями до другого бік фронту.

Отож звідки цей ентузіазм? Чому люди – цілком притомні й раціональні – готові віддати здоров'я і навіть життя, покласти «тіло і душу» (як співає наш інфантильний гімн) за абстракцію, звану «народом»? Адже той конкретний народ, із яким ми стикаємось у повсякденні, – на вулицях, в установах, у переповненому міському транспорті, – це всього лиш юрба, яка здебільшого не викликає в нас якихось особливо позитивних емоцій. То що ж перетворює в нашій уяві цю банальну юрбу на ідеальний «народ», носія всіх можливих чеснот, об'єкт поклоніння, оспівування й самопожертви?

Тут є дві відповіді, які, зрештою, не заперечують одна одну, а радше доповнюють.

Перша відповідь – це потреба солідарності і безпеки, суто практичне прагнення покласти на «своїх» (рід, клан, плем'я) перед різноманітними зовнішніми загрозами і внутрішніми викликами. В цьому сенсі «нація» – це велика родина, а національна ідентичність – така собі екстраполяція архаїчного племінного зв'язку на абстрактну спільноту в новочасному світі, що розширився раптом далеко за межі рідного селища.

Друга відповідь – це страх смерті й потреба вічності, бодай символічної. В домодерні часи цю потребу задовольняла релігія; за нової доби секуляризація витворила екзистенційну пустку, яку, власне, й заповнив націоналізм. Це світська релігія, що має свої, громадянські, обряди та ритуали й свою віру у сим-

волічне безсмертя через метафізичну причетність до «нації» – понадособової сутності, що існувала до твого народження й існуватиме після фізичного зникнення.

«Чухраїнці», які окреслюють себе у фейлетоні Остапа Вишні як «передріївські» і «православні», не потребують національної ідентичності, бо їхні практичні потреби в солідарності і безпеці реалізуються в межах «племени» (села Передріївка), а їхні метафізичні потреби цілком задовольняє традиційна релігія. У принципі, таку ідентичність можна зберігати й у ширшому світі, але там вона неминуче улягає ерозії, себто модернізації. Вона, простіше кажучи, націоналізується – «чухраїнці» стають українцями, або ж росіянами, або ж, як це було впродовж майже цілого ХХ століття, гомо советікусами.

Що ж до Кохановських, які перетворюються на Коханів, то вони уособлюють радше тенденції постмодерні, за яких національна ідентичність не зникає, але перестає бути ексклюзивною. Навертаючись у єврейство, вони не перестають бути польськими громадянами, а отже й не втрачають пов'язаних із цим практичних переваг. І водночас набувають додатково переваг символічних, пов'язаних з уявною причетністю до ще однієї культурно-історичної спільноти.

І нарешті два слова про американського дядечка. Ця водевільна постать, за моїми спостереженнями, здатна каталізувати не лише петеиворення Кохановських у Коханів, а й якого-небудь Міни Мазеніна у Мину Мазайла. Років двадцять тому, пригадую, мої друзі, російськомовні кияни, напучували свого семилітнього сина перед приїздом далекого американського родича: «Ты ж, Сережа, смотри, с паном Михайлом разговоривай по-украински!...»

Пан Михайло давно вже помер, Серьожа виріс, а проте розмовляє по-українськи й досі.

Втім, хтозна, може, пан Михайло у тому зовсім і не винен.

3. Мова

Десять у той самий час, на початку 90-х, я потрапив у таку собі «Передріївку» – село на Київщині, де жили далекі родичі моєї дружини. Приймали вони нас, як і заведено в Україні, надзвичайно гостинно. Схоже, лише одна річ турбувала бабусю: ми розмовляли не лише між собою, а й із дітьми по-українськи, – тож бабуся врешті сказала: «Не нада так. То ми тут балакаємо по-своєму. А ви живете у городі, то й мусите балакати по-городському!...»

Вона не сказала «по-українськи» чи «по-російськи», – бо ці ярлики були для неї занадто абстрактними і тому беззмстовними. Вона підійшла до справи суто практично, у термінах здорового глузду: тут у нас на селі – одна мова, а в городі – інша; в кожній місцевості бажано розмовляти місцевою мовою, а надто коли збираєшся жити у тій місцевості досить довго або й довіку.

Мова була для неї лише інструментом, без жодного символічного значення. Хоча підсвідомо вона, може, й відчувала, що городська мова має вищий статус, аніж сільська, бо ж представляє вищий – культурніший, освіченіший, заможніший, облаштованіший, впливовіший світ. У кожному разі, її молодші односельці, які переїжджають до міст, поповнюючи там ряди гастарбайтерів – такі собі анклавні третього світу у першому, – досить виразно цю статусність відчувають. Для них українська мова – це знак упослідженості, другосортності, колгоспного рабства; це чорна шкіра, якої вони прагнуть позбутися, аби стати, як усі, білими чи, принаймні, зробити білими своїх дітей – аби «не мучилися», – не зазнавали образ, глузувань, принижень, фізичних і символічних.

В колоніальній країні мова – не просто утилітарний засіб, який полегшує комунікацію, а й вияв (і засіб) домінування однієї групи над іншою. Вибір мови відтак має не тільки й не стільки прагматичний характер, скільки символічний. Людина або приймає колоніальну ситуацію як даність, як легітимну норму, і своєю мовною поведінкою її підтримує й репродукує; або ж ставить її під сумнів, заперечує, намагається змінити.

Якщо мова є символом – поневолення або визволення, – то відповідно й ставлення до неї виявляється значно істотнішим від практичного використання. Метафорично кажучи, біла людина не конче мусить ставати індіанцем; досить, аби лиш у певний момент вона показала готовість, як у класичному американському фільмі, «танцювати з вовками».

У недавно опублікованій книзі спогадів Семен Глузман, багатолітній політ'язень, розповідає, як він, єврей, заприятелював у таборах з українськими, литовськими та іншими «націоналістичними» дисидентами, а також – із бійцями УПА, які все ще відбували в той час свої 25-літні терміни. І як табірне начальство намагалося роз'єднати їх за національною ознакою, пересварити, нацькувати одне на одного, і як скаженіло, коли це йому не вдавалося. Семен Глузман пише і розмовляє лише по-російськи, але вважає себе українцем. Його «українськість» визначається, зрозуміло, не так паспортом, як лояльністю – певним набором ідей, поглядів, цінностей. У Північній Ірландії його можна було б назвати непрактикуючим католиком. Або й узагалі, атеїстом. Але все одно – католицьким. Бо ж конфесія в них, як і мова у нас, – це радше політичний маркер, котрий мало що каже про реальну церковну чи мовну практику, зате дуже багато – про ідентичність.

Якось гуляючи Музеєм модерного мистецтва в Стокгольмі, я помітив старшу жінку з 12-літньою дівчиною, – можливо, бабусю з онукою, – котрі так само неквапно ходили напівпорожніми залами й балакали по-російськи. Нічого в тім дивного не було, росіян скрізь багато, лише залізна завіса перешкоджала нам усвідомити значно раніше, що кожен четвертий житель європейського континенту – росіянин. Але в останньому залі я почув раптом як бабуся, схилившись до скульптури Архипенка, обурено каже онуці: «Что они написали?!.. Какой же он русский?!.. Он же

наш! И Малевич! – вона кинула поглядом далі по залу. – И Эстер!...»

Я не знаю, чи це закордон так впливає на ідентичність моїх співвітчизників, відіграючи, у певному сенсі, роль колективного американського дядечка, а чи це вже сама Україна стає постколоніальною й постмодерною, оминаючи якимсь дивом неприємні проблеми деколонізації та модернізації. Але я знаю, що реальне життя завжди багатше за всі наші схеми, моделі і класифікації. А тому легко можу собі уявити майбутнє, де ідентичність визначатиметься вже не релігією, не мовою й не національною приналежністю, а типом комп'ютерного опрограмування чи регістром телепатичного зв'язку.

У таких ситуаціях я завжди згадую іронічного Борхеса, а точніше – вигадану (скоріш за все) ним китайську енциклопедію «Небесна імперія благодат-

них знань», де всіх тварин поділено на а) належних Імператорові, б) набальзамованих, в) приручених, г) малюків, ґ) сирен, д) казкових, е) окремих собак, є) включених у цю класифікацію, ж) що гасають, як очманілі, з) незлічених, и) намальованих щонайтоншим пензлем із верблюдячої шерсті, і) інших, ї) котрі розбили квіткову вазу, й) схожих здала на мух.

Так він пародіює наше намагання все класифікувати, розкласти по шухлядах, вишикувати в ієрархії. «Вочевидь, не існує класифікації світу, яка б не була довільною і проблематичною, – підсумовує він. – Причина вельми проста: ми не знаємо, що таке світ... А проте неможливість збагнути божествену схему світу не відхоочує нас від будовання наших, людських схем, хоч ми й розуміємо, що вони – тимчасові».

МЬКОЛА РЬАВСЬУК (1953, Україна) – Schriftsteller und Journalist, Vizepräsident des ukrainischen PEN-Klubs. Studium an der Lwiwer Polytechnischen Hochschule (1977) und am Gorkij-Literaturinstitut Moskau (1988). Arbeitete für die Zeitschriften „Wseswit“, „Sutschasnist“ und „Krytyka“ und hatte mehrere Lehraufträge und Forschungsstipendien in den USA, in Kanada, Australien, Frankreich, Schweden, Österreich, Polen und Ungarn. Redaktionsmitglied bei „Wseswit“, „Sutschasnist“ und „Krytyka“, „Nowa Europa Wschodnia“, „Porównania“ und „South Eastern Europe“. Autor einer Reihe von Büchern, die ins Deutsche, Französische, Polnische und Serbische übersetzt wurden. Mehrere Auszeichnungen, unter anderem die Medaille „Bene merito“ des polnischen Außenministers (2009) für seinen Beitrag zur polnisch-ukrainischen Verständigung. Aufsatzsammlungen: *Gleichschaltung: Authoritarian Consolidation in Ukraine, 2010-2012*, Kiew 2012; *Sad Metternicha* (Metternichs Garten), Lwiw 2008. Polnische Übersetzung: *Ogród Metternicha*. Breslau 2010; *Dvi Ukrainy: Realni mezhi, virtualni viyny* (Zwei Ukrainen: reale Grenzen und virtuelle Kriege), Kiew 2003. In Polnischer Sprache: *Dwie Ukrainy*, Breslau 2004; *De la „Petite Russie“ à l'Ukraine*, Vorwort von Alain Besançon, Paris 2003. Auf Deutsch erschien im Suhrkamp Verlag der Essayband *Die reale und die imaginierte Ukraine*, Frankfurt/M. 2006.

МЬКОЛА РЬАВЬУК (1953, Україна) – письменник і журналіст, віце-президент українського ПЕН-клубу. Закінчив Львівську політехніку (1977) та Літінститут ім.Горького у Москві (1988). Працював у часописах „Всесвіт“, „Сучасність“ та „Критика“, перебував на викладацькій та науково-дослідній роботі у США, Канаді, Австралії, Франції, Англії, Швеції, Австрії, Польщі та Угорщині. Член редколегії часописів „Критика“, „Всесвіт“, „Nowa Europa Wschodnia“, „Porównania“ та „South Eastern Europe“. Автор кільканадцяти книжок, перекладених зокрема німецькою, французькою, польською та сербською мовами. Лавреат премії Антоновичів (2003), нагород POLCUL (1997), Польсько-Української Капітули (2002) та медалі „Bene merito“ міністра закордонних справ Польщі (2009) – за вагомий внесок у польсько-українське порозуміння. Останні книжки – *Сад Меттерніха* (2008), *Улюблений пістолет пані Сімсон. Хроніка помаранчевої поразки* (2009), *Постколоніальний синдром. Спостереження* (2011), та *Від „хаосу“ до „стабільності“*. Хроніка авторитарної консолідації” (2012). Від 2006 року веде щотижневу авторську колонку в „Газеті по-українськи“ та щомісячні англомовні коментарі на сайті *Current Politics in Ukraine*.

UŁADZIMIER ARŁOŪ

UŁADZIMIER ARŁOŪ (1953, Belarus) – Historiker, Essayist und Lyriker. Seit 1986 erschienen rund dreißig Werke mit historischer Prosa, Essay- oder Lyrikbände, darunter Titel wie *Die Geheimnisse der Geschichte von Potack* (1994), *Requiem für eine Kettensäge* (1998) oder *Fähre über den Ärmelkanal* (2006). Seit 1997 ist Arłoŭ Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Krynica“. 1991 erhielt er die Francišak-Skaryna-Medaille, 1993 den Ŭladzimier-Karatkievič-Preis, 1996 den Francišak-Bahuševič-Preis des Belarussischen PEN-Zentrums, 1998 den Hliniany Viales und 2010 in Danzig den Literaturpreis „Europäischer Dichter der Freiheit“.

УЛАДЗІМЕР АРЛОŪ (1953, Беларусь) – гісторык, эсэіст, паэт. З 1986 года выйшлі каля трыццаці кнігаў прозы, эсэістыкі й паэзіі, сярод іх *Таямніцы полацкай гісторыі* (1994), *Рэквіем для бензапілы* (1998), *Паром празь Ля-Манш* (2006). З 1997 – супрацоўнік рэдакцыі часопіса „Крыніца“. У 1991 уганараваны Медалём Францішка Скарыны, у 1993 прэміяй імя Ŭладзімера Караткевіча, лаўрэат Літаратурнай прэміі Францішка Багушэвіча Беларускага ПЭН-цэнтра (1996), прэміі „Гліняны Вялес“ (1998) і „Эўрапейскі паэт свабоды“ (2010).

Уладзімер Арлоў Uładzimier Arłoŭ

Fähre über den Ärmelkanal

Wusste ich's doch:
Fast niemand hier
(mich ausgenommen)
spricht Belarussisch,
aber,
wenn du bei mir wärst,
würde dies winzige Manko
im Handumdrehen
zum Riesenvorteil, denn
im Gedränge des Deckpublikums
könnten wir unsere Empfindungen besprechen,
ohne Scham vor dem Allerheimlichsten
(du weißt, was für starke Gefühle
das bloße Wort oft hervorbringt),
mit Ausnahme dessen,
was man auch im Bett nicht mal flüstert –
zumal wir zum Aberglauben neigen und
oft schon auf Holz geklopft haben.

Unser Schiff
(hier als ferry, auch boat-ship bezeichnet)
kommt stärker ins Schwanken, schon
fordert die Seekrankheit erste Opfer.
(Gott sei's gedankt, ich habe –
aus hundsbanalem
Mangel an Pfunden –
mich nicht an der Schiffsbar
mit Bier abgefüllt.)
Das Geld in der Tasche,
es reichte gerade, dich anzurufen,
nur dachte ich an die Zeitverschiebung.
(Wer hat wohl an meiner Stelle
diese zwei Stunden verlebt?)

Port Ramsgate
erinnert vom Meer an die noble Kulisse
zum Film „The French Lieutenant's Woman“
nach dem Roman des Inselbewohners J. Fowles.

Ich hab dir verschwiegen, dass
mir das Ticket nach Ramsgate
(dazu ihre Nummer)
in Minsk eine junge Dame vermachte,
mit Augen, so grün wie heut der Kanal,
ich hätte sie auf der Stelle
zum Abendessen zu zweit eingeladen,
gäb es auf dieser Welt nicht noch
dich.

Hinter den Uferkulissen
macht sich der Zöllner bereit,
Richard sein shakespeareischer Name,
der in mir ob des rötlichen Bartes
einen Kerl
von der Irish Republican Army vermutet.

Doch geht alles gut aus
bis auf die Verzögerung an der Victoria Station,
wo gestern die Iren
wieder mal eine Mülltonne nebenbei
mit einem Sprengsatz bestückten,
getarnt als Vanilleeis,
was zwei Menschen
den Weg nach Europa endgültig abschnitt,
einem dritten
die Möglichkeit zur bequemen
Einreise per Rollstuhl eröffnete.

Alles geht gut aus:
Ich gewöhne mich rasch an den Linksverkehr
(eine bloße Formalie,
ist doch die Richtung, nicht wahr,
für alle dieselbe,
auch wenn es uns beiden mitunter glückt,
einander entgegenzugehen,
gar zusammenzukommen);

die Terroristen im Osterurlaub;
einer farbigen Alten von den West Indies
zeig ich den Weg zur Holden Road, dafür
schnappt sich ein britischer Rassehund
mir unbekannter Rasse
gutmütig mein Bein;
am Trafalgar Square setzt eine Taube
zum Zeichen ihrer Zutraulichkeit
ein kreisrundes Weiß
auf meinen grünen Pullover
(in Minsk
bemerkte ein weiser Jude, ich hätte
zum grünen Pullover die grüne Aura;
gäb es auf dieser Welt nicht noch dich –
ich hätte gewiss nicht versäumt, diese Informationen
zu teilen mit der grünäugigen Minsker KassiererIn),
und als ich das boat-ship wieder besteige,
erscheint mir die Insel
als grüner, gemütlicher Weiler,
noch gut für ein paar schöne Tage,
wenn man dort mehr Belarussisch spräche,
du jedenfalls.

Паром празь Ля-Манш

Я так і думаў:
тут амаль ніхто
(калі не лічыць мяне)
не гаворыць па-беларуску,
але,
каб ты была са мною,
гэты дробны недахоп
імгненна ператварыўся б
у велізарную перавагу, бо
ў гушчыні палюбнай публікі
мы маглі б гаварыць пра нашы пачуцці,
не саромеючыся самага патаемнага
(ты ведаеш, якія вострыя адчуванні
могуць падараваць проста словы),
за выняткам таго,
што нельга казаць нават шэптам у ложку –
пагатоў, мы з табою схільныя да прымхаў і
часта стукаем тры разы па дрэве.

Наш карабель
(па-тутэйшаму – ferry, альбо boat-ship)
гайдае ўсё мацней, і ўжо ёсьць
першыя ахвяры марское хваробы.
(Дзякуй богу, што я –
з банальнай прычыны
адсутнасці фунтаў –
не нажлукціўся піва
ў карабельным бары.)
Манэтаў у кішэнях
яшчэ хапіла б на званок табе,
толькі я ўспомніў пра розьніцу ў часе.
(Цікава, хто пражыў гэтыя дзеве гадзіны
замест мяне?)

Порт Ramsgate
выдае з мора на шыкоўныя дэкарацыі
да фільму "Каханка французскага лейтэнанта"
паводле рамана жыхара гэтае выспы Дж. Фаўлза.

Я не казаў табе, што
білет у Ramsgate
(разам з сваім тэлефонам)
дала мне ў Менску дзяўчына
зь зялёнымі, як сённяшні Ля-Манш, вачыма,
якую я ахвотна
запрасіў бы павячэраць удваіх,
калі б на сьвеце не было
цябе.

За прыбярэжнымі кулісамі
рыхтуецца да выхаду мытнік
з шэкспіраўскім імем Рычард,
які дзякуючы рудой барадзе
прыме мяне за хлапца
з Ірляндзкай Рэспубліканскай Арміі.

Але ўсё скончыцца памысна,
калі не лічыць спазьнення на вакзал "Victoria",
дзе ўчора ірляндцы
мімаходзь апусьцілі ў сьметніцы
чарговую партыю бомбаў,
замаскаваных пад порцыі плямбіру,
каб два чалавекі
ўжо ніколі не змаглі трапіць у Эўропу,
а яшчэ адзін
здолеў бы наведаць яе
ў камфортабельным вазку для бязногіх.

Усё скончыцца памысна:
я хутка прывыкну да левабаковага руху
(урэшце, гэта пустая фармальнасць,
бо ўсе мы, згадзіся,
рухаемся ў адным кірунку,
хоць часам нам з табою ўдаецца
рухацца насустрач адно аднаму
і нават сустракацца);

у тэрарыстаў будучь велікодныя вакацыі;
я пакажу, як прайсьці на Holden Road
пажылой мурынцы з Вэст-Індыі, і за гэта
мяне нязлосна цапне за нагу
пародзісты брытанскі сабака
невядомае мне пароды;
голуб з Trafalgar Square
на знак асаблівага даверу
пакіне белы кружок
на маім зялёным швэдры
(у Менску
адзін абазнаны габрэі скажа, што
апрача зялёнага швэдра ў мяне зялёная аўра;
я не прамінаў бы падзяліцца гэтымі зьвесткамі
зь зеленавокай менскай касіркай –
калі б на сьвеце не было цябе),
і калі я зноў падымуся на boat-ship,
Англія здасца мне
ўтульным зялёным хутарам,
дзе можна было б затрымацца яшчэ на тыдзень,
каб там больш гаварылі па-беларуску,
прынамсі – ты.

Гарышча

Ня лазь на гарышча,
наказвае бабуля,
дзіўнае чынiцца там:
няма нікога,
ды гавораць нейкія людзі,
плача дзіця, а ўчора
круціўся сам сабою
калаўротак.

Дзень навiлёт
сяджу я ціхутка на печы –
слухаю гарышча:
сьмяюцца там дзеці,
гігоча прыцішана конь,
стоена дыхае хтосьці,
слухаючы хату
або птушак на вільчыку.
Мы жывем у хаце,
над намі жыве гарышча,
над гарышчам – неба.

Der Speicher

Steig nicht auf den Speicher,
mahnt Großmutter,
sonderbar geht es dort zu:
niemand ist da,
und doch sprechen dort Menschen,
weint ein Kind, und gestern
hat sich das Spinnrad gedreht.

Den ganzen Tag
sitze ich still auf dem Ofen –
lausche dem Speicher:
dort lachen Kinder,
wiehert leise ein Pferd,
schnauft jemand heimlich,
belauscht das Haus
oder die Vögel auf dem First.
Wir leben im Haus,
über uns lebt der Speicher,
über dem Speicher – der Himmel.

Jener Sommer

Jener Sommer
mit dem ersten Kuss auf den duftenden Scheitel
mit dem forschenden Blick des Todes,
mit der einsamen silbernen Locke,
mit der Süßen, die so gern küsste,
mit dem vergrützten See,
der deinen Körper noch aus Tagen kennt,
als sein Wasser so klar war
wie deine Träume ...

Jener Sommer
wird uns
überdauern.

Тое лета

Тое лета
з першым пацалункам у духмяную макаўку,
з уважлівым позіркам сьмерці,
з адзінокаю срэбнай кудзёркаю,
з ласанькай, што любіла цалавацца,
з зацьвілаю азярынай,
якая памятае тваё цела з тых часоў,
калі вада ў ёй была празрыстая,
як твае сны...

Тое лета
будзе доўжыцца
даўжэй за нас.

Was im Mai passiert

Nun hast du gesehen,
was im Mai passiert
mit der Materie,
die man gemeinhin
Zeit zu nennen pflegt:

Morgen liebte ich dich
gestern treffen wir uns
wir sind noch tot
wir sind nicht mehr geboren.

Што бывае ў траўні

Вось ты і пераканалася,
што бывае ў траўні
з матэрыяй,
якую ўмоўна называюць
часам:

заўтра я любіў цябе
ўчора мы сустрэнемся
мы яшчэ памерлі
мы ўжо не нарадзіліся.

【Übersetzung: Thomas Weiler】

【Alle Gedichte aus: Uładzimier Arłoŭ: *Parom praž La-Manš*. Minsk: Łohvinaŭ 2006.】

KATERYNA KALYTKO (1974, Ukraine) – Lyrikerin, Prosaistin, Übersetzerin. Studium an der Mohyla-Akademie Kiew. Journalistin von Beruf. Siegerin der Literaturwettbewerbe „Granoslow“ und „Smoloskyp“, Lyrikfestival „Molode Wyno“, des Literaturpreises „Pryvitannja Zhyttja“ zu Ehren von Bohdan-Ihor Antonytsch sowie der Preise „Blagowist“ und „Kultrevanche“. Veröffentlichungen in Periodika, in den Antologien *Potschatki*, *Molode Wyno*, *Kolekzija und Dwi Tonny*. Veröffentlichte Lyrikbände: *Posibnyk zi stwo-rennja switu* (1999, Handbuch der Schöpfung), *Sjohodnischnje zawtraschnje* (2002, Das Heutig-Morgige), *Portretuwannja asfaltu* (2004, Asphaltporträts), *Dialohy z Odissejem* (2005, Dialoge mit Odysseus), ein Prosaband: *M.isterija* (2007). Übersetzt aus den Balkansprachen. Sie lebt in Winnytsja.

КАТЕРИНА КАЛИТКО (1974, Україна) – поетка, прозаїк, перекладачка. Закінчила Києво-Могилянську академію. Журналістка за фахом. Лауреатка конкурсів „Гранослов“, „Смолоскип“, фестивалю читаної поезії „Молоде вино“, літературної премії імені Богдана-Ігоря Антонича „Привітання життя“, премій „Благовіст“ і „Культрewanш“. Публікувалася в періодиці, в антологіях *Початки*, *Молоде вино*, *Колекція*, *Дві тонни*. Авторка поетичних збірок *Посібник зі створення світу* (1999), *Сьогоднішнє завтрашнє* (2002), *Портретування асфальту* (2004), *Діалоги з Одисеем* (2005), а також прозової книги *М.істерія* (2007). Перекладає з балканських мов. Живе у місті Вінниці.

Die Stadt Hunger

Ein Imperativ in den Worten „nicht wissen“.
In den Genen gärt Erinnerung. Zwecklos, dagegen zu kämpfen,
Du spürst Deine Knochen knirschen
Vom Wunsch, ihm alles zu erklären.
Er sagt immer wieder: Iss.

Säfte des Sommers, seltsam kehliger Gesang.
Er singt immer, wenn er für euch kocht.
Dann Stille, Schwere, dunkler Gram.
Eure Idylle brennt auf deinen Knochen.
Er füttert dich. Du sagst zu ihm:
Weißt du, so wie mit dir hab´ ich noch nie,

Weißt du, ich bin doch aus dem wahrsten Hungerland,
Von klein auf lernt man dort zu lügen und zu sterben,
Deshalb frage ich immer wieder: Ist es wahr oder Spiel? Kein Spiel? Wirklich wahr?

Er sagt: Iss nicht mit den Fingern, das Fleisch
der Pute ist nicht ganz durch.

Weißt du, sagst du zu ihm, ich habe Kalk geleckert und geknabbert an Kreide,
Wissen, wie diese Welt schmeckt, das war mein Credo.

Auspressen der Angst, Vakuum, künstliches Koma,
Etwa acht Milligramm Verzweiflung, intravenös, wie üblich,
Darum erinnerst du dich manchmal nicht, wie er aussieht,
Nur wie er schmeckt auf deiner Zunge, salzig und rau.
Du hast nie vom Fliegen geträumt,
Du hast geträumt, alles zu schmecken.
Du trägst eine fremde Erinnerung gewaltigen Hungers in dir,
Um deine Nervenbahnen wird nie viel Fleisch wachsen.

Er sagt: Iss noch ein Stück, noch ganz heiß aus dem Ofen,
Hier, eine Serviette für Finger und Mund. Macht dich nicht lächerlich.

Wenn ihr eingeschlafen seid, feucht und nackt in der Nacht,
Rufst du im Schlaf unruhig seinen Namen.

Du mochtest nicht klein sein, warst mit dreizehn schon alt.
Er kreiste über dir, wie ein stolzer Aar mit scharfem Blick.
Jetzt zappele nicht wehmütig in der Falle herum –
Du knüpfst und richtest die Schlinge, an der alles Leben hängt.

Also: Es gibt in keinem Reiseführer eine intergalaktische Trasse,
Planet Erde, Eurasien, Europa, Land am Rand,
Ein klebriger Topos, von dem du nicht loskommst.
Humbert füttert Lolita in der Sommerküche.

місто Голод

У слів «не знати» є наказовий спосіб.
Та з пам'яттю марно битися. Гени бродять, як дріжджі,
І ти відчуваєш: хрускотять усі кості
Від прагнення все йому пояснити.
Він повторює: їж.

Соки літа, дивні співи гортанні –
Він завжди співає, готуючи вам вечері.
Потім тиша, грузька, як болотна твань.
Ваша ідилія тобі поміж ребер пече.
Він годує тебе із ложечки, із руки,
Ти йому: знаєш, я отак ще ні з ким,

Знаєш, я ж із найсправнішого голодного краю.
Ми там змалку вміємо брехати і помирати,
І тому повсякчас повторюю: що це – правда чи гра? Не збиткуєшся? Правда?

Він каже: не їж руками, індичка трохи сира,
Не пропеклася всередині.

Ти йому: знаєш, я куштувала вапно зі стін і хрумкотіла крейдою,
Я хотіла знати цей світ на смак, це було моїм кредо.

Витискання страху, вакуум, штучна кома,
Внутрішньовенно, звично – кубиків з вісім відчаю,
І тому не умієш часом пригадати його обличчя,
Але – терпкий, солоний, як торкатися язиком.
Ти не літала у снах –
Ти пробувала все на смак.
Ти носиш в собі чужий велетенський спогад про голод,
На нерви твої ніколи не наростає багато м'яса.

А він тобі: з'їж іще шматочок, ось гаряче, щойно з вогню,
Витри руки серветкою, губи теж. Не блазною.

І коли ви вночі засинаєте, мокрі й голі,
Ти неспокійно спиш і кличеш його на ім'я.

Ти не любила бути малою і постаріла вже в тринадцять.
А він кружляв над тобою – бистроокий гордий шуліка.
Тепер не крутисся в тенетах, запекло кусаючи лікті –
Зачепиш і спустиш петлю, на якій все життя тримається.

Отже: не внесена в путівники міжгалактична траса,
Планета Земля, Євразія, Європа, ведмежий кут,
Липкий топонім, від якого не відкараскатись.
Гумберт годує Лоліту на літній кухні.

Aus den seltenen Schallplatten, die er vor seiner Abreise verschenkte,
schnitten sich die Jungs Plektren, die Nachbarinnen formten Blumentöpfe daraus.
Nie wieder spielt jemand in diesem verträumten Haus
die Platte, zu deren Musik Papa und Mama ihn machten.

Als er sieben war, begann er Fußball zu spielen,
Steil flog der Ball über's Feld.
Die Knie aufgeschlagen, Kratzer an den Armen.
Ein wilder Blick, in dem Verlangen und Unruhe steckt.
Ein zerschlagenes Fenster beim Nachbarn.
Ein strenger Vater mit Prinzipien.
Nach nochmal sieben Jahren lief er ständig von zu Hause weg.
Dann brach man ihm zum ersten Mal die Nase und jemand schlitzte seine Wange.

In den tauben Mauern des Viertels flog nachtnächtlich,
wie Splitter einer zerschlagenen Nuss der Tod umher.
Hier baute und verkaufte man noch diese Leuchter,
du weißt schon, die goldfarbenen mit dem bunten Glas,
wo man hinter ein Türchen eine Kerze stellt,
die dann zum Opferfest angebrannt wird.

Wie ein Mensch auf dem Krankenbett auf Heilung wartete er auf's Erwachsensein,
Doch sein erster Schritt in die Welt glich, ausgerechnet, einem Stück Würfelzucker,
das sich am Boden der Kaffeetasse absetzt und verdickt.

Dann kehrte er heim, gab der Mutter einen Kuss,
reichte ihr artig Sahlep¹ und blinzelte wie einst,
dann schnitt er Salat, kaufte Halva, schon wieder ein Opferfest.
Hinter dem angekippten Fenster flackerte
der Leuchter!

Und dann ist nichts, nichts mehr.
Der Ball schwimmt den Fluss hinab.
An der Mauer zum Nachbarhaus, zwischen zwei Fenstern, traf die tödliche Kugel.
Und nur noch das farbenprächtige Flackern des fernen Leuchters
lügt aus der gebrochenen Zeit seinen unartigen Schatten herbei.
Klein, dünn, auf der Schulter die Gitarre,
und mit langem Haar, pflückt der Schatten frühe Äpfel, er ist gerade siebzehn Jahr.

Rotbraune Güterwaggons kriechen über den Wall,
wie zähes Karamell zwischen den Zähnen.
Das Herz zieht sich zusammen und es brummt gewaltig.
Die Stadt fiebert in der Nacht. Im Licht verrinnt die Zeit.
Feiertag, Licht und Gaben.

Aus der Musik, die am Abend seiner Zeugung lief,
wächst bei Tante Zeynja auf dem Fensterbrett ein Mandarinensämling.

¹ Sahlep – Ein in der Türkei und auf dem Balkan verbreitetes Getränk aus Orchideen.

sevdah

Роздані ним перед від'їздом раритетні вініли
хлопчиська пустили на медіатори, сусідки поплавили на вазони.
Більше ніколи не гратиме в домі сонному
платівка, під яку тато й мама його зробили.

У сім він ганяв у футбол, і м'яч котився донизу
стрімким узвозом.
Коліна збиті, задирки на руках.
Дикуватий погляд – виклик і непокора.
Розбите вікно в сусіда.
У батька вдача сувора.
Іще плюс сім – і звичка з дому тікати,
і вперше зламаний ніс, і на щоці глибокий поріз.

Щовечора між оглухлих стін кварталу
смерть розлушувалася, як горіх.
А ще тут робили і продавали
золоті, з кольоровим склом ліхтарі,
знаєш, такі, щоб запалювати на Байрам –
відкрити дверцятка, всередину свічку поставити.

Він вбивався в палки нетерпляче, як здирають кірку із ран,
він розчинявся у світі, мов кубик цукру у каві,
і – треба ж – на дні загус.

Повернувся, ціле маму,
дбайливо приносить їй салеп¹, кліпає, як у дитинстві,
ріже салат, купує халву, а ось уже і Байрам.
У вікні, що на схилі – ліхтарик.
Так мерехтить!

І тільки – нічого, нічого вже.
М'яч по річці пливе.
У сусідській стіні між вікнами засіла намертво куля.
І тільки далекий ліхтарик: барвисте його мерехтіння
виманює із розламини часу його неслухняну тінь
з гітарою на плечі, невисоку й тонку.
Тінь має волосся довге, сімнадцять років, тінь ранні яблука рве.

Товарняки руді переповзають насип,
тягучі, мов карамель між зубів.
Тоскно утробно гарчать.
Ніч, а місто кипить. Кольором сходить час.
Свято, світло, дари.

Із музики, що звучала у вечір його зачаття,
у тітки Зейни на підвіконні росте мандарин.

**Holzfallertraum**

Ein Baum mit üppiger Silberkrone, der
frei und wild gewachsen ist, ruft nach der Axt;
Es ist ein Opferruf, der mit den Säften entrinnt.
Du nimmst von weitem schon seine Witterung auf, wie ein Hund.
Und weißt selbst nicht, wie jede Alveole ihn aufsaugt aus der Luft.
Wie ein Pfauenaugenmännchen atmest du jedes Duftmolekül,
So wie, hol dich der Teufel, Grenouille:
Niemand weiß, wie berauschend es ist,
sich einzugraben in frei geborenes Gewebe;
Zum Nachtmenschen wirst du, immerhelles Licht,
Wenn ein frei gewachsener Baum ruft, schläfst du nicht.

Der Baum steht an einem Scheideweg, allen Winden ausgesetzt,
Er blüht beim Lied der Nachtigall, er hat viele Gehängte gesehen.
Du brummst unzufrieden, weil du weißt: diese Freiheit ist mehr wert als Silber,
Doch du brauchst kein Silber; dir gefällt Gold.
Du willst den Kern ans Licht bringen, den Sinn:
was und wer ist diese Freiheit
überhaupt.

Dort, wo dein Baum steht, versteckt der Fluss in einem Nebenarm die Ertrunkenen.
Maulbeerbäume werfen ihre Früchte ins Reich von Seerose und Frosch,
Und der verfluchte Julitag geht nie zu Ende.

Du musst dorthin, ihm seine Astflügel ausreißen,
denn Freiheit hinterlässt auf der Erde Krater wie ein Asteroid,
Und wenn man loslässt, kann man fallen
ganz tief,
dorthin,

wo Wurzeln sich durch Augenhöhlen toter Köpfe winden,
und jahrhundertlang Torso an Torso wie Ketten binden.
So wächst der Baum und legt zwischen den Zweigen
deinen Lebenspfad an, wie eine wacklige Brücke aus Seilen.

Du schlägst ihn fest mit deiner Axt und trinkst seine Seufzer,
als ob du mit einem Schlag dein Rückgrat brechen wölltest;
Um auszuruhen, legst du dich nieder, auf den stickigen Boden des Grases,
wo sich unter der Wurzel krümmt eine goldschimmernde Schlange.

Außer Atem, doch glücklich leckst du ab von der Axt das Blut.

¹ Салеп – напій з орхідеї, популярний в Туреччині і на Балканах.

сон дереворуба

Срібнокриле дерево, що зростало на волі,
розлоге, буйне – прикликає стукіт сокир;
це поклик жертви, що сходить соком.
Ти відчуєш його, як пес, іздала; невтямки,
як ти умієш ввібрати його з повітря кожною альвеолою.
Ти ловиш кожну молекулу запаху, як самець "павичевого ока",
як, чорт забирай, Гренуй:
ніхто не знає, як п'яно вгризатися у волокна вільнорожденності;
тепер ти нічвид, ти нестямний світляк, більше немає сну –
під відкритим небом дерево виросло, кличе, жде.

Дерево на роздоріжжі, супроти усіх вітрів,
що знало кількох повішаних, цвіло солов'їним голосом.
Ти гарчиш, ти-бо добре знаєш: ця свобода вартніша срібла,
але тобі не потрібне срібло; тобі подобається золото.
Ти хочеш розлуцтити насінину і суть на світло дістати:
що воно, ця свобода,
хто взагалі така.

Твоє дерево там, де ховає річка утоплеників у рукав,
де шовковиці сиплють ягоди просто в царство жабів і латать,
де триває й триває триклятий липневий день.

Ти мусиш туди піти і крила гілок обчухрати,
бо свобода, як астероїд, на землі залишає кратери,
і якщо оступитися – можна упасти
глибоко,
де

корені крізь очниці нанизують мертві голови,
клітки грудні – поміж ребра; віками нижуть намиста.
Так виростає дерево, що стежку життя твого
розгойдує між гіллям, як мотузяний міст.

Ти рубаєш і п'єш його зойки, рубаєш аж так,
ніби хочеш із себе хребет одним рухом вирвати;
відпочити пірнеш на задушливе дно трави,
там під коренем змій мружиться золотаво.

І ти – щасливий, задиханий, облизуєш кров із сокири.

Eine Dienstwohnung mit Blick auf den Gefängnishof,
Krank das Kind. Sie sind in allem, wie alle sind.
Spät am Abend, wenn der Junge im Bett ist und das letzte Geschirr gespült,
Wenn die Stadt verstummt in zuckersüßer Stille,
und nur im Blechtrog zwei kleine Fische plätschern,
und irgendwo im dunklen Hausflur ein dummes Kätzchen weint,
Dann sitzt sie und denkt: Ach, mein Mann steigt tagtäglich
aus unserem Paradies in die Hölle hinab,
Zu all diesen schmutzigen Kerlen im Knast.
Er ist ein Heiliger, ihre streichelnde Hand fürchtet den Glanz um sein Haupt.
Im Sommer ins Dorf, der Kleine kränkelt dieses Jahr sehr,
Die Schuhe müssen repariert werden und Borschtsch gekocht ...
Er aber
schlägt, gerade als sie einschläft, jemandem die Zähne aus,
trinkt mit seinem Partner nach der Schicht müde Schnaps,
Und sagt: Ich will nicht nach Hause, dort ist diese dumme Alte.
Der Kleine ist schon wieder krank. Das ist die Hölle.

У них службова квартира – вікна у двір тюрми,
і хвора дитина у них, і все у них, як у всіх.
Пізно ввечері, коли хлопчик спить, а посуд останній помито,
коли застигає місто в цукровій тихій красі,
у тазику голосно хлюпаються дві рибини живі,
а десь у під'їзді плаче дурне кошеня сліпе,
вона сідає і думає: от, її чоловік
щоранку виходить із раю і спускається в пекло.
А там ці урки брудні, а в нього ж такий ореол
світлий довкола, що страшно часом гладити по голові,
на літо треба в село – малий цього року кволій,
треба туплі в ремонт. Борщу наварити...
А він
саме комусь вибиває зуби, поки вона засинає,
з напарником після зміни ковтає горілку втомлено
і каже: Не хочу додому. Там ця баба дурна
і знову малий хворіє. Пекло, коротше, вдома.

Verwandlung

Es gibt nichts Traurigeres als Kirschbäume am Straßenrand:
in den Asphalt gedrückt sind die saftigen Kinder schon im Juni vergessen.
Der Sommer bringt keine Erleichterung und löscht das Rot.
Bald wirst auch du wissen, wie es ist, Prinzessin der Saphirhöhlen,

Mädchen, dunkler Kern, Honig ist unter deiner Zunge.
Die Beere der Angst ist geplatzt und verspritzt ihren Saft.
Du musst noch ein halbes Jahr bei diesem Langweiler bleiben,
damit du von ihm ein helles, warmes Kind bekommst,

es den Großmüttern überlässt und aus den Mauern verschwindest.
Und endgültig wirst du wissen, Gott bewahre, wie es ist:
wie ein Nichtsnutz vor Leid vergeht, wenn er den Kampf
ums Überleben verliert;
wenn der Fruchtknoten abfällt.

wie eine fette Blattlaus das Seufzen vernichtet,
und der Sommer schnell und lautlos, wie ein professioneller Mörder, vorbeigeht.

Die ersten Asten sind unerträglich schön und blenden deine Augen,
du schlägst die Lider nieder und spürst Erleichterung auf deiner Netzhaut.

Wo ist dein Heim, Kirschlein, wo weint dein Kind?
In welcher Kammer lagern des Winters deine Träume?

Wie Lebensmittel im Supermarkt, verfaulen leise die Beziehungen,
aus deinem Mund voll Nektar fütterst du seltsame, fremde Vögel.

Traurigkeit. Verwelkt dein erstes Gesicht.
Das Leben wird grob geflickt aus zerrissenen Fetzen.
Die Kinder sind abgefallen. Aus der Erde sprießt kein neues Leben.
Oh Kirsche, Kirschbaum,
such dir ein anderes
Lied.

【Übersetzung: Kati Brunner】

перетворення

Немає печалі більшої, як придорожні черешні:
соковиті діти, вчовгані ув асфальт, забуті іще у червні.
Літо стирає червоне, та не приносить полегшення.
Згодом ти знатимеш, як це, принцесо сапфірних печер,

дівчино, темне зернятко, мед під твоїм язиком.
Ягода переляку сходить соком, розтята.
Тобі ще півроку спати із отим мудаком,
щоб народити від нього світле тепле дитятко

і випурхнути з коробки, покинувши на бабусь.
І вже незворотно знатимеш таке, що боже-ти-збав:
як корчиться пустоцвіт, що програв боротьбу
за подальше тривання;
і як опадає зав'язь,

і як пожирає зойки напасена тлуста тля,
що літо стрімке й безгучне, як професійний вбивця.

Перші айстри несамовиті – очам болять,
заплющися і відчуєш опіки на сітківці.

Де твій дім, черешенько, де плаче дитя твоє?
Де твої сни на зиму складено у комору?

Як харчі в супермаркеті, тихо гниють взаємини,
медом із рота поїш птаство дивне, заморське.

Отже, печаль. І в'яне перше з твоїх облич.
Життя зшивається грубо з розідраних половин.
Діти впали у землю. Діти не проросли.
Черешне-черешне,
знайди собі пісню
іншу.



© Michal Aniempadystau

OKSANA LUTSYSHYNA (1974, Ukraine) – Schriftstellerin, Dichterin und Wissenschaftlerin. Sie lebt in den USA. Absolventin des Studiengangs Gender Studies an der University of South Florida. Doktorandin im Fachgebiet Komparatistik an der University of Georgia. Sie gibt Unterricht in Fremdsprachen und fremdsprachiger Literatur. Sie veröffentlichte Lyriksammlungen (1997 *Usvidomlena nič – Das Bewusstsein der Nacht*, 2000 *Orfej Velykyj – Orpheus der Große*, 2010 *Ja sluchaju pishnju Ameryky – Ich höre Amerikas Lied*), einen Roman (2007 *Sonce tak ridko zachodit’ – Die Sonne geht nur selten unter*) und einen Erzählband (2007 *Ne chervonijuchy – Ohne rot zu werden*). Sie ist Preisträgerin des Fonds Kovalevych, wurde mit den Preisen *Blagovist* und *Pryvitannja žyttja* ausgezeichnet und siegte beim Literaturwettbewerb *Granoslov*. Der Roman und der Erzählband standen 2007 auf der Longlist des BBC-Preises. Oksana Lutsyshyna übersetzt aus dem Englischen. Ihre Gedichte, Prosaarbeiten und Übersetzungen wurden in zahlreichen Zeitschriften veröffentlicht und ins Slowakische, Ungarische, Tschechische, Polnische Portugiesische und Englische übersetzt.

OKSANA ЛУЦИШИНА (1974, Україна) – письменниця і поетка, науковець. Мешкає у США. Випускниця відділення гендерних студій університету Південної Флориди. Докторантка Джорджійського університету за спеціальністю „компаративістика”. Викладачка іноземних мов і літератур. Авторка поетичних збірок *Усвідомлена ніч* (1997), *Орфей Великий* (2000), *Я слухаю пісню Америки* (2010), роману *Сонце так рідко заходить* (2007), збірки оповідань *Не червоніючи* (2007). Її творчість відзначена нагородою Фонду Ковалевих, преміями „Благовіст” і „Привітання життя,” перемогою в конкурсі „Гранослов”. Роман і збірка оповідань увійшли у довгий список премії Бі-Бі-Сі – 2007. Перекладає із англійської. Вірші, проза і переклади друкувалися в численних періодичних виданнях. Окремі тексти перекладалися словацькою, угорською, чеською, польською, португальською і англійською мовами.

leidenschaft, genug davon.
 osteuropa und seine kleinen städtchen
 jede alte frau, die da über die straße geht
 bin ich. ich gehe mir selbst entgegen,
 den duft nach rauch und angegrauten pralinen atmend.

osteuropa, das ist der ort,
 wo die toten nicht tot, die lebenden nicht lebendig sein wollen,
 wo das gras fahl ist und seidig, wo sein leben leben
 dasselbe ist, wie es nicht zu leben. und trost
 umhüllt mein ungeborenes herz.

пристрасть, доволі.
 східна європа і її маленькі містечка
 у яких кожна стара жінка що переходить дорогу –
 це я. сама собі рухаюся назустріч,
 вдихаючи запах диму і залежалих цукерок.

східна європа – це місце
 де мертві не хочуть бути мертвими, а живі – живими
 де трава бліда і шовкова, де прожите
 це те саме, що непрожите. і вітіха
 береже моє ненароджене серце

der mensch zieht sein hemd aus
 und nichts ist darunter
 nur das leben an sich

liebe ist nicht krieg
 liebe ist nicht jagd
 liebe ist nicht erleuchtung
 ist weder kunst noch musik
 noch eine wortart

die die brust sprengt
 und den kosmos beschreiben will
 und zu boden stürzt
 kraftlos

чоловік знімає сорочку
 а під нею нема нічого
 тільки саме життя

любов не війна
 любов не полювання
 любов не натхнення
 не мистецтво навіть, не музика
 не спосіб слова

котре рветься з грудей
 і хоче описати космос
 і падає на землю
 знеможене

liebe ist
 nicht krieg
 liebe ist
 nicht jagd

die die brust sprengt
 und den kosmos beschreiben will
 und zu boden stürzt
 kraftlos

© Ania Jaworska-Kruk

Жоржина

це дуже земна операція
латати щось відрізане
і не падати у провалля
яке відкривається

і легко казати
не риж не падай
а що мені робити коли воно так
що мені я питаю робити

і немає у мене ні друга ні брата
ні сестри ні дочки ні тіла
тільки ця мова
де я запинаюся на слові серцевина

Georgina

eine sehr irdische operation ist das
etwas zerschnittenes flicken
und nicht in den abgrund fallen
der aufklafft

das sagt sich so leicht
schneid nicht dann fällst du nicht
aber was soll ich machen wenn es nun mal so ist
was soll ich denn bitteschön machen

hab ich doch weder freund noch bruder
noch schwester noch tochter noch körper
nur diese sprache
in der ich beim wort herzstück immer ins stocken gerate

europas osten, das ist eine grube aus tod und vollreifen pflaumen
in amerikas leib halte ich mich vor ihr verborgen
aber früher oder später falle ich aus dieser helle
da, in das andere, hinein
dann fange ich an vom tod zu reden, weil das unser volkssport ist
vom tod reden
dem gewaltigen herrlichen
und hoffen, dass die welt uns erhört und nach luft ringt vor schönheit und schmerz

mein liebhaber schiebt seine finger durch meine
ihn hat das gute alte frankreich erzogen
dann kam amerika
und dann hat er noch buddhismus und erotik irgendwo an der grenze zu thailand studiert
man kann gut wein mit ihm trinken und reden
aber nicht über europas osten oder den tod
weil die welt ein sack unrat ist und nur eines zu wissen sich lohnt – wie man
von einem inselchen des genusses zum nächsten hüpf
und auf die verpesteten kontinente mit ihren schmeißfliegen spuckt

nach dem gutenachtkuss verschwindet er in seinem traum
und ich liege in meinem, den sommersonne und flüchtige freuden erfüllen
mittäl äuropa, flüstert zbigniew herbert an meinem ohr
mittäl äuropa geht ins labyrinth ohne rückkehr
ins labyrinth aus nassen ziegeln und glück
geht hinein und kommt nicht mehr heraus
lebt und lebt auf wie das staubige gras gegen abend
stark wie die enkel derer, welche den krieg überlebten
wann, wann werde ich sterben? fragt jemand und hat noch mein kinderstimmchen
aber die antwort höre ich nicht denn finster ist es auf einmal
im schützengraben, wo miklós radnóti gerade sein letztes gedicht niederschreibt

східна європа – це яма зі смертю і перестиглими сливами
я ховаюся від неї у тіло америки
але рано чи пізно я випаду з цього світла
у те, інше
і заговорю про смерть – бо це наш національний спорт
говорити про смерть
сумну і прекрасну
і сподіватися що світ нас почує і задихнеться від краси і смутку

мій коханець розсуває мої пальці своїми
його виховувала добра старенька франція
а потім америка
а ще він вивчав буддизм і еротику десь біля кордонів таїланду
з ним добре пити вино і розмовляти
але не про смерть і східну європу
тому що світ – лайно, і варто навчитися лише одного уміння – перестрибувати з одного острівця насолоди на інший
і чхати на зачумлені континенти із їхніми трупними мухами

він цілує мене на ніч і щезає у свій сон
поки я лежу у своєму – повному літнього сонця і нетривкого солоду
міттель еуропа, шепоче мені на вухо збігнев герберт
міттель еуропа входить у лабіринт без поворотів
лабіринт щастя і мокрої цегли
входить і не виходить із нього
вона живе і оживає, мала мов запорошена трава надвечір'я
могутня мов онуки тих хто пережив війну
коли, коли я помру? – питає хтось моїм ще дитячим голосом
але я не чую відповіді тому що раптом стає темно
у цій розстрільній ямі, де міклош раднуті дописує свого останнього вірша

я звір нічний, звір, що плаче
за іншим звіром
бо кожен звір плаче за іншим звіром
за його теплою шерстю і за звуками його тіла
і це така невідворотна симфонія
яку не перекласти на мову музики
на мову мови
а тільки на мову паломництва:
ось ми йдемо, звірине царство
могутні як перевтілені боги
смугасті і грізні
аби заридати у саме небо
аби запитати у зір всі разом
і кожен осібно: чи вичерпалася земля?

ich bin ein nachttier, ein tier, das weint
nach einem anderen tier
weil jedes tier nach einem anderen weint
nach warmem fell und körpergerüchen
die symphonie der unentrinnbarkeit ist das
in die sprache der musik nicht zu übersetzen
auch in die sprache der sprache nicht
allein in die sprache des bittgangs:
und da gehen wir, das tierreich
stark wie fleisch gewordene götter
getigert und ernst
um am himmel die tränen fließen zu lassen
um die sterne zu fragen, alle gemeinsam
und jeder für sich: hat sich die erde erschöpft?

【Übersetzung: Beatrix Kersten】

VALŽYNA MORT

VALŽYNA MORT (1981, Belarus) – Lyrikerin und Übersetzerin aus dem Englischen (Leonard Cohen) und Polnischen (Rafał Wojaczek) ins Belarussische, lebt und arbeitet seit 2006 in den USA. Sie veröffentlichte die Lyrikbände *Ich bin so dünn wie deine Wimpern* (2005), den zweisprachigen *Band Factory of Tears* (2008) mit Übersetzungen ihrer Gedichte ins Englische durch Franz Wright und Elizabeth Oehlkers Wright (deutsch: *Tränenfabrik*, Suhrkamp 2009) und zuletzt *Collected Body* (2011). 2004 erhielt sie den Kristal-Preis beim Internationalen Literaturfestival Vilenica (Slowenien), 2008 den Hubert Burda Preis für junge osteuropäische Lyrik, 2009 ein Lannan Literary Fellowship und 2010 den Bess Hokin Prize. Valžyna Mort unterrichtet an der Universität Baltimore.

ВАЛЬЖЫНА МОРТ (1981) – паэтэса, перакладчыца з ангельскай (Леанард Коэн) і польскай (Рафал Ваячак) на беларускую мову, з 2006 жыве і працуе ў ЗША. Аўтар кніг *Я тоненькая як твае вейкі* (2005), *Factory of Tears* (2008) – пераклады на англійскую мову: Франц Райт і Элізабет Олькерс Райт, *Collected Body* (2011). Лаўрэат „Крышталі віленіцы“ Міжнароднага літаратурнага фестывалю „Віленіца-2004“, прэміі Хуберта Бурды (2008), у 2009 уганараваная амерыканскай літаратурнай стыпендыяй Фундацыі Лэннэна, лаўрэат узнагароды Бэс Хоўкін (2010). Вальжына Морт выкладае ва ўніверсітэце Балтымару (ЗША).

Вальжына Морт Valžyna Mort



Vom Ursprung der Tränen

tränen:

wenn

das herz in schweiß ausbricht
im brustkastenschacht
der nie die sonne sah

spürst du den rüchenschmerz des herzens?
spürst du den schmerz in seiner brust?

tränen:

wenn

das herz dir in die augen spuckt



Паходжаньне сьлёзаў

сьлёзы

гэта калі

сэрца абліваецца потам
у шахце грудной клеткі
ніколі ня бачыўшы сонца

чуеш, як сэрцу баліць сьпіна?
чуеш, як сэрцу баліць у грудзях?

сьлёзы

гэта калі

сэрца плюе табе ў вочы

die erinnerung an dich ist
wie die nadel im heu
unmöglich wiederzufinden
doch wälze ich mich mit
einem andern
durch diesen schober
fürchte ich stets ihren stich

Памяць пра цябе – як іголка ў сене
якую адшукаць немагчыма
але куляючыся з іншым мужчынам
у той адрыне
кожны раз баюся яе ўколу

Cry me a river

цела ў пастцы голасу
нібы голас – клетка
і ружы ляцяць на сцэну
як кавалкі чырвонага мяса

ўдыхае – паветра
выдыхае – мора

партэр – тытанік пад вадою
пярсьцёнкі і брошкі
блішчаць
як чароды рыбы
у яе няма выбару толькі сьпяваць
у клетцы голасу
пакуль язык
як хлыст паганяе згорблены рот

так будаваліся піраміды
так бабiлонскія сады вырошчвалі
ня дай ёй скончыць
і калі трэба –
забей дзеля мяса
пах якога яна пажырае

Cry me a river

der körper ein fang der stimme
als wäre die stimme ein käfig
und auf die bühne fliegen rosen
wie lappen von blutrotem fleisch

einatmen – luft
ausatmen – meer

das parterre – titanic unter wasser
ringe und broschen
funkeln
wie schwärme von fischen
sie hat keine wahl sie muss singen
im käfig der stimme
solange die zunge
den buckligen mund voranpeitscht

so wurden die pyramiden erbaut
so wurden die gärten von babel gepflanzt
lass sie nicht enden
und geht es nicht anders
so töte im namen des fleisches
dessen geruch sie vertilgt

Das gelobte Land

ich träumte, du und ich,
wir beide gehen nach äthiopien.
du nimmst den flieger,
ich den bus.
du bist 79.
ich 24.
du bist zuerst da
und willst warten,
bis endlich auch mein bus es schafft
in unser beider
äthiopien.

Запаветная зямля

прысьнілася, што ты і я
разам едзем у эфіопію.
ты – на самалёце,
а я – на аўтобусе.
табе 79.
мне 24.
ты прыедзеш першай
і будзеш чакаць,
пакуль і мой аўтобус дацягнецца
да нашай з табою
эфіопіі.

Lehrer

für Linda Gregg

willst du mein lehrer sein
musst du zum tiger werden
damit du mir den kopf abbeißen kannst
damit ich dir dann überallhin folge
um ihn dir wieder abzujagen

Настаўнік

для лінды грэг

калі ты хочаш быць маім настаўнікам
табе трэба стаць тыграм
каб ты мог адкусіць маю галаву
каб потым я хадзіла паўсюль за табою
намагаючыся адабраць сваю галаву назад



© Michal Aniepadystau

【Übersetzung: Thomas Weiler】

【Alle Gedichte aus: Valzhyna Mort: *Factory of Tears*. Copper Canyon Press 2008.】

MARTA PODGÓRNIK (1979, Polen) – Poetin, Literaturkritikerin und Redakteurin. Gewinnerin des Jacek-Bierezin-Preises (1996), nomieriert für den Preis „Paszport Polityki“ (2001), Gewinnerin des Literaturpreises Gdynia (2012). Autorin zahlreicher Poesiebände: *Verhandlungsversuche* (1996), *Paradiso* (2000), *Langer Mai* (2004), *Opium und Jammern* (2005), *Zwei zu eins* (2006), *Fünf Verpackungen*. (1993-2008) (2008), *Residenz der Erdmännchen* (2011). Sie wohnt in Gliwice.

MARTA PODGÓRNIK (1979, Polska) – poetka, krytyk literacki, redaktorka. Laureatka Nagrody im. Jacka Bierezina (1996), nominowana do Paszportu „Polityki“ (2001), Laureatka Nagrody Literackiej Gdynia (2012). Autorka tomów poezji: *Próby negocjacji* (1996), *Paradiso* (2000), *Długi maj* (2004), *Opium i Lament* (2005), *Dwa do jeden* (2006), *Pięć opakowań*. (1993-2008) (2008), *Rezydencja surykatek* (2011). Mieszka w Gliwicach.

Weshalb null Grammatik

Deshalb null Grammatik, weil du mich wirklich liebst.
Deshalb, weil du plötzlich gar nichts mehr verstehst.
Deshalb, weil wir mit Freunden unter unstem Himmel trinken.

Mittag, ein Lido, vielleicht Madrid, ein böser Strand voll Sonne.
Jemand hier diktiert mir Worte.
Ihr wird mulmig, und plötzlich, wie fließend.



Das Schloss

Belanglos. Wenn ich zu laut spreche und die Stimme taumelt
viel sagend. Viel sagend nicht die Tasten, mit denen man
das Kehlenherz und die Saiten anrührt, die im Winde klingen.

ich bin eine Graphomanin mit gebrochenem Herzen. An sich
stimmt das auf der Liege aus Glas. Doch Verzeihung.
Dass ich zig Wahrheiten scheinbar in Hast herauskotzte
und es jetzt wirkt, als litte ich ein wenig. Litte

ganz und gar etwas und kotzte Kristalle meiner Wahrheit
in die orange Plastikschüssel, die ich auf Knien hielt.
Und währenddessen saß ich im Türkensitz da, die Knie
töricht angewinkelt. Bis zum Hals.

Zamek

To nieważne. Kiedy mówię zbyt głośno i głos się zatacza
domyślnie. Domyślnie to nie te klawisze, którymi
porusza się serce gardła i struny, które brzmią na wietrze;

ja jestem grafomanka ze złamanym sercem. Poniekąd to
jest prawda na szklanej kozetce. Ale przepraszam.
Że wymiotowałam te kilkadziesiąt prawd jakby naprędce
i teraz to wygląda, jakbym ciut cierpiała. Cierpiała

całkiem trochę, i wymiotowała kryształ swojej prawdy
w plastikową pomarańczową miskę, trzymaną na klęczkach.
A tymczasem ja siedziałam po turecku, kolana
podkuliwszy głupio. Aż pod szyję.

im abteil

morgen auf der couch auf kredit (das ist ein schlafsofa von ikea, ich kann
mit karte zahlen) stritten wir uns sinnlos über den sinn des lebens, aber
(der tod wäre gegen solche vereinnahmungen, meinst du nicht?)

liebling, ich habe die gewissheit, die bisweilen „trügerische ruhe“ genannt wird,
gleich höre ich „frau podgórnik, das da, das da, das da“
durch dein nasses megaphon. Und weißt du was? Im stillen rechne ich

darauf

sie sehen mir durch die finger, weißt du? Für den schlaf nehme ich
stoff, fein wie sesam, und dann bekomme ich augen wie die nutrias
aus dieser zucht, Weißt du noch, liebling? – in den ferien. Du weißt, ich hatte

nichts als den namen, der mich jetzt erregt wie eine gymnasiastin
die erste kippe, als wäre nichts, anderes. Weißt du was? Sei's drum,
es sieht so aus, als weißt du nicht, nichts über mich, und so
bleibt das auch.

w przedziale

jutro na kanapie na kredyt (ale to jest tapczan! z ikei, mogę płacić kartą)
pokłócilibyśmy się bez sensu o sens życia, ale
(śmierć byłaby przeciwna podobnym uzurpacjom, nie sądzisz?)

kochanie, mam tę pewność, która zwana bywa „złowieszcym
spokojem”, że zaraz usłyszę: „pani podgórnik, coś tam coś tam coś tam”,
przez twój mokry megafon. I wiesz co? Po cichu jakoś liczę

na to

patrzą na mnie przez palce, a wiesz? Biorę na sen
prochy miałkie jak sesam; a potem mam oczy jak nutrie
z tej hodowli, pamiętasz, kochanie? – w wakacje. Wiesz, że nie miałam

nic poza nazwiskiem, którym się teraz podniecam jak gimnazjalistka
pierwszą fajką, gdy niczego, innego. Wiesz to? Cóż,
wygląda na to, że nie wiesz; nic o mnie i tak
już zostanie.

Das Mädchen in Rot

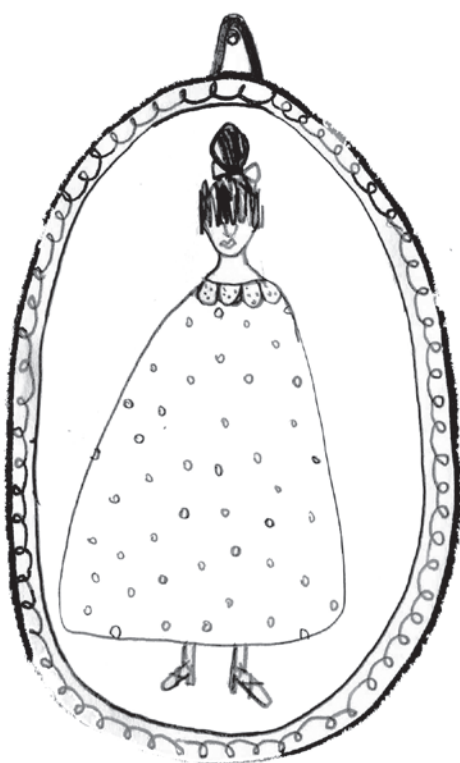
Nie schienst du so schön wie letzten Sonnabend,
 Nie erstrahltest du in solchem Glanz. Du warst unmöglich.
 Nie stand dir deine Kleidung so wundervoll,
 und dein Haar fiel noch nie so ideal.
 Aber vielleicht war ich blind?

Mädchen in Rot,

nie träumten so viele Jungen von dem wenigstens einen
 Tanz mit dir. Nie waren so viele Jungen für dich
 zu allem bereit. Und hatten nicht die Chance dazu.
 Nie suchten so viele Menschen deine Gesellschaft,
 also verschlug es mir, als du dich mir zuwandtest,
 den Atem.

Mädchen in Rot,

nie fühlte ich wie als ich dich
 jene Nacht übers Parkett zum Ausgang brachte
 inmitten neidvoller Blicke.

**Dziewczynka w czerwieni**

Nigdy nie wyglądałaś tak pięknie jak w zeszłą sobotę.
 Nigdy nie błyszczałaś takim blaskiem. Byłaś niemożliwa.
 Nigdy ciuchy tak świetnie na Tobie nie leżały,
 a Twoje włosy nigdy nie układały się tak idealnie.
 A może to ja byłem ślepy?

Dziewczynko w czerwieni,

nigdy tylu chłopców nie marzyło o chociażby jednym
 tańcu z Tobą. Nigdy tylu chłopców nie było gotowych
 dla Ciebie na wszystko. I nie mieli szans.
 Nigdy tyle osób nie zabiegało o Twoje towarzystwo,
 więc kiedy odwróciłaś się do mnie,
 zaparło mi dech.

Dziewczynko w czerwieni,

nigdy nie czułem się tak, jak prowadząc Cię
 tamtej nocy przez parkiet do wyjścia,
 wśród zazdrosnych spojrzeń.

Die erneuerbare Tanzbar

Hallo, Püppchen, wir haben ihr ein ordentliches Inferno vorbereitet. Liebes,
 fühl dich eingeladen ins Höllenheim der deckungsgleichen Begriffe.
 Die Herrschaften bitte in den Verschlag. Anfang. Und Ende.

Und du warst schon weggedöst. Schriebst keine Gedichte und hattest Probleme,
 das Haus zu verlassen, zur Toilette zu gehen, in den Vordergrund zu treten.
 Hast keine Tränen an der Brust vergossen, denn du wusstest nicht wem.

Und jetzt stehst du vor der schwierigsten Entscheidung im Leben:
 Welche Möbelchen? In welcher Farbe? Möbelchen, an denen du
 Dich wund schlägst, Möbelchen mit Kanten, an denen dir der Kopf zerschellen kann.

Möbelchen, die dir der Familienbetrieb liefert. In einer Woche,
 höchstens zwei oder drei Wochen.

Odnawialny dancing

Witaj Laleczko, spreparowaliśmy dla niej nie lada inferno. Kochanie,
 czuj się zaproszona na to domowe piekło przystawalnych pojęć.
 Proszę państwa do kojca. Początek. I koniec.

A byłaś już uśpiona. Nie pisałaś wierszy i miałaś kłopoty z
 wychodzeniem z domu, pójściem do toalety, wejściem na plan pierwszy.
 Nie łaś łez na piersi, bo nie było komu.

A teraz stoisz przed tym najtrudniejszym w życiu wyborem:
 To jakie mebelki? W jakim kolorze? Mebelki, o które
 będziesz się obijać, mebelki z kantami, o które możesz rozbić głowę.

Mebelki, które dostarczy Ci firma rodzinna. Za tydzień,
 góra dwa lub trzy tygodnie.

[Übersetzung: Ursula Kiermeier]

[Alle Gedichte aus: Marta Podgórnik: *Rezydencja surykatek*, Wrocław 2011]

OSTAP SLYVYNSKY (1978, Ukraine) – Dichter, Übersetzer, Essayist, Kritiker. Autor der Gedichtbände *Das Opfer des großen Fisches* (1998), *Mittagslinie* (2004), *Ball in der Dunkelheit* (2008), *Lauffeuer* (2009, in polnischer Übersetzung von Bohdan Zadura), *Adam* (2012). Seine Gedichte und Essays wurden in vierzehn Sprachen übersetzt. Ostap Slyvynsky übersetzt aus dem Englischen, Belarussischen, Bulgarischen, Makedonischen, Polnischen und Russischen. 1997 gewann er den Bohdan-Ihor-Antonych-Literaturpreis und wurde 2009 mit dem Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik ausgezeichnet. 2006 und 2007 organisierte er das Internationale Literaturfestival im Rahmen des Lemberger Verlegerforums. Er war Gaststipendiat des Literarischen Colloquiums Berlin (2007), im Internationalen Haus der Autoren in Graz (2008) und bei dem Projekt *Homines Urbani* (Krakau, 2008), Stipendiat des Übersetzerkollegs in Krakau (2009) und *Writer in Residence* im quartier21/MQ (Wien, 2011). Seit 2009 ist er Teil des ukrainischen Redaktionsteams der Literaturzeitschrift „Radar“. Er unterrichtet polnische Literatur sowie Theorie und Praxis des Übersetzens an der Lemberger Universität.

ОСТАП СЛИВИНСЬКИЙ (1978, Україна) – поет, перекладач, есеїст, критик. Автор поетичних збірок *Жертвоприношення великої риби* (1998), *Полуднева лінія* (2004), *М'яч у п'яті* (2008), *Рухомий вогонь* (2009, у польському перекладі Богдана Задури), *Адам* (2012). Поезії та есеїстика перекладені чотирнадцятьма мовами. Перекладає з англійської, білоруської, болгарської, македонської, польської, російської мов. Лауреат Літературної премії „Привітання життя“ ім. Б.І. Антонича (1997) та Премії Губерта Бурди для молодих поетів зі Східної та Центральної Європи (2009). Протягом 2006–2007 років був координатором Міжнародного літературного фестивалю в рамках Форуму видавців у Львові. Брав участь у резиденціях Літературного Колоквіуму Берлін (2007), *Homines Urbani* (Краків, 2008) та ІНАГ (Грац, 2008), був стипендіатом Колегіуму перекладачів (Краків, 2009) та quartier21/MQ (Відень, 2011). З 2009 року входить до української редакції журналу „Радар“. Працює у Львівському університеті, де викладає польську літературу та теорію і практику перекладу.

Geschichte

Und ob ich damals dabei war.

Ich weiß es noch genau.

Ich habe den Ziegelstein mit zerkleinert
und Wasser eingerührt.

Das war der Kaffee für unsere Amseln – wir
gaben noch Gras hinzu,

da hatten sie was Leckeres. (Bei einem Fünfjährigen
erinnert die Liebe an einen Alphabeten,
der glaubt, die Kunst bestünde darin,
den Füller richtig zu halten).

Die Amseln hüpfen in der Nähe herum, neigten
neugierig die Köpfe, aber keine kam heran.

Mit dem Kaffee konnte etwas nicht stimmen.

Oben klatschte jemand in die Hände, fremde Vögel
flogen vom Baum auf.

Jemand musste kosten, doch keiner
traute sich.

Da fiel uns der Kleinste ein,

Wadik oder Witalik,

im Gedächtnis sind statt des Namens

nur seine Schweigsamkeit und der schiefe Pony geblieben.

Er sträubte sich nicht. Oder kaum. Nach

den ersten verschütteten Tropfen trank er

schluckchenweise den trüben braunen

Brei. Plötzlich bekamen wir Angst,

rannten um die Ecke und spähten von dort. Er

hätte davonlaufen oder wenigstens

die schlammige Dose absetzen können, doch er trank und trank.

Erst als sie fast leer war, fing er an zu weinen.

Hier ist der Kelch, hier bin ich, noch unverständiger

als damals. Ich sehe

einen Stein auf mich zufliegen

vom nebligen Ufer.

Історія

Неправда, я був тоді з ними.

Тепер я це добре пригадую.

Я допомагав кришити цеглину
й розмішував її у воді.

То була кава для наших дроздів – ми
додали ще трохи трави,

їм мало посмакувати. (Любов

у п'ять років нагадує неписьменного,
який гадає, ніби вся штука у тому,

щоб правильно тримати перо).

Дрозди стрибали поблизу, нахилиючи
голівки з цікавістю, але

жоден з них не наближався.

Ми розуміли, що з кавою щось не так.

Угорі хтось плеснув у долоні, з гілки

зірвались чужі птахи.

Треба було куштувати, але

бракувало відважних.

І тоді ми згадали про найменшого з нас,

Вадика чи Віталіка,

від якого у пам'яті замість імені –

лише мовчазність і криво підрізана гривка.

Він не пручався, майже. Після

перших розлитих крапель пив

дрібними ковтками буру мутну

рідину. Нарешті нам стало лячно,

ми побігли за ріг і лише визирали. Він

міг утікати чи принаймні відкласти

заболочену банку, але пив і пив.

І, тільки випивши майже все, почав плакати.

Ось чаша, ось я – ще нерозумніший,

ніж тоді. Дивлюсь,

як у мій бік летить камінь

з туманного берега.

Geschichte (2)

Warm und eins mit der frostigen Nacht
wie der Griff mit dem Messer.

Der Körper
ist ihre zärtliche Botschaft.
Ihr Staat sind die dunklen Höfe,
wo ein Fremder getötet werden könnte.

Ich weiß,
von mir aus darf eine Hälfte ihres Gesichtes im Dunkeln leben,
ich verrücke die Lampe nicht.
Und ich frage nicht,

sie erzählt von selbst.
Ihr Kleiner steht auf,
als wäre er aus dem Schlaftakt gerissen.

„Vier ganze Tage“,
sagt sie, „damals sind wir so lange wie möglich
nicht nach oben gegangen.
Am dritten Tag – oder in der Nacht – gingen die Kerzen zu Ende,
und ich dachte mir,

absichtlich,
nichts Konkretes,
einfach ein Fenster im Zimmer. Ein beliebiger
Tag ohne Anfang
und Ende.

Abend, du gehst schlafen,
machst du das Licht aus und weißt, dass im Dunkeln
die Bäume blühen und die Nachtvögel jagen.
Morgen, du döst im Stehen und der Brei
will nicht kochen.

Vielleicht sind all die Jahre
des stumpfen Erwachens, wenn nichts passiert,
für uns bestimmt,
damit wir,
wie ein Stein,
der lange in der Sonne liegt und Wärme aufnimmt,
in einer schlimmen Nacht
jemandes Wange wärmen?“

Історія (2)

Тепла і невідлучна від морозної ночі,
ніби руків'я від свого ножа.
Тіло –
її ніжне посольство.
Держава ж її – темні двори,
де можуть і вбити чужого.

Я знаю,
я дозволяю половині її обличчя жити у темряві,
не пересуваю лампу.
І не питаю,

а вона сама починає розповідати.
Малий її прокидається,
ніби збивається з ритму сну.
«Чотири доби, –
каже вона. – Тоді ми найдовше
не піднімались нагору.
На третій день – або ніч – закінчились свічки,
і я стала пригадувати,

навмисно,
нічого конкретного,
просто вікно у кімнаті. Якийсь
день, який не почався
і не закінчився.

Вечір, коли йдеш до сну,
вимикаєш світло і знаєш, що в темряві
цвітуть дерева і полюють нічні птахи.
Ранок,
коли дрімаєш навстоячки, а каша ніяк
не кипить.
І, може, всі ці роки
монотонного прокидання, коли нічого не діється,
нам призначені,

щоби ми,
ніби камінь,
що довго лежить на сонці і набирає тепла,
однієї поганої ночі
зіграли чиюсь щоку?».

Liebe

Ein Stechen
als nähme einer warme Fayence
in seine durchfrorene Hand,

oder als liefe ein Körper, steif vom Schlaf,
durchs Zimmer
etwas linkisch
und lächelnd.

Ein Stechen
wie damals, als sie Vater
ein paar Tage hintereinander nicht rasiert hatten
und er da lag
wie ein salziger und überhitzter Stein
und uns nacheinander umarmte.

Ein Stechen, als
trüge einer lange eine Tanne durch die
frostpralle Luft,
und wüsste, dass jemand,
inmitten von Menschen,
einschlummert von der Frohesten Botschaft,
noch immer wartet, nicht schläft.



© Dorota Gawryszewska

Любов

Таке поколювання,
ніби теплий фаянс
береш перемерзлою рукою,

або тіло, затерпле зі сну,
переходить кімнату,
ще трохи кульгаве
і всміхнене.

Таке поколювання,
як тоді, коли батька
чомусь не голили вже кілька днів,
а він лежав,
ніби
солоний і перегрітий камінь,
і обіймав нас по черзі.

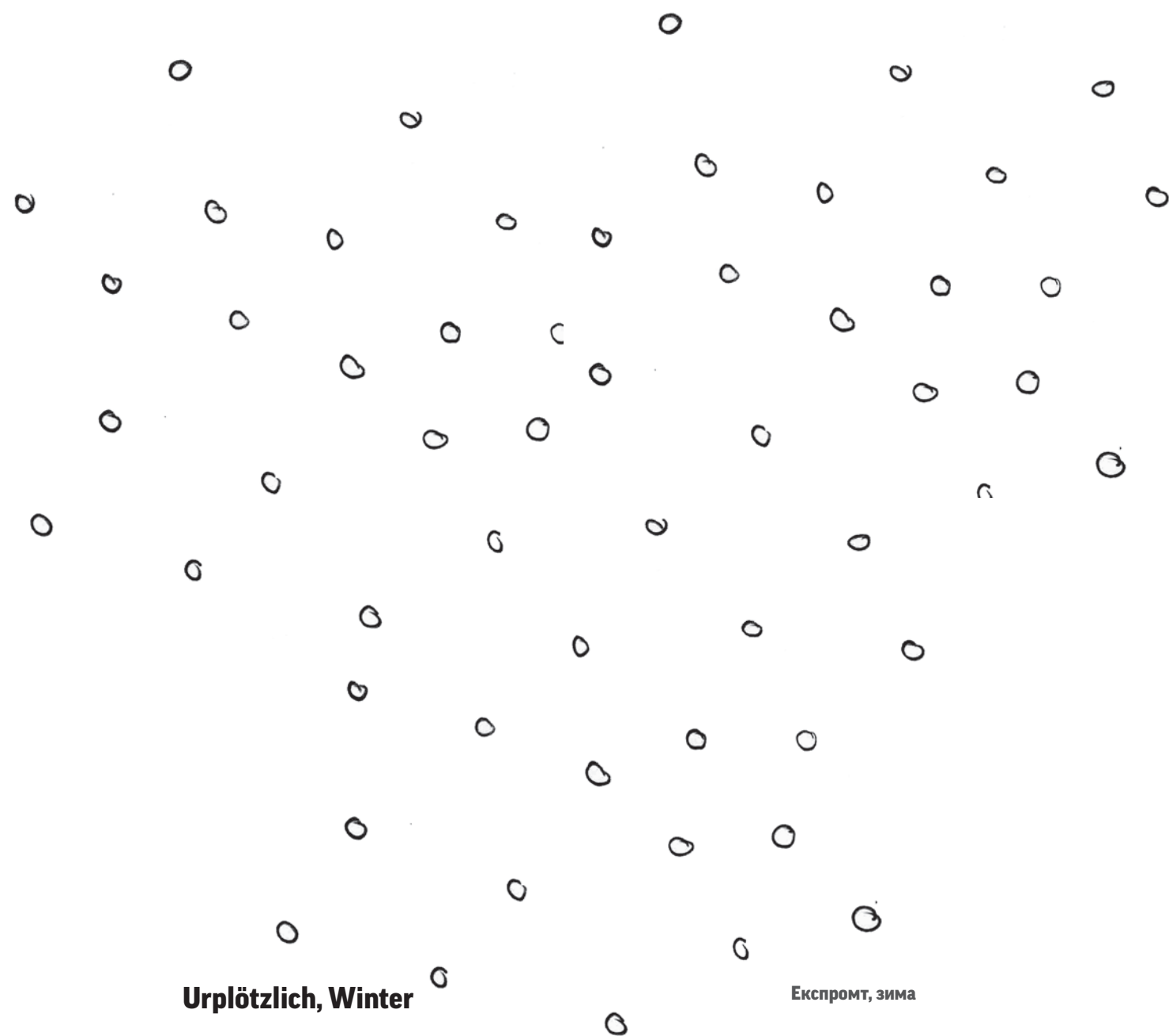
Таке поколювання, ніби
довго несеш ялинку крізь туге
від морозу повітря,
і знаєш, що хтось,
між людей,
вколисаних Найсвятішою Звісткою,
все ж чекає, не спить.

Noch einen Tag lang darf man kein Wasser aus dem Fluss schöpfen.
Wir trinken die Feuchte, die von unserem Atem niedergeht.
Absolute Körper, Engelskörper ohne Eingang
und Ausgang, verschlungen im Tanz, zu dem niemand aufspielt.
Wer weiß, wie's dir über dem Abgrund oder auf dem schon klammen
Deck zumute sein wird?
Vielleicht wirst du es bedauern, dass du so selten
aufgebrochen bist, ohne dich zu verabschieden,
dass du nicht gekommen bist,
niemanden angerufen hast, überraschend, vor Tag? Dass du dich
nie vor anderen betrunken hast, nie gewagt hast,
komisch zu sein,
denn wer nie komisch ist, sollte auch nicht lachen.
Dass du besitzen wolltest, was anzuschauen reicht?
Dass du geglaubt hast, die Wörter müssten ihre Dinge finden, der Dank den Empfänger,
das Schweigen den Grund?

Zwei fremde Kinder spielen mit einem großen Hund,
wir freuen uns an ihnen, bis die Nacht hereinbricht.

З ріки ще добу не можна брати води.
П'ємо вологу, яка скраплюється від нашого подиху.
Абсолютні тіла, тіла ангелів без входу
і виходу, зчеплені в танці, до якого ніхто не грає.
Хто знає, як тобі буде над прірвою або на підмоклій вже
палубі?
Може, шкодуватимеш, що так рідко
зривався в дорогу, не попрощавшись,
що не приїжджав,
нікому не подзвонивши, раптово, удосвіта? Що ніколи
не напивався на людях, не дозволяв собі
бути смішним,
бо хто не буває смішним, той не мав би сміятися.
Що хотів мати те, на що варто просто дивитися?
Що гадав, ніби слова мусять знайти свої речі, подяка – адресу,
мовчання – причину?

Двоє чужих дітей граються з великим собакою,
і ми милуємось ними, аж доки спадає ніч.



Urplötzlich, Winter

Später Dezember,
bald kommen die Engel herab.
Für diese eine Nacht, heller als die anderen,
haben sich die frierenden Bäume wohl
in Blätter gekleidet.

Du lächelst,
als sähest du im Traum das gleichförmige Licht,
durch das noch

kein einziger,
nicht der kleinste Gegenstand gedrungen ist.

Експромт, зима

Пізній грудень,
скоро опустяться ангели.
І здасться, ніби змерзлі дерева
вбрались у листя на цю єдину,
світлішу за інші, ніч.

Ти всміхнешся так,
ніби побачиш у сні однорідне світло,
крізь яке не проступила ще
жодна,
навіть найменша у світі річ.

Orpheus

Eigentlich hat diese Geschichte
eine Vorgeschichte, und sie handelt
von einem Knirps, der wasserscheu war.
Dennoch ging er mit den anderen ans Meer und klammerte sich
an einem langen Stein fest,
und als die Jungs ins Wasser sprangen, blieb er
draußen, dürr und verschreckt,

sah zu,
wie sich ihre Köpfe in den Spritzwolken entfernten,
und hoffte inständig,
keiner würde sich umdrehen.

Dann lief er zu den nahen
Häusern, köpfte vor Kraftlosigkeit
Disteln,

nicht so wie alle anderen,
glich er einem Kupferfaden, zufällig
in einen Korb geflochten.

Kennst du den Knirps?
Weißt du, in welchem Moment
Musik aus der Wut steigt wie ein Schmetterling
aus einem durchfrorenen Kokon?
Weißt du, wo er bis zum Morgen gewesen ist, als
die Eltern ihn im Gras fanden, schweißgebadet,
mit zusammengebissenen Zähnen?
Und sag mir noch: Wie viel Wut verträgt ein Gedicht?
Gerade so viel, dass
die Sirenen verstummen?

Орфей

Насправді ця історія
має передісторію, і вона –
про малого, який боявся води.
Але йшов з усіма на берег і видряпувався
на довгий камінь,
і коли хлопці стрибали у море, він залишався
стояти там, худий і розгублений,

і дивився, як віддаляються
голови у віялах бризок,
сподіваючись лише на одне –
що жодна з них не озирнеться.
А далі рушав до ближніх
будинків, стинаючи від безсилля
голови чортополохів,

інакший, ніж усі тут –
подібний на мідну струну, випадково
вплетену в кошик.

Ти знаєш цього малого?
Знаєш, у яку мить
зі злості виходить музика, ніби метелик
із перемерзлого кокона?
Знаєш, де він був до самого ранку, коли
батьки знайшли його у траві, спітнілого,
із заціпленими зубами?
І ще скажи: скільки злості може бути у вірші?
Саме стільки, щоб
заглушити сирен?

DER BEFREITE UWOLNIONY

Der allzu scharfe und allzu schwere Meißel entblößt das im weißen Marmor verborgenen männlichen Genital. Die Chance, dass es der Nachwelt erhalten bleibt, ist verschwindend gering. Man muss sich nur antike Männerstatuen anschauen. Manche haben noch Nasen und sämtliche Finger, aber die Geschlechtsteile sind überall abgeschlagen, abgebröckelt, irgendwo in der Vergangenheit verloren. Das ist der Lauf der Dinge. Man kann es nicht ändern, man kann es nur hinnehmen.

Es ist Matyldas erste große Marmorarbeit. Nur wenige Frauen sind Bildhauer. Es ruiniert den Teint und die Hände. Matylda sieht nicht ruiniert aus. Sie ist jung. Die Auszeichnung durch die Akademie hat ihr viele Türen aufgestoßen. Frau Matylda hier, Frau Matylda da. Ah! Oh! Wie interessant! Wie innovativ! Welche Eleganz! Die noble meinungsbildende Schar hat die Zunge geschmalzt, geseufzt und entschieden: Ausstellung, und zwar eine große. Im Hauptgebäude mit Springbrunnen und Kaviarhäppchen. Die Chance. Einmalig. Bloß nicht verpassen. Eine leuchtende Zukunft. Der Weg zum Gipfel.

Das Atelier ist durchflutet von hellem Tageslicht. Ein nackter Mann steht mit erhobenen Händen auf einem Podest. Er schaut auf Matylda, obwohl er zur rechten oberen Ecke der Wand gegenüber schauen sollte. In dieser Position sind die angespannten Sehnen und Muskeln des Oberkörpers am deutlichsten sichtbar. Matylda ärgert sich und flucht wie ein Stahlarbeiter, der Mann schaut wieder dorthin, wohin er soll. Aber nur kurz, denn gleich schweift sein Blick wieder ab zu der Spalte zwischen Matyldas Brüsten, die im tiefen Ausschnitt ihres T-Shirts gut zu sehen ist. Wieder verschwindet die gestraffte Sehne am Hals des Modells. Das von Marmorstaub weiße, an eine venezianische Maske erinnernde Gesicht der Bildhauerin formt in höchster Konzentration eine senkrechte Falte zwischen den Brauen. Diese Falte existiert in Wirklichkeit gar nicht. Wenn das Gesicht der Frau sauber ist, stört nichts die Glätte ihrer Stirn. Die Ankündigung einer Falte erscheint nur, wenn Marmorstaub die Haut bedeckt. Er wirkt wie Pulver, mit dem man Fingerabdrücke aufspürt. Er offenbart eine für das bloße Auge unsichtbare Wahrheit. Er sagt die Zukunft voraus. Er liest aus dem Gesicht wie eine Wahrsagerin aus der Hand oder aus Kaffeesatz. An dieser Stelle beginnt das Alter. Nicht jetzt. Später. Aber man weiß schon: an dieser Stelle. Die Objekte im Atelier versuchen den trockenen Nebel, der sie umhüllt, zu durchdringen und ein eigenes Leben zu beginnen. Das ist nicht leicht. Matylda produziert unablässig neue Ummengen von Staub. Die Skulpturen entstehen wie nebenbei, als Zugabe. Wenn die Wolken aus Weiß sich legen, werden Umriss erkennbar. Wie aus

Zufall. Wie unbeabsichtigt erschafft Matylda neben dem erstickenden Staub eine unheimliche Gestalt. In der Ecke kauert einsam eine Frau, die ihren seltsam kleinen Kopf zwischen den Knien ihrer langen und ebenso seltsamen Beine verbirgt. Die „Unfreie“. Aus grauem Sandstein. Ihre Diplomarbeit. Sie hat große Erwartungen daran geknüpft. Sie fühlt sich enttäuscht. Dabei kommt es ihr vor, als habe nicht sie als Schöpferin enttäuscht. Die „Unfreie“ hat enttäuscht. Das Werk hat enttäuscht. Es hat zu wenig Tränen, zu wenig vom Schmerz einer vergewaltigten Frau. Zu wenig Hass gegen den Täter. Zu wenig Auflehnung und Rachedurst. Matylda hält es nicht für ihre Schuld, dass ihr Werk nicht vollkommen ist. Sie mag ganz einfach diese Frau in der Ecke nicht. Sie verachtet sie. Diese dumme Kuh. Die sich selbst nicht versteht. Soll sie doch in ihrer Ecke sitzen und heulen. Die Begeisterung der Akademieprofessoren ist auch kein Trost. An der Wand steht noch eine verstaubte Serie kleiner Klageweiber. Nicht schlecht, aber auch nichts Besonderes.

Mit dem „Befreiten“ ist es ganz anderes. Er ist eine echte Herausforderung. Versehen mit schönen Muskeln, ein von den Fesseln des toten Steins befreiter männlicher Torso, dessen restlicher Körper für immer im rohen, unbehauenen, rauen Marmorblock gefangen bleibt. Ein vor Leben strotzender, pietätvoll geformter Körper kämpft unter größter Spannung um die absolute Freiheit. Nicht nur um diese partielle, illusorische. Matylda ist die Befreierin. Ihr Meißel legt die Körperteile bloß und macht sie frei. Aber sie weiß, dass sie ihn nicht ganz befreien wird. Sie legt nur den Oberkörper frei, die rechte Seite bis zur Brustwarze, die linke bis zur Schulter und den Rücken einschließlich der rechten Hinterbacke. Die linke Hinterbacke ist zum Nichtsein verurteilt. Rechte Schulter, Kopf, Hände und Beine wird es nicht geben. Sie bleiben im Stein verborgen – in der Mutter. Matylda weiß es. Ihr „Befreiter“ ist noch ahnungslos. Er kann immer noch glauben, dass sein Schöpfer – die Frau – der Demiurg – arbeiten wird, bis er ihn ganz geschaffen hat. Der Schweiß tritt in kleinen Perlen auf Matyldas Stirn. Ihre Hände sind zu zart und zu sanft für Meißel und Hammer. Der Mann schaut auf ihre nackten Arme. Mit dem Handrücken, der in einem Handschuh steckt, reibt sie sich über die Stirn und verwischt Schweiß und weißen Staub. Die freigelegte Haut wirkt dunkel. Ein Schweißbächlein rinnt über ihr Gesicht, tropft vom Kinn herab und läuft zwischen ihre Brüste, wobei es eine dunkle Spur in die weiße Staubschicht gräbt. Es verschwindet unter dem T-Shirt, das um den Ausschnitt herum nass ist.

„Schluss für heute.“ – Matylda legt das Werkzeug auf einem Holztisch ab, stemmt die müden Hände in die

Taille und streckt die Wirbelsäule. Jeder einzelne Muskel schmerzt. Sie hat viele Stunden gearbeitet. Momentan fühlt sie sich nicht wie eine Künstlerin, sondern wie ein Sklave im Steinbruch. Zur Vernissage wird sie Halbschuh mit Absatz und ein rotes Kleid anziehen. Sie wird eine andere sein. Sie wird aussehen, als habe sie nie geschuftet, bis die Hände die Arbeit verweigerten. Als sei der Marmor allein durch Geisteskraft und künstlerische Inspiration geformt worden. Sie streift die Handschuhe ab. Ihre Hände sind runzlig vor Feuchtigkeit. Sie stellt sich den roten Lack auf ihren Fingernägeln vor und lacht. „Endlich. Ich bin ganz steif.“ Der Mann wirft sich einen Morgenmantel über. „Sollen wir gemeinsam zu Mittag essen?“, beginnt er unsicher, während er seine Hosen anzieht. Es ist nicht sein erster Versuch. Er hat es schon oft probiert. Er möchte sie nahe bei sich haben. Die Haut an ihrem Hals riechen. Seine Finger in ihr Haar legen. Ihre Schenkel mit seinem Gewicht auseinanderdrücken. Ihre Lippen beißen bis aufs Blut.

„Nein“, fällt ihm Matylda ins Wort, ohne ihn anzusehen. Sie betrachtet die Skulptur. Den „Befreiten“. Seinen Bauch und seine Männlichkeit. Eine ganz andere Männlichkeit als bei Skulpturen aus Antike oder Renaissance. Weniger eingeschlafert oder gleich ganz abgehackt. Der „Befreite“ ist wach. Nicht so, dass es abstoßend vulgär wirkte, aber ausreichend wach, um den Blick des Betrachters unwiderstehlich dorthin zu lenken.

Matylda betrachtet den kalten Stein. Der warme Mann geht mit hängendem Kopf davon. Er bewegt den Mund, als würde er noch etwas sagen. Lautlos. Wirkungslos. Ziellos. Der kalte Stein bleibt bei Matylda. Sie schließt die Ateliertür hinter dem Mann. Sie ist mit der Skulptur allein. Der „Befreite“ steht reglos da. Sie hat eigentlich schon gehen wollen. Sie geht nicht. Sie poliert die Skulptur. Mit sanften Bewegungen lässt sie die Hand auf dem Bauch des „Befreiten“ kreisen. Als wüsche sie liebevoll in der Badewanne ihren Geliebten. Jetzt den Rücken. Und die Hinterbacke. Der arme Kerl hat nur eine. Schüchtern, fast verschämt berührt sie seine Männlichkeit. Die seltsame Verlegenheit weicht. Sie hat ihn ja selbst aus dem unförmigen Klotz gehauen. Er gehört ihr. Sie lächelt. Hart wie Stein. Sie streichelt ihn mit zwei Fingern sanft, liebevoll. Sie beugt sich vor und berührt ihn mit den Lippen. Sie leckt mit der Zungenspitze darüber. Auf dem Stein bleibt die feuchte Spur ihres Mundes zurück. Sie schaut sich nervös um und findet ein Baumwolltuch. Sie reibt die Spur trocken. Sie sehnt sich nach seinem Mund. Der Mund ist im Stein gefangen. Man kann ihn nicht küssen. Matylda möchte zum Meißel greifen und den Mund befreien. Sie schüttelt den Kopf. Sie kann den Mund nicht befreien. Sie kann nichts mehr befreien. Die Skulptur ist so gut wie fertig. In zwei Wochen ist die Vernissage. Der „Befreite“ ist das Herz der Ausstellung. Er ist wundervoll. Sie bewundert ihr Werk und streichelt das kleine Stück Oberschenkel, das sie ihm geschenkt hat. Sie berührt die subkutane Ader, die man in der Leistengegend sieht. Für einen kurzen Moment meint sie, sie spüre das Blut pulsieren. Er hat einen idealen Körper. Gewiss, es ist der Körper des Mannes. Matylda weiß das. Aber der Mann ist für sie nichts, der „Befreite“ aber ein junger Gott. Sie hat dem Mann die Ader in der Leiste genommen, die Grübchen über den Hinterbacken und die leichte, durch ihre

stundenlange Anwesenheit in seiner nackten Gegenwart hervorgerufene Erektion. Sie hat ihm das alles nicht gestohlen. Er hat ihr seinen Körper stundenweise verkauft. Die Ader in der Leiste gehört ihm nicht mehr. Nicht die Grübchen über den Hinterbacken. Auch nicht der vergrößerte Penis des Modells, den sie während der ganzen harten Arbeit an der Skulptur so kühl ignoriert hat. Das alles gehört jetzt ihr. Sie hat dafür bezahlt. Einen ganz anständigen Preis. Der Mann kann sich nicht beklagen. Er beklagt sich auch nicht, sondern beglottzt nur ihre Brust. Egal. Soll er nur.

Der späte Nachmittag verändert das Licht im Atelier. Die Sonne wirft kein grelles Licht mehr auf die Scheiben. Sie steht jetzt tief und muss sich durch das Chlorophyll einer alten Kastanie kämpfen. Die Haut des „Befreiten“ wird kühl und grünlich. Wegen der Kälte dieser nachmittäglichen Färbung empfindet Matylda einen Groll gegen ihr Werk. Sie berührt ihre Haut. Die Muskeln spannen sich an und Matylda entdeckt tief in sich eine heiße Stelle. Eine Feuerkugel in ihrem Bauch, die wächst und immer neue Teile ihres Körpers erfasst. Sie schiebt ihre Hand in die Hose. Die heiße Kugel erreicht ihr Gesicht. Ohne die Maske aus weißem Staub wäre Matylda purpurrot. Die Wangen, die Ohren, die Stirn. Der „Befreite“ will aus der steinernen Falle entkommen, die sie ihm gestellt hat, aber er kann es nicht. Er will sie mit seinem grünen Körper erdrücken. Matylda lässt sich zu Boden gleiten. Sie sitzt lange mit dem Kopf zwischen den Beinen da. Ganz wie ihre Diplomarbeit. Sie schaut verstohlen zu ihr herüber. Sie ändert schnell ihre Position. Sie lehnt sich an ein Stuhlbein. Die Mittag- und auch die Abendessenszeit sind längst vorüber. Es klopf an die Tür. Matylda steht auf und bemerkt, dass sie schon lange im Dunkeln sitzt. Sie macht Licht und öffnet blinzelnd die Tür. Der Mann kommt wortlos herein. Mit großen Schritten umkreist er die Skulptur. Als suche er die Spuren von jemandes Anwesenheit. Seine Schuhe wirbeln aufs Neue den längst zur Ruhe gekommenen Staub auf. Ein Grobian. Wenn Matylda umhergeht, wirbelt sie nichts auf. Der Mann betrachtet das noch immer schmutzige und mit weißen Streifen beschmierte Gesicht der Frau. Er nickt verlegen. Er sagt kein Wort. Alle Worte, die er zu ihr gesagt hat, blieben von ihr unberührt, unbenutzt, unbemerkt. Er tritt schnell an sie heran, packt sie am Hals und heftet sich an ihre Lippen. Sie wehrt sich heftig und entreißt ihm ihren Mund, wobei sie sich die Lippe an seinen Zähnen verletzt. Sie holt weit aus, um ihn sehr fest ins Gesicht zu schlagen. Der Arm wird gepackt und auf den Rücken gedreht, der Bauch auf die ungehobelten Bretter des Arbeitstischs geworfen. Splitter bohren sich in ihre Wange. Aus der Nase und der aufgerissenen Lippe tropft Blut. Zwei Paar Hosen, aus weißem Leinen das eine, aus grauer Wolle das andere, rutschen auf die Knie herab, klein und glatt die einen, stark und hell behaart die anderen. Ein Stoß und ein leises Stöhnen. Ein Stoß, und der Tisch rückt näher ans Fenster. Ein Stoß und neue Splitter in Wange und Unterleib. Ein Stoß, und der Tisch rückt näher ans Fenster. Blut tropft auf die Tischbretter. Es sickert ein und bildet Flecken. Ein Stoß, und der Tisch rückt näher ans Fenster. Von dort sieht Matylda mit einem Auge den „Befreiten“. Sie schaut auf seine Männlichkeit. Ein Stoß, und die Feuerkugel erfüllt ihren ganzen Körper. Ein Stoß, und von dieser Stelle aus zielt der „Befreite“ mit seinem

Penis direkt in ihr Gesicht. Ein sehr starker Stoß und ohrenbetäubende Stille. Und goldene Punkte, die durchs Dunkel schweben.

Die starken und hell behaarten Knie werden schnell von grauen Hosen bedeckt. Die kleinen und glatten Knie werden noch nicht von weißen Leinenhosen bedeckt.

Mit dem lebensspendenden Saft hat der Mann seine Sicherheit verloren. Er krümmt und windet sich. Er geht um den Tisch. Er schaut mal hierhin, mal dorthin. Matylda

da liegt, mit zerkratztem Gesicht und kaputter Lippe, noch immer mit geschlossenen Augen da. Das Blut unter der Nase trocknet langsam. Das Klebrige zwischen ihren Beinen tropft auf die weißen Hosen. Ihre Arbeit ist vollendet. Der „Befreite“ ist fertig. Sie wird ihn nicht mehr mit dem Meißel anrühren. Die Zeit ist gekommen, ihn der Welt zu übergeben. Aber nicht jetzt sofort. Sie kann jetzt nicht. Die Welt muss sich noch ein wenig gedulden.

[Übersetzung: Bernhard Hartmann]

► Za ostre i za ciężkie dłuto odsłania ukryte w białym marmurze męskie genitalia. Mają nikłe szanse przetrwania dla potomności. Wystarczy spojrzeć na starożytne męskie posagi. Czasem mają nawet nosy i komplet palców, ale przyrodzenia niezmiennie odrąbane, odłupane, zagubione gdzieś w czasie przeszłym. Już tak to jest. Trzeba pogodzić się z zasadami, których nie da się zmienić.

Pierwsza duża rzeźba w marmurze dłuta Matyldy. Kobiety rzadko są rzeźbiarzami. To niszczy cerę i dłonie. Matylda nie wygląda na zniszczoną. Jest młoda. Wyróżnienie Akademii otworzyło przed nią wiele drzwi. Pani Matylda to, pani Matylda tamto. Fiu, fiu! Oj. Oj! Jakże to interesujące! Jakże nowatorskie! Co za elegancja! Szacowne grono opiniotwórcze pocmokało, powzdychało i uchwaliło, że wystawa i że z rozmachem. W gmachu z fontannami i z kawiozem na tartinkach. Szansa. Niepowtarzalna. Nie wolno przegapić. Świetlana przyszłość. Droga na szczyt.

Pracownicę zalewa jasność dnia. Na podeście nagi Mężczyzna z uniesionymi rękami. Patrzy na Matyldę, chociaż powinien patrzeć w prawy górny róg ściany na wprost. W tym ustawieniu najmocniej widoczne są napięte ścięgna i mięśnie górnej części tułowia. Matylda irytuje się, przeklina jak hutnik i Mężczyzna znów patrzy tam, gdzie mu każe. Tylko na chwilę, bo zaraz wzrok znów ucieka mu w stronę wgłębienia między piersiami rzeźbiarki, widocznemu dzięki wyciętemu w dekolcie podkoszulko. Znów chowa się napięte ścięgno szyi modela. Twarz Matyldy biała od pyłu kamiennego jak maska wenecka rzeźbi skupieniem pionową zmarszczkę między brwiami. Tej zmarszczki jeszcze tak naprawdę nie ma. Kiedy twarz kobiety jest czysta, nic nie zaburza gładkości jej czoła. Zapowiedź zmarszczki pojawia się tylko, gdy pył kamienny pokrywa skórę. Działa jak proszek do wykrywania odcisków palców. Odsłania niewidoczną gołym okiem prawdę. Przepowiada przyszłość. Czyta z twarzy, jak wróżka z dłoni lub z herbacianych fusów. Tu zacznie się starość. Nie teraz. Później. Ale już wiadomo, że tu.

Przedmioty w pracowni, zanurzone w suchej mgłę, próbują przebić się przez pył i zaistnieć samodzielnie. Nie jest to łatwe. Matylda wciąż produkuje nieprzebrane ilości kurzu. A rzeźby powstają mimochodem, dodatkowo. Kiedy opadną tumany bieli, coś się wyłania. Jakby przypadkiem. Jakby niechcący, oprócz duszącego kurzu Matylda stwarza jakiś niesamowity kształt. W kącie siedzi samotnie skulona kobieta z dziwnie małą główką

schowaną między kolanami i z równie dziwnie długimi nogami. „Zniewolona”. Z szarego piaskowca. To jej praca dyplomowa. Miała co do niej duże oczekiwania. Czuje się zawiedziona. W dodatku wydaje jej się, że zawiodła nie ona – twórczyni. Zawiodła „Zniewolona”. Zawiodło dzieło. Nie ma w niej dość łez, dość bólu zgwałconej kobiety. Nie ma dość nienawiści do oprawcy. Nie ma dość buntu i żądz zemsty. Matylda nie czuje się winna temu, że jej dzieło nie jest doskonałe. Po prostu nie lubi tej kobiety siedzącej w kącie. Pogardza nią. Głupia. Nie rozumie samej siebie. Niech siedzi w tym kącie i beczy. Zachwyty profesorów Akademii nie pomagają. Pod ścianą stoi jeszcze zakurzona seria małych rzeźb płaczków. Nieźle, ale nie wybitne.

„Uwolniony” to co innego. To prawdziwe wyzwanie. Pięknie umięśniony, męski tułów uwolniony z okowów martwego kamienia, podczas gdy reszta ciała tkwi na wieki w surowej, nieobrobionej, szorstkiej bryle marmuru. Ciało pulsujące życiem, wyrzeźbione z wielkim pietyzmem walczy w napięciu o wolność całkowitą. Nie tę częściową, iluzoryczną. Matylda jest uwalniająca. Jej dłuto odsłania części ciała i czyni je wolnymi. Ale ona już wie, że nie uwolni go całego. Odsłoni tylko tułów, z prawej do wysokości sutków, a z lewej aż do barku i plecy z prawym pośladkiem. Lewy pośladek skazany jest na nieistnienie. Prawego barku, głowy, rąk i nóg wcale nie będzie. Pozostaną schowane w skale – matce. Matylda już wie. Jej „Uwolniony” jeszcze się tego nie spodziewa. Wciąż może sądzić, że jego stwórca – kobieta – demiurg będzie pracować, aż stworzy go do końca. Pot wykwita na czole Matyldy w perłowe drobinki. Jej dłonie są zbyt smukłe i zbyt miękkie do dłuta i młotka. Mężczyzna patrzy na jej nagie ramiona. Wierzchem dłoni w rękawicy Matylda przeciera czoło i rozmazuje pot z białym pyłem. Odsłonięta skóra wydaje się śniada. Stróżka potu spływa z twarzy, kapie z podbródka i wpływa między piersi, wypłukując ciemną strużkę w białej powłoce. Znika pod podkoszulkiem mokrym wokół dekoltu.

– Koniec na dziś. – Matylda odkłada na drewniany stół narzędzia i łapie się w talii zmęczonymi dłońmi, rozciągając kręgosłup. Boli ją każdy mięsień. Pracowała wiele godzin. W tej chwili czuje się jak niewolnik w kamieniołomach, a nie artystka. Na wernisaż ubierze pantofle na obcasie i czerwoną suknię. Będzie inną osobą. Będzie wyglądała, jakby nigdy nie harowała fizycznie aż do omdlenia rąk. Jakby kształty w marmurze powstawały wyłącz-

nie dzięki potędze umysłu i artystycznego natchnienia. Zdejmuje rękawice. Jej dłonie są pomarszczone od wilgoci. Wyobraża sobie czerwony lakier na swoich paznokciach i śmieje się. Nareszcie. Zdrętwiałem. – Mężczyzna narzuca na siebie szlafrok. – Matyldo, może zjemy razem obiad? – zaczyna niepewnie, wciągając spodnie. To nie jest pierwsza taka próba. Próbował już wiele razy. Chciałby ją mieć blisko. Wąchać skórę na jej karku. Włożyć palce w jej włosy. Zgniatać jej uda swoim ciężarem. Gryźć jej wargi aż do krwi.

– Nie – krótko ucina Matylda, nie patrząc na niego. Patrzy na rzeźbę. Na „Uwolnionego”. Na jego brzuch i na jego męskość. Męskość nie taką jak w rzeźbach antycznych lub renesansowych. Nie taką uśpioną lub w ogóle odrąbaną. „Uwolniony” jest przebudzony. Nie na tyle, żeby razić wulgarnością, ale na tyle, żeby wzrok oglądającego nie mógł oprzeć się pokusie, żeby tam spojrzeć.

Matylda patrzy na zimny kamień. Ciepły mężczyzna odchodzi z opuszczoną głową. Porusza ustami, jakby jeszcze coś mówił. Bezgłośnie. Bezskutecznie. Bezcelowo. Zimny kamień zostaje z Matyldą. Ona zamyka drzwi pracowni za Mężczyzną. Zostaje sama z rzeźbą. „Uwolniony” stoi bez ruchu. Miała już iść. Nie wychodzi. Poleruje rzeźbę. Miękkimi ruchami zatacza kręgi na brzuchu „Uwolnionego”. Jakby z miłością myła w kąpielni kochanka. Teraz plecy. I pośladek. Biedak ma tylko jeden. Nieśmiało, jakby z zawstydzeniem dotyka jego męskości. Dziwne skrępowanie mija. Przecież sama go wykuła z martwej bezkształtnej bryły. Jest jej. Uśmiecha się. Twardy jak kamień. Pieści go dwoma palcami delikatnie, z czułością. Pochyla się i dotyka go wargami. Prześlizguje się po nim samym końcem języka. Na kamieniu zostaje wilgotny ślad jej ust. Rozgląda się nerwowo i znajduje bawełnianą szmatkę. Wyciera ślad do sucha. Tęskni za jego ustami. Usta są uwieszone w skale. Nie można ich pocałować. Matylda ma ochotę złapać za dłuto i uwolnić jego usta. Kręci głową. Nie może uwolnić jego ust. Niczego więcej nie może uwolnić. Rzeźba jest właściwie gotowa. Za dwa tygodnie otwarcie wystawy. „Uwolniony” to gwóźdź programu. Jest świetny. Podziwia swoje dzieło, gładząc marmurowe mięśnie tego niewielkiego kawałka uda, który mu podarowała. Dotyka podskórnej żyłki widocznej w pachwinie. Przez chwilę ogarnia ją złudzenie, jakby poczuła pulsowanie krwi. On ma idealne ciało. Jasne, że to ciało Mężczyzny. Matylda wie. Ale Mężczyzna jest dla niej nikim, a „Uwolniony” to młody bóg. Zabrała Mężczyźnie żyłkę w pachwinie, dołki nad pośladkami i lekki wzwód wywołany jej wielogodzinnym przebywaniem w jego nagiej obecności. Nie ukradła mu tego wszystkiego. Sprzedał jej swoje ciało na godziny. To już nie jest jego żyłka w pachwinie. To nie jego dołki nad pośladkami. I ten powiększony członek modela, który z takim chłodem lekceważyła przez wszystkie te dni ciężkiej pracy nad rzeźbą. Od teraz należą do niej. Zapłaciła mu za nie. Całkiem przyzwoitą stawkę. Mężczyzna nie może się uskarżać. Nie uskarża się zresztą, tylko gapi się na jej biust. Niech się gapi. Nieważne.

Późne popołudnie zmienia kolor światła w pracowni. Słońce nie rzuca już ostrego światła na szyby. Jest już nisko i musi przedrzeć się przez warstwy chlorofilu starego kasztanowca. Skóra „Uwolnionego” staje się chłodna i zie-

lonkawa. Matylda czuje żal do swego dzieła za ten chłód popołudniowego koloru. Dotyka własnej skóry. Mięśnie kurczą się i głęboko w sobie Matylda znajduje gorące miejsce. Kulę ognia rosnącą w jej brzuchu i obejmującą coraz to nowe części jej ciała. Wsuwa rękę do spodni. Kula gorąca dociera do jej twarzy. Gdyby nie maska z białego kurzu, Matylda zrobiłaby się purpurowa. Policzki, uszy, czoło. „Uwolniony” próbuje uciec ze swej kamiennej pułapki, którą mu wyszykowała, ale nie może. Chce przygnieść ją swym zielonym ciałem. Wedrzeć się w nią swym wypolerowanym ciałem z marmuru. Matylda osuwa się na podłogę. Długo siedzi z głową między kolanami. Zupełnie jak jej praca dyplomowa. Spogląda na nią ukradkiem. Szybko zmienia pozycję. Opiera się o nogę stołu. Mija pora obiadu lub nawet kolacji. Pukanie do drzwi. Matylda wstaje z podłogi i stwierdza, że od dawna siedzi w ciemnościach. Zapala lampę i mrużąc oczy, otwiera drzwi. Mężczyzna wchodzi bez słowa. Dużymi krokami chodzi wokół rzeźby. Jakby szukał śladów czyjejs obecności. Spod jego butów unosi się znów w górę już dawno uspokojony pył. Grubianin. Gdy Matylda chodzi, to nic się nie unosi. Mężczyzna patrzy na wciąż brudną i całkiem pomazaną białymi smugami twarz kobiety. Kiwa głową z zażenowaniem. Nie mówi ani słowa. Wszystkie słowa, które do niej wypowiedział, pozostały przez nią nietknięte, nieużyte, niezauważone. Podchodzi szybko, łapie ją za kark i przywiera do jej warg. Ona szarpie się mocno i wyrwa mu usta, raniąc wargi o jego zęby. Zamachuje się gwałtownie, żeby uderzyć go bardzo mocno w twarz. Złapaną i wykreśloną ręką na plecach, brzuch rzucony na nieheblowane deski roboczego stołu. Drzazgi białe w policzek. Krew z nosa i przegrzyzionej wargi. Dwie pary spodni, jedne białe, lniane, drugie szare wełniane opadają do kolan, jednych drobnych, gładkich, drugich mocnych, pokrytych jasnymi włosami. Pchnięcie i cichy jęk. Pchnięcie i stół przesuwa się bliżej okna. Pchnięcie i kolejne drzazgi w policzku i w podbrzuszu. Pchnięcie i stół przesuwa się bliżej okna. Krew kapie na deski stołu. Wsiąka i tworzy plamy. Pchnięcie i stół przesuwa się bliżej okna. Stąd jednym okiem Matylda widzi „Uwolnionego”. Patrzy na jego męskość. Pchnięcie i kula ognia zalewa całe jej ciało. Pchnięcie, i z tego miejsca „Uwolniony” celuje swym penitem prosto w jej twarz. Bardzo mocne pchnięcie, i gwizdząca w uszach cisza. I złote plamki latające w ciemnościach.

Szare spodnie szybko zakrywają mocne i pokryte jasnymi włosami kolana. Białe lniane spodnie wciąż nie zakrywają drobnych i gładkich kolan.

Mężczyzna traci, wraz z życiodajnymi sokami, pewność kolejnych kroków. Kuli się i kurczy. Obchodzi stół wokół. Zagląda do tu, to tam. Matylda, z podrapaną twarzą i rozbitą wargą, leży wciąż z zamkniętymi oczyma. Krew pod nosem zasycha powoli. Lepkość między nogami kapie na białe spodnie. Skończyła pracę. „Uwolniony” jest gotowy. Już nie tknie go dłutem. Czas oddać go światu. Tylko za chwilę. Teraz nie może. Świat musi chwilę poczekać.

AIDA AMER – Schriftstellerin. Ihre Mutter ist Polin, ihr Vater Araber. Sie debütierte mit der Erzählung *Igor und Igor* im Erzählband *Entgegen der Natur* (2011). Autorin des Romans *Rantis* (2012), der auf ungewöhnliche Weise die Gesellschaft Palästinas im 20. Jahrhundert zeigt. Sie lebt in Krakau.

AIDA AMER – pisarka. Po mamie Polka, po tacie Arabka. Debiutowała opowiadaniem *Igor i Igor* w antologii *Wbrew naturze* (2011). Autorka powieści *Rantis* (2012) w niebanalny sposób ukazującej społeczeństwo palestyńskie w XX wieku. Mieszka w Krakowie.

Andrej Fiedarenka Андрэй Федарэнка

DER SUMPFTÜMPEL ПЕЛЯ

► Mir passierte einmal eine Geschichte, an die ich mich lange Zeit auch nur zu erinnern schämte, ich weiß nicht warum.

Es geschah im Juli. Ich hatte soeben das erste Studienjahr beendet, die Prüfungen abgelegt und sollte in ein paar Tagen in ein sommerliches Arbeitslager auf der Krim fahren, und bis dahin hockte ich im Dorf herum und langweilte mich mächtig. Ich wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte, ich las ein wenig oder schaltete am helllichten Tag den Fernseher ein, oder ich schlenderte mit einer Zigarette durch den Hof – und das keineswegs deshalb, weil ich mir in Minsk das Arbeiten abgewöhnt hätte. Gleich am ersten Tag wollte ich etwas in Angriff nehmen, einen alten Zaun umsetzen, den halb zerfallenen Hühnerstall reparieren, aber alles war so morsch, dass man auf den ersten Blick sah – wenn man auf einer Seite anfing, würde es auf der anderen zusammenbrechen. Da bräuchte es schon eine grundlegende Erneuerung, neue Pfosten, Balken, Bretter und Zeit, ein Monat oder mehr, um das alles zumindest oberflächlich in Ordnung zu bringen, sonst hätte es gar keinen Sinn, damit anzufangen.

Es zog mich nach der Krim, wo ich noch nie gewesen war, zu den Palmen, Zypressen, dem Meer, zum Grab von Bohdanowicz, ich wollte, dass auch „mein Schatten auf diese heiligen Steine fiel“ ... Was hatte ich denn hier schon groß zu erwarten? Hatte ich vielleicht diesen Kartoffelacker noch nie gesehen, das Rübenfeld, den Wald, der sich bis zu den schmalen Feldstreifen erstreckte, in dem ich wahrscheinlich jeden einzelnen Baum kannte?

Erst als der lang erwartete Tag der Abreise gekommen war (der Zug nach Simferopol hielt für ein paar Minuten an der Station gleich hinter dem Dorf) wurde ich irgendwie nostalgisch, traurig; mit einem Mal sah ich den Hof mit ganz neuen Augen, die Beete, den Hühnerstall, den ich am Ende doch nicht in Angriff genommen hatte – und ich sah das alles voll Mitleid, lebendig... Ich fahre weg, sehe ein Stück der Welt, während das alles bleibt wie es ist und so bleiben wird. Ich wollte die Abschiedsstimmung noch länger auskosten, die bekannten Orte abgehen und vielleicht bei dieser Gelegenheit ein paar Fische fangen. Die Mutter war Beeren klauben gegangen, aber ich beschloss, keine Nachricht zu hinterlassen. Wozu auch? Ich würde gegen neun oder zehn Uhr abends zurück sein, zeitlich genug, um zu packen, dann würde ich bis in die Nacht hinein lesen und mich im Zug ausschlafen. Ich zog meine alten Militärsachen an, grub ein paar Würmer aus, steckte eine Schnur mit Vorfach und dem übrigen Zeug in die Tasche und schlug meinen geliebten Weg ein – zum

Tkaczowo-Sumpf, etwa vier Kilometer vom Dorf entfernt.

Es war sechs Uhr abends. Die niedrig stehende Sonne wärmte, es ging sich leicht und angenehm auf dem von keinen Autospuren zerpfügten Waldweg; endlich fand ich meinen Rhythmus: die Zeit hörte auf zu hüpfen, sie dehnte sich nicht langweilig aus, ich schwamm im Takt der eigenen Schritte dahin. Die Gerüche des Unterholzes, von Heidekraut und Heidelbeeren vermischt, sich mit dem Gezitscher der Vögel, mit der milden Sonne, dem Scharren der Turnschuhe über den Boden – und die lang ersehnte Harmonie ordnete auch meine Gedanken. Ich spürte mich selber: ich bin, ich lebe, alles ist wunderbar, ich studiere, also habe ich für die nächsten Jahre oder sogar für immer meinen Lebensweg gewählt; ich gehe durch diesen herrlichen Wald, fange ein paar Karaschen, dann bringt mich der Zug an ferne Ufer, von denen ich so viel gehört und gelesen habe.

In der Zwischenzeit war ich zu dem Ort gekommen, wo man zum Sumpf abbiegen musste, aber ich fand keine Spuren eines Pfades. Ich hatte schon gehört, dass der Sumpf beinahe ausgetrocknet war, aber so sehr, dass sogar die Wege zugewachsen waren ... Ringsum war überall gewöhnlicher Wald, mit Beeren, mit hohen Sumpfbeerensträuchern. Nicht ohne Bangen – ich dachte daran, wie viel Schlangen es hier gab – kämpfte ich mich durchs Dickicht und kam bald zu einer Lichtung, auf der wir früher einmal, in der Kindheit, während eines Fahrradausflugs zum Fischen ein Feuer entzündet und zu Mittag gegessen hatten. Es waren nicht meine Augen, die diese Stellen erkannten, sondern die Beine, sie blieben von selber stehen. Aha, hier war das Ufer, von dieser Birke weg erstreckte sich schon das Wasser, und von hier aus warfen wir die Angeln aus ... Jetzt zeugte nur verdorrtes, verflochtenes Moos unter den Füßen davon, dass ich mich nicht verirrt hatte, dass hier einst der Boden des Morastes gewesen war. Ich ging weiter über das Moos, die Birken lichteten sich, das Gras wurde dichter, immer öfter stieß ich auf dürres Gestrüpp, bis ich schließlich zu einer ovalen Senke mit einem Durchmesser von ungefähr einem Kilometer kam, voller Erdstumpen, bewachsen mit Riedgras und hier und da verkrüppelten niedrigen Bäumen. Vom einst weiten Sumpf war nur mehr ein Tümpel übrig geblieben. Von allen Seiten rückte und drängte der Wald gegen den Sumpftümpel vor, eroberte sein Territorium, und man konnte sehen, dass es in ein paar Jahren um den Sumpftümpel geschehen sein würde. Ich brach zwei gerade Erlenstangen ab: eine für die Angel, die andere, um mich darauf zu stützen, und über die Stumpen, mit den Füßen das Riedgras auseinander-



© Dorota Gawryszewska

der schiebend, gelangte ich in einer Viertelstunde zum Wasser. In der Mitte des Sumpfbereiches befand sich eine nicht sonderlich große Vertiefung mit einem miniaturhaften, aber offenbar ziemlich tiefen Seelein, eingesäumt von bewachsenen Stumpen. Es genügte, dass ich stehen blieb und ein paar Mal leicht aufstampfte, gleich wurde das Ufer trügerisch feucht, weich, gab ein wenig nach, so dass ich gleich bis zu den Knöcheln im rostfarbenen, eisigen Wasser stand. Nur gut, dass ein paar Meter weiter, direkt am Sumpf, eine niedrige Erle stand, mit einer kleinen Insel rund um die Wurzeln. Ich gelangte dorthin, klopfte mit Tritten die Insel ab, hängte auf einen Zweig den Kescher, so dass er zur Hälfte im Wasser war, knüpfte die Schnur an die Stange – und fertig.

Das Wasser war nicht dunkel, sondern geradezu schwarz, wie Erdöl, in Ufernähe überwachsen von Froschlöffel und Entengrütze, doch in der Mitte ganz klar. Ich befestigte einen Wurm und warf aus, aber ungeschickt, hinein in die Entengrütze; obendrein hatte ich wohl ein zu schweres Gewicht gewählt, weil es den befiederten Schwimmer gleich nach unten zog. Ich holte die Schnur ein ... und wäre beinahe hineingefallen, wie durch ein Wunder bekam ich gerade noch ein Bäumchen zu fassen ... Er hatte sich losgerissen! Und was für einer!

Während ich den Wurm richtete, murmelte ich mit zittriger Stimme:

„Ja, zu viel Gewicht ...“ Nur dass es gar nicht ums Gewicht ging ...

Diesmal warf ich, mit einem Schlenker, weiter aus, so weit die Angel es erlaubte, in die lichten Entenlöffel. Der Federkiel fiel ins Wasser und setzte sich. Ich wartete kurz, schlug an und zog, herausheben ging nicht, etwas Schwarzes zur kleinen Insel, was schrecklich zu ziehen war. Eine Sumpfkarausche, eine Kreuzung mit einer Schleie – lang, dick, mit schwarzen, kleinen Schuppen und winzigen schwarzen Augen. Solche isst man bei uns für gewöhnlich nur getrocknet, weil sie sogar gebraten oder gekocht noch sumpfig riechen. Früher einmal hatte ich viele davon gefangen, aber so einen fetten Brocken zum ersten Mal.

Ich begriff, dass ich an eine Stelle geraten war, wo vielleicht seit ein paar Jahren keiner mehr geangelt hatte. Die Karauschen leisteten fast keinen Widerstand. Bald begann mich das mechanische Herausziehen zu langweilen, und ich spielte mich: ich schlug absichtlich zu spät an oder ungeschickt, wie jemand, der noch nie im Leben eine Angelrute in der Hand hatte, ich zog, bevor sich der Schwimmer noch, wie erforderlich, aufs Wasser gelegt hatte ... Die Karauschen bissen ständig an. Irgendwie hatte ich ganz übersehen, dass die Sonne bereits niedrig stand, aus den Graspalmen stiegen Wolken von Mücken, und vor allem war der Wald durch die Schwaden nicht mehr zu sehen. Aber es war immer noch hell.

Nach jedem Wurf sagte ich mir – nur mehr dieses eine Mal und Schluss, ich angelte und dachte – ach, der Weg ist ja nicht so weit. Und ein solcher Fang begegnet einem schließlich nicht alle Tage. Und dieses Hasardieren, durch das man taub wird für al-

les andere, wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden. Natürlich hörte ich die Mücken und auch das Plätschern der Fische im Netz und das Quaken der Frösche und die anderen Geräusche des abendlichen Sumpfes, aber aus Dummheit schenkte ich ihnen keine größere Aufmerksamkeit, ich hörte nicht hin, war völlig gelöst. Dabei war schon seit ein paar Minuten hinter meinem Rücken nicht etwa ein Sumpfergeräusch, sondern eher eine menschliche Stimme zu hören: als würde jemand die Backen mit Luft füllen und diese dann durch die geschlossenen Zähne mit einem Zischen wieder ausblasen.

Aus den Grasbüscheln direkt auf mein Inselchen zu schlängelte sich ein meterlanger Strang – ich weiß es noch genau, ohne irgendwelche gelbe Flecken an den Seiten des Kopfes.

– Zs – zs – sss!

Uns trennte ein halber Meter.

Jetzt glaube ich es, dass diese Reptilien die Fähigkeit besitzen, jemand zu hypnotisieren, denn ich war wie gelähmt, ich stand einfach da und konnte mich nicht rühren; aber dann machte ich – schlagen! totschlagen! Ich weiß nicht, warum – das Dümme, was ein Mensch bei einer Begegnung mit einem Reptil machen kann: ich stampfte auf.

Offenbar war noch nicht meine Stunde gekommen. Der Uferstrand der kleinen Insel, der schon so reichlich schwankte, brach zum Glück sofort ab, und ich fiel rücklings ins schwarze, kalte Sumpfwasser. Ich spürte keinen Boden unter den Füßen. Dafür fühlte ich sogleich, an den Händen, den Schultern, den Wangen eine dichte, klebrige Masse. Der Ekel und das kalte Wasser rissen mich aus meiner Trance. Ich packte mit nassen Fingern ein Büschel Gras, das weiche, lehmig bröckelnde Ufer, und dann ertastete ich schon eine Wurzel, an der ich mich ohne größere Probleme auf die Insel zog. Hinter meinem Rücken gurgelte der aufgerührte Sumpf, ein modriger Gestank stieg hoch, an mir klebten Entengrütze, kleine Zweige, Schlammbröckchen, und von meinen zerschnittenen Fingern rann Blut, doch in diesem Moment sah ich etwas, was mich sofort das alles, sogar die Schlange, die vielleicht irgendwo in der Nähe lauerte, vergessen machte.

Nebelschwaden – dicht und grau – zogen über das Sumpfbereich und verhüllten den Wald und sogar die in der Nähe befindlichen Büsche. Nur unter den Füßen war etwas zu sehen. Ich hatte ausgefischt! ... Ich packte das Netz mit dem Fang – gut acht Kilo – und trat voll Zorn, mit Schwung in meine alte Spur. Ich kam gar nicht dazu, zu erschrecken oder zurückzuspringen, weil ich sofort bis zu den Achseln einsank. Unter den Armen gurgelte die mir schon bekannte weiche Masse. „Wie ein Stein im Wasser ... Nur ruhig, du darfst hier ja nicht ertrinken! ...“ Langsam gelang es mir, den Stock herauszuziehen, der fast zur Gänze im Morast versunken war, und obwohl ich beim Herausziehen noch ein wenig tiefer sank, schaffte ich es, ihn flach hinzulegen. Er hatte sich offenbar in den Erdstumpen gebohrt. Mich an den Händen hochziehend, gelang es mir, mit dem Rücken bis zu den Hüften herauszutauchen, dann gab ich mir mit aller Kraft einen Ruck und krallte beide Hände in meine Erle. Ich zog mich heraus. „Wie bin ich nur hierher gelangt? Das hat doch geklappt!

Nur ruhig, nur keine Panik!“

Ich säuberte mich oberflächlich, wusch mich im rostfarbenen Wasser und schaute mich um. Auf dem Weg, über den ich zur Insel gekommen war, glänzte jetzt schwarz ein schlammgefüllter Trichter, und in dem Trichter planschten, ohne flüchten zu wollen, meine Karauschen. Irgendwie wird es schon gehen. Gott sei Dank gibt es einen Ausweg – entweder links der Sumpftümpel oder rechts der Trichter ...

Diesmal machte ich mich vorsichtig auf, prüfte die Grasbüschel, indem ich sie mit dem Stock abklopfte. Nach drei Metern verschwanden die Büschel mit einem Mal und vor mir lag ein gerader, von grünem Gras bewachsener Weg. Der Stock stieß mühelos durch den Weg und platschte ins Wasser.

Das war kein Witz mehr.

Ich hielt mir den Plan dieser Falle vor Augen und spürte, wie mir der Schweiß auf die Stirn trat. Ich stand in der Mitte des Morastes. Ringsherum lag in einem ziemlich weiten Kreis – hier offen, dort, von oben dünn bedeckt, trügerisch tief – der Sumpftümpel. Er hatte die Gestalt eines Hufeisens mit einem ganz schmalen Streifen zwischen den Armen. Über diesen Streifen war ich hierher gelangt, und jetzt schloss der Trichter, aus dem ich soeben gekrochen war, den Ring des Hufeisens. Vielleicht gab es noch andere Übergänge, etwa eine schmale Stelle, über die man springen oder die man sogar durchschreiten konnte – aber am Tag. Doch jetzt, da man nicht einmal die eigene Hand vor den Augen sah? ... Die Schlange konnte einfach passiert sein, so was kommt vor. Aber das alles zusammen, gebündelt, sah ernst aus, zu ernst: als wollte mich jemand nicht fortlassen von hier ...

Man konnte kein Wasser mehr sehen und auch sonst nichts. Ich saß unter der Erle, auf der winzigen Insel, gefressen von Mücken, abgestumpft, und es schien mir, als hätte sich die Schlange in meinen Rücken verbissen und sauge mir das Blut aus. Ich stand auf – wenn das die Schlange wäre, würde ich ihr Gewicht spüren – und tastete mich ab. Ein dicker Blutegel, zusammengerengelt wie ein Reifen, warm und fleischig ... Zwei weitere riss ich mir vom Bein.

Ich fuhr auf die Krim, fischte, wanderte durch den Wald! Das gab es nicht, den Zug zu versäumen.

Wenn ich mich irgendwo weit weg verirrt hätte, und sei es nur in der Nähe eines Nachbardorfes, dann wäre ich sicher auch verzweifelt, angeekelt, aber ich hätte nicht das Gefühl, eine Tragödie zu durchleben. Doch diese Umgebung kannte ich seit meiner Kindheit, ich liebte sie und hatte immer geglaubt, sie liebe mich auch, sie würde mich als zugehörig betrachten. Ich kannte hier jeden Pfad, ich war sie alle gegangen: in die Pilze, die Beeren, um Birkensaft zu sammeln; hier rings um den Morast hatten wir winters wie sommers Holz geschlagen und die Kühe geweidet ... Und nie hatte ich irgendwelche Schauergeschichten in Verbindung mit diesem Sumpf gehört, hatte mich nie gefürchtet vor ihm ...

Es war Nacht ...

Von Zeit zu Zeit schreckte ich hoch, packte den Stock und warf mich einmal auf diese, dann wieder auf die andere

Seite. Der Stock sank in den Morast ein. Das Gesicht schwoll an von den Mücken; von ihrem Gesumse, dem Brodem des Sumpfes, den Bissen der Blutegel und dem Flatern meiner Nerven begann es sich mir im Kopf zu drehen. Mit fremder, heiserer Stimme redete ich auf den Sumpf ein:

„Du willst haben, dass ich hier verrecke ... Aber daraus wird nichts, ich werde überleben, das wäre ja zum Lachen! ... Ich werde mich auf keinen Fall im Verlauf einer einzigen Nacht ändern, das alles wird nicht die geringsten Spuren bei mir hinterlassen ... Du ruinierst die Gesundheit meiner Mutter, vermiest mir den Sommer, mehr nicht ... Im übrigen machst du gar nichts kaputt, ich werde mir eine Beschäftigung finden, und sei es nur ein Zaun. Ich pfeife auf dich, du Stinker, du hinterhältige Schlange, du nicht ausgetrocknete Pflanze ... Alles liegt noch vor mir, ich werde neue Städte sehen und ein neues Leben, weil ich leben werde, und du bleibst in diesem Gestank zurück, bis du endlich elendiglich zugewachsen sein wirst!

Es antwortete ein Summen, Saugen und Gurgeln, und die Nebelschwaden ballten sich so dicht, dass man sie sogar in der Dunkelheit sehen konnte.

Das Morgengrauen zog überraschend schnell auf. Schon in der Mitte der Nacht, ohne Sonne, wurde es heller, die Mücken verschwanden, die Vögel begannen zu zwitschern. Ich konnte bereits das Wasser sehen, meine Füße, die Büsche. In der Mitte des Morastes schwamm die Angel, und um sie herum plätscherten sanfte Wellen – eine Karausche hatte angebissen ... Mit steifen Beinen ging ich, dicht am Wasser, gleich neben dem Trichter, der mir beinahe zum Grab geworden wäre, meine gestrigen Spuren entlang und gelangte rasch ans Ufer. Den Sumpftümpel wollte ich gar nicht mehr sehen ...

Jetzt, nach einiger Zeit, schäme ich mich nicht mehr, zurückzudenken, wie ich ganz in der Nähe meines Hauses vom Weg abgekommen war und mich nur mit Mühe gerettet hatte. Es ist mir gar nicht zum Lachen. Ich habe in diesen Jahren ein „neues Leben“ erfahren, habe neue Städte gesehen und war sogar auf der Krim. Aber irgendwie erinnere ich mich nicht an die verbrauchte Luft der Studentenheime, nicht an die trüben, durchsoffenen Nächte, nicht an die Wanderungen durch fremde Wohnungen, in denen man nicht wagt, den Besitzern, die Angst vor der Strahlung haben, zu eröffnen, dass man aus Homel stammt ... Nein, ich erinnere mich an den Sumpftümpel.

Na und, was ist schon dabei, werdet ihr jetzt sagen. Ich aber sage: in diesem Sommer löste sich unsere Truppe auf, weil einen Tag nach der Ankunft auf der Krim der Autobus, der die Studenten zur Weinlese bringen sollte, gegen einen Felsen prallte. Eine Person kam ums Leben, zwei trugen bleibende Schäden davon. Hätte ich unter ihnen sein können? Und wenn es ein Zufall ist, was ist dann Bestimmung?

Meine Heimat – das Dorf, der Sumpf ... Bedeute ich dir immer noch etwas, nimmst du mich immer noch gegen etwas in Schutz? Warum kehrst du immer öfter in meinen Gedanken wieder, in meinen Erinnerungen, meinen Träumen, und lässt mich so hartnäckig, mit jedem Halm aus dem ausgetrockneten Morast – nicht los?

[Übersetzung: Martin Pollack]

▶ Адночы здарыўся са мною выпадак, пра які доўгі час чамусьці нават успамінаць было сорамна.

Было гэта ў ліпені. Я толькі што здаў сесію за першы курс інстытута і праз некалькі дзён павінен быў ехаць у сельгасатрад, у Крым, а пакуль сядзеў у сваёй вёсцы і нудзіўся. Не ведаючы, куды сябе прыткнуць, я ці чытаў, ці ўключаў сярод белага дня тэлевізар, ці проста сноўдаўся па двары, пакурваючы, – і, далібог, не таму, што ў Мінску зрабіўся нейкім лайдаком. У першы ж дзень я спрабаваў быў падступіцца да чаго-небудзь, хацеў перасыпаць стары плот, паднавіць паўразбураны куратнік, але ўсё аказалася такім спаранхельным, што відаць было – пацягні адно, паваліцца другое. Тут трэба было капітальнае абнаўленне, новыя шулы, жэрджі, дошкі, трэба быў час – месяц, а то і болей, каб хоць трохі давесці ўсё да ладу, а інакш і зусім не брацца.

Мяне цягнула ў Крым, дзе я ніколі не быў, да пальмаў, кіпарысаў, мора, на магілу Багдановіча, мне хацелася, каб і «мой цень лёг на гэтыя святыя камяні»... А тут? Што я, не бачыў гэтага бульбоўніку, буракоў, гэтага лесу, які падлез пад самыя соткі і ў якім я, здавалася, ведаў кожнае дрэўца?

І толькі калі надышоў доўгачаканы апошні дзень (сімферопальскі цягнік спыняўся на пару хвілін на станцыі каля самай вёскі), мне зрабілася неяк настальгічна, сумна; зусім новымі вачыма я аглядаў двор, загоны, куратнік, да якога так і яе дайшлі рукі, – глядзеў і шкадаваў, як жывое... Я вось паеду, шмат што ўбачу, а гэтае ўсё так і будзе тут. Мне захацелася расцягнуць гэты настрой развітання, прайсціся па знаёмых мясцінах, а калі ўдасца, дык і палавіць рыбку. Матка была ў ягадах, але я вырашыў не пакідаць ніякай запіскі. Навошта? Гадзін у дзевяць-дзесяць вечара вярнуся, хопіць часу сабрацца, пачытаю да ночы, а потым у цягніку буду адсыпацца. Я пераапрунуўся ў сваё старое вайсковае адзенне, капануў чарвякоў, запінуў у кішэню скручаную вудку і пайшоў па любімым маршруце – на Ткачовае балота, якое кіламетры за чатыры.

Было гадзін шэсць вечара. Грэла мяккае сонца, лёгка і прыемна ішлося лясной, не выбітай машынамі дарогай; я злавіў, нарэшце, свой рытм: час больш не скакаў, не цёгса да раздражнёнасці нудна, я плыў нека суладна маім крокам. Пахі ляснога долу, верасу і чарнічніку былі ў суладдзі з птушыным шчэбетам, з нязыркым сонцам, з шорганнем кедаў па зямлі – і доўгачаканая гармонія прыходзіла і ў думкі. Я адчуваў сябе: вось я ёсць, я – жыву, усё цудоўна, я вучуся, а значыць, на некалькі гадоў ці нават назаўсёды выбраў сабе жыццёвую лінію; я прайдуся па гэтым цудоўным лесе, палаўлю карасёў, а потым цягнік паімчыць, мяне да дзівосных берагоў, пра якія столькі наслухаўся і начытаўся.

Неўпрыкмет я дайшоў да таго месца, дзе трэба было паварочваць на балота, але нідзе не аказалася ні сцежкі, ні ходу, ні следу. Я чуў, што балота амаль высахла, але каб так, што нават дарогі да яго пазарасталі... Паўсюль быў самы звычайны лес, з ягаднікам,

з высокімі кустамі буякоў. Не без страху – помню, колькі тут было гадзюк, – падзёрся я праз гэтыя буякі і неўзабаве набрыў на палянку, дзе мы колісь, малымі, калі ездзілі «лісапетами» на рыбалку, палілі вогнішча і абедалі. Пазналі не вочы, а ногі, яны самі спыніліся. Вось тут некалі быў бераг, ад гэтай бярозы пачыналася вада, і мы закідвалі адсюль вуды... Цяпер толькі высахлы суцэльны мох пад нагамі паказваў, што я не заблудзіўся, што некалі тут было балотнае дно. Я пайшоў па гэтым імху далей, бярозкі пакрысе радзелі, трава гусцела, усё больш пачало трапіцца сухастояў, аж пакуль не ўбачыў авальную, дыяметрам у кіламетр, нізінку, усю ў купінах, парослую асакою і сям-там крывымі нізенькімі дрэўцамі. Ад такога вялікага некалі балота засталася, як у нас называюць, пеля. З усіх бакоў ціснуў на гэтую пелю лес, наступаў, займаў яе тэрыторыю, і было відаць – яшчэ некалькі гадоў, і пелі – хана.

Я выламаў дзве раўнейшыя алешынікі: адну пад вудзільна, другую каб апірацца, і па купінах, падмінаючы пад ногі асаку, хвілін за пятнаццаць дабраўся да вады. У самым цэнтры пелі была невялікая праваліна, мініяцюрнае, але, відаць, вельмі глыбокае возерка, у якога берагамі былі купіны. Але варта было мне спыніцца, пару разоў злёгка прытупіць, як падманьны берагі гэтыя зачмокалі, расквасіліся, неяк аселі і ногі па костачкі аказаліся ў іржавай, халаднючай вадзе. Добра, што метраў за колькі, каля самай вады, расла цімалая алешынка з астраўком вакол каранёў. Дабраўшыся да яе, я гэты астравок абтупаў, падвесіў на галіну сетку пад рыбу, прытапіўшы палавіну ў вадзе, прывязаў да свае палкі вудку – і гатоў.

Вада была нават не цёмная, а чорная, як нафта, зацягнутая каля берагоў трохліснікам і жабурэннем, але ў цэнтры чыстая. Я начапіў чарвяка і кінуў, праўда, няўдала, у самае жабурэнне; да таго ж, відаць, грузік быў цяжкі, бо пацягнуў за сабою пярэнь-паплавок. Я выцягваць... і ледзь не зляцеў сам, цудам паспеўшы неяк ухапіцца за алешынку... Сарвалася! І не абы-што!..

Папраўляючы чарвяка, я дрыжачым голасам мармытаў:

– Вось дык цяжкі грузік... Гэта ж зусім, аказваецца, і не грузік...

На гэты раз я закінуў з вывертам, далей, наколькі дазваляла палка, у прасвет паміж трохліснікамі. Пярэньна як падала, так і патанула. Я счакаў, падсек і па вадзе, не могучы падняць, падцягнуў да астраўка нешта чорнае, якое страшна было і цягнуць. Гэта быў балотны карась, нейкая помесь з лінём, – у іх чорная, дробненькая луска, самі доўгія, тоўстыя, з маленькімі чорнымі вочкамі. У нас іх толькі сушаць на таранку, бо балотны пах ад іх не высмажваецца і не выварваецца. Такіх я лавіў некалі, і багата, але такога вось таўстуна – упершыню.

Я зразумеў, што напароўся на неруш, на месца, дзе, можа, некалькі гадоў ніхто не рыбачыў. Карасі амаль не супраціўліся. Хутка мне надакучыла механічна іх

выцягваць, і я пачаў забавляцца: знарок спазняўся падсякаць альбо несалідна, як чалавек, што ні разу ў жыцці вуды ў руках не трымаў, шморгаў, калі паплавок не паспяваў нават легчы на ваду... Бралася бездакорна. Нейкі і не заўважалася, што сонца ўжо села, што ад купінаў падымаюцца камары і, самае галоўнае, што за туманам ужо не відаць нават узлеску. Але было яшчэ зусім светла.

Пасля кожнага закіду я казаў сабе – гэтая, і ўсё, і, злавіўшы, думаў – ат, колькі там ісці. А такі клёў не так часта ў жыцці выпадае. І вось гэты азарт, які робіць чалавека глухім да ўсяго, ледзь не пагубіў мяне. Вядома, я чуў і камароў, і цмоканне рыбы ў сетцы, і крумканне жаб, і іншыя гукі вечаровага балота, але здуру не даваў ім вялікай увагі, не дужа прыслыхоўваўся і быў расслаблены. Між тым ужо хвілін колькі за спінаю чуўся нейкі не балотны, чалавечы нейкі гук – быццам хтосьці набіраў у рот паветра і з спіненнем выпускаў праз сціснутыя зубы. З купіны проста на мой астравок перапаўляла метрова чорная вяроўка – добра помню, што без усялякіх жоўтых вушак.

– Ц-с-с!

Нас падзяляла паўметра.

Я цяпер веру, што ёсць у гэтых гадаў нейкі гіпноз, і я проста аказаўся паралізаваны, бо стаяў і не мог зварухнуцца; але потым – забіце, калі ведаю чаму! – зрабіў самае горшае, што можа зрабіць чалавек адзін на адзін з гадзюкаю – я тупнуў.

Відаць, проста яшчэ не прыйшоў той мой час. Край астраўка, які і так ледзь ліпеў, на маё шчасце раптам у адзін міг адламаўся, і я наўзнач боўтнуўся ў чорную, халадную прорву. Ногі не дасталі дна і блізка. Адразу ж і рукамі, і плячыма, і шчокамі я адчуў густую, вязкую мякаць. Агіда ды плюс халадная вада і памаглі мне скінуць гіпноз. Я схапіўся мокрымі пальцамі за пук травы, за мяккі бераг, які адрываўся, бы гліна, але вось намацаўся карань, па якім я досыць лёгка выкарабкаўся на свой корч. Здаду булькала растрывожаная пеля, няско балотным смуродам, на мне вісела жабурэнне, карэньчыкі, камякі гразі, з парэзаных пальцаў цякла кроў, але тое, што я толькі цяпер убачыў, змусіла мяне забыць і на гэта, і нават на гадзюку, якая, можа, сядзела дзесьці побач. Туман – густы, сівы – уладна насунуўся на балота і схаваў не толькі ўзлесак, але і бліжэйшыя кусты. Толькі пад нагамі нешта можна было яшчэ разгледзець. Дарыбачыўся!.. Я схапіў сетку з уловам – кілаграмаў васьмю – і злосна, рашуча ступіў на свой след. Я не паспеў ні спалохацца, ні адскочыць, як шухнуў па самую пахі. Пад рукамі захадзіла ўжо знаёмая мяккая кашка. «А зоры тут ціхія... Спакойна, цяпер трэба толькі не ўтапіцца!..» Патрошку мне ўдалося выцягнуць палку, якая старчака ўвайшла ў твань амаль уся, і хоць, пакуль выцягваў, трохі ўсмактаўся глыбей, але ўдалося пакласці палку ўпоперак. Здаецца, лягла на купіны. Падцягваючыся рыўкамі, я неяк вылузаўся аж да пояса, потым ірвануўся штосілы і абяруч ухапіўся за сваю алешынку. Выпаў.

«Як жа я прайшоў?! Я ж сюдою прабіраўся! Спакойна, тут адно – не трэба панікі!» Я, як мог, абчысціўся, абмыўся ржавай вадою і пачаў аглядацца. На тым шляху, якім я дабіраўся да астраўка, цяпер чарнела гразёю ямка, і ў гэтай гразі, нікуды не ўцякаючы, лянiва плюхалі мае карасі. Ну, нічога. Ісці, дзякуй Богу, ёсць кудую – на ўсе два бакі: злева – пеля, прама – ямка...

На гэты раз я пайшоў асцярожненька, прабуючы купіны, тыркаючы наперад палкаю. Раптам метры праз тры купіны зніклі і адкрылася роўная, зарослая зялёнай траўкаю, дарога. Палка лёгка прабіла гэтую дарогу і боўтнула.

Вось гэта было ўжо сур'ёзна.

Я ўявіў сабе план гэтай пасткі, і на лбе выступіў халодны пот. Я стаяў у самым цэнтры пелі. Вакол досыць шырокай паласою, дзе адкрытая, дзе закрытая зверху мохам, была багна. Яна была ў форме падковы з вельмі вузенькім прасветам паміж краямі. Сюды мне неяк удалося прайсці гэтым прасветам, а цяпер ямка, з якой толькі што вылез, злучыла краі. Магчыма, былі яшчэ хады, магчыма, было нейкае вузкае месца, якое можна было пераскочыць ці нават пераступіць – але калі б гэта было ўдзень! А цяпер, калі не бачыш далоні перад носам?... Яшчэ пра гадзюку можна было падумаць, што так, выпадак... Але калі ўсё разам, адно на адно – гэта ўжо нешта больш сур'ёзнае, недаацэненае; быццам некаму не хочацца мяне адсюль адпускаяць...

Ужо не было відаць ні вады, нічога. Я сядзеў пад алешынкаю, на астраўку, аб'едзены камарамі, атупелы, і мне здавалася, што гадзюка здаду пракусіла мне спіну і смочка кроў. Я ўстаў – калі была б гадзюка, адчуў бы цяжар, – памацаў. Тоўстая п'яўка, як шына, скручаная ў шар, цёплая, рабрыстая... З нагі адарваў яшчэ дзвюх.

З'ездзіў у Крым, палавіў рыбку, прайшоўся па лесе! Далёка ўжо мой цягнік.

Каб я так папаўся дзесь далёка, ды хоць бы дзе каля суседняй вёскі – быў бы адчай, была б агіда, але адчування нейкай трагедыі не было б. А гэтыя ж мясціны я ведаў з маленства, любіў іх і думаў заўсёды, што і яны мяне любяць, лічаць сваім. Не было тут сцежкі, па якой бы я не хадзіў – у грыбы, у ягады, ставіць сок з бярозаў; каля гэтых пеляў зімою і летам мы секлі дровы, ганялі сюды тавар... Я ніколі не чуў ніякіх страшных гісторый, з гэтым балотам звязаных, і не баяўся яго ніколі... Стаяла ноч.

Час ад часу я ўсхопліваўся, хапаў палку, кідаўся то ў адзін бок, то ў другі. Палка лезла ў прорву. Твар распух ад камароў; ад іхняга звону, ад густога балотнага паху, ад укусаў п'явак і ад нерваў у мяне кружылася галава. Чужым, сіпатым голасам я пачаў гаварыць да балота:

– Ты хочаш, каб я тут здох... Але я выжыву, мне проста смешна!.. Я ўсё роўна за гэтую ноч не змянюся, ніяк

яна на мне не адаб'ецца... Ты папсуеш матцы здароўя за гэтую ноч, паламаеш мне лета – вось і ўсё, самае большае... Нават і лета не паламаеш – я знайду занятка, хоць платы параблю! І я плюю на цябе, смурод, гадзючнік – мала вас паасушалі!.. У мяне яшчэ ўсё наперадзе, я ўбачу новыя гарады, новае жыццё, – я буду жыць, а ты – смярдзец тут, зарастаць, пакуль не высахнеш к чорту!..

У адказ мне толькі звінела, чмокала, булькала, і калыхаўся такі густы туман, што яго відаць было нават у цемры.

Раніца надыйшла надзіва хутка. Ужо ў сярэдзіне ночы без сонца пачало святлець, паменела камароў, зашчэбятала птушка. Я змог разглядзець ваду, свае ногі, кусты. Пасярод пелі плавала вудка, ад якой разыходзіліся дробныя хвалі – карась тармасіў... Здранцвельмі нагамі, паўз саменькую ваду, каля ямкі, якая ўчора ледзь не стала маёй магілаю, я выбраўся на свой учарашні след і хутка быў ужо на сухім беразе. На пелю мне не хацелася нават азірацца... Цяпер, праз пэўны час, ужо не сорамна ўспамінаць, як каля самай сваёй хаты ўмудрыўся заблудзіцца і ледзь ацалеў. Але і не смешна. Пажыў я за

гэтыя гады «новым жыццём», пабачыў новыя гарады, нават у Крым з'ездзіў. А згадваюцца чамусьці не інтэрнатаўскія пракуранныя скразнякі, не аднастайныя, на ноч, бязрадасныя п'янкі, не блуканні па чужых кватэрах, калі баішся прызнавацца гаспадарам, якія баяцца радыяцыі, што родам – з Гомельскай вобласці... Пеля згадваецца. Можна сказаць – ну і што, дужа нам цікавая твая настальгія па нейкіх балотах.

А я скажу: тым летам атрад наш быў расфарміраваны, бо на другі дзень па прыездзе, у Крыму, аўтобус, які вёз студэнтаў на вінаграднік, урэзаўся ў скалу. Адзін чалавек загінуў і два засталіся калекамі. Мог я сярод іх апынуцца? І калі гэта выпадковасць, дык што ж тады – наканаванне?

Радзіма мая – вёска, балота... Няўжо і цяпер я яшчэ нешта значу для цябе, няўжо і цяпер ты абараняеш мяне ад нечага? Нашто ж ты ўсё часцей і часцей прыходзіш у думкі, ва ўспаміны, у сны, і так упарта, кожнай травінкаю з пасохлых пеляў – не адпускаеш?..

ANDREJ FIEDARENKA (1964, Belarus) – Studium an der Polytechnischen Hochschule Mazyr, Wehrdienst in der Roten Armee, arbeitete als Maurer, Transportarbeiter, Bibliothekar, Ressortleiter Wissenschaft/Kultur/Leben/Publizistik der Zeitschrift „Połymia“, Prosa-Redakteur der Zeitschrift „Maladosc“. Fiedarenka schreibt auf Russisch und Belarussisch. Bisher erschienen die Bücher *Geschichte einer Krankheit* (1989), *Unruhe* (1994), *Der schartige Taler* (1999), *Die afghanische Schatulle* (2002), *Niemandsleute* (2009), *Die Grenze* (2011), *Häcksel* (2012), *Die Kette* (2012).

АНДРЭЙ ФЕДАРЭНКА (1964, Беларусь) – скончыў Мазырскі палітэхнікум, служыў у Савецкай Арміі, працаваў мулярам, транспартным рабочым, бібліятэкарам, загадчыкам аддзела навукі, культуры, грамадскага жыцця і публіцыстыкі часопіса „Полымя“, рэдактарам аддзела прозы часопіса „Маладосць“. Піша па-беларуску і па-руску. Кнігі: *Гісторыя хваробы* (1989), *Смута* (1994), *Шчарбаты талер* (1999), *Афганская шкатулка* (2002), *Нічыё* (2009), *Мяжа* (2011), *Сечка* (2012), *Ланцуг* (2012).

Palina Kačatkova Паліна Качаткова

UNTER ALLEDEM СЯРОД УСЯГО



► Was liegt nicht alles in der Swislatsch! Schau hin!
Von der Brücke aus wirst du es sehn.

Da gibt es: ein E-Gitarren-Wrack samt Saiten, Autoreifen, einen scheinbar noch unversehrten Spaten (man kann versuchen ihn herauszuziehen), allerart Flaschen. Schwere grüne Müllcontainer gelangten ins Wasser von der Allee da drüben im Park, von ebenda – eine zerlegte Bank.

Was noch? Geheimnisvolles und Unbekanntes zuhauf!

Dort hat sich etwas Weißes, Widerliches am Grund verfangen und schaukelt, gaukelt, schlängelt nun durchs Wasser. Wonach es aussieht wage ich kaum zu sagen.

Dort eine Jacke, ebenfalls verfangen, kann nicht weiter schwimmen. Ihr Besitzer sucht sie wohl nicht auf dem Grunde eines Flusses. Vermutlich braucht er sie auch nicht mehr.

Unverwandt starre ich in das winterlich-klares Wasser: Womöglich schaut unter alledem das fahle Gesicht eines Menschen hindurch, der in der Swislatsch nicht nur die Jacke verlor, sondern auch sein Leben.

Und all das gibt es täglich auf dem Arbeitsweg zu sehen.

Überquerst du die Brücke – schau solange du willst, schau dich satt, wenn dich die Kälte nicht stört und dass sie dich für einen Schizo halten.

Außerdem gibt es unter der Brücke etwas Granatenähnliches, oder eine Bombe. Genauer gesagt, bis vor Kurzem lag dieser nebelhafte Gegenstand da unten. Ich sage „gibt“, denn ich vergesse immer, dass er weg ist. So sehr hatten wir uns an ihn gewöhnt. Drei Jahre lang stritten wir seinetwegen, denn wir alle gingen täglich wenigstens einmal über die Brücke.

Luda, die Sekretärin, sagte:

– Das ist keine Granate, sondern ein großer Fisch. Es hat doch einen Schwanz.

– Solche Fische gibt es in der Swislatsch nicht, – widersprach ich ihr, – es ist eine Bombe oder eine Granate, schau doch richtig hin.

– Ein Fisch, – beharrte Luda, – ist von irgendwoher gekommen, konnte aber in der Swislatsch nicht leben, drum ist er tot.

– Und warum ist er so gut erhalten?

– Weil das Wasser kalt ist.

– Die anderen Fische hätten ihn doch längst aufgefressen.

– Und wenn sie ihn nicht fressen wollen?

– Denk lieber an diese Kriegsdokumentationen. Erinnerst du dich, was sie da zeigen? Aus Flugzeugen fallen Bomben mit genau solchen Schwänzen.

– Ist es nun eine Bombe oder eine Granate?

– Sowas halt...

So schauten wir von der Brücke ins Wasser, die vorübergehenden Leute schauten auf uns. Unangenehm. Sie dachten, wir wären blöd.

– Und doch, es ist eine Bombe, – sagte ich. Luda schwieg, und wir gingen unseres Weges.

Später zeigte sich, dass es wirklich kein Fisch war. Im Frühling und im Sommer war das Wasser trüb, im Herbst jedoch wurde es – klar. Und da sahen wir, dass dieses Ding noch immer im Wasser lag, wie es gelegen hatte. So lag es dort und lag, bis zum März 1996, dann verschwand es. Wohin? Wer weiß das schon? Eines Tages schaute ich – scheinbar alles am Platz, doch das Wichtigste fehlte – die Bombe. Verschwunden. Da gab es nichts mehr zu sagen.

Kurz vor dem Tag des Sieges über die Faschisten gingen wir mit den Kindern, Adas und Jana, an die Swislatsch. Wir wollten Frösche anschauen, doch sofort faszinierten



uns die vielen großen, perlmuttfarbenen Muscheln. Frösche waren nicht zu sehen.

– Wo sind die Frösche? – fragte Adas.

– Irgendwo müssen sie eigentlich sein.

Wir gingen am schmutzigen Ufer entlang. Begeistert warf die zweijährige Jana Steinchen ins Wasser. Frösche waren nicht zu sehen. Dafür hatte ich anderweitiges Glück – ich fand eine Münze.

– Schau, Adas, eine Münze!

– Wo?

– Hier, – ich zeigte dem siebenjährigen Adas meinen Fund, - und hier ist der Adler.

– Der Adler!?

– Der russische.

– Aah.. – sagte Adas enttäuscht.

Was für einen Adler er wohl erwartet hatte?

– Das sind fünf russische Rubel, – erklärte ich.

– Und wo sind die Frösche?

– Wir suchen weiter... Komm, Jana, gib mir die Hand. Vielleicht sind die Frösche ja noch nicht geboren... Im Wasser und am Ufer gab es alles Mögliche... Nur was wir suchten, fehlte.

– Da, Adas, schau: noch eine Münze, - aus dem Sand hob ich den vollkommen schwarzen Rundling auf.

– Wieder eine russische?

– Eine sowjetische. Fünfzehn Kopeken, dafür konnte man ein Ferngespräch führen. Und da ist auch ein Frosch.

– Wo?

– Da, auf dem Stück Schaumstoff.

– Wo denn?

– Gleich werdet ihr ihn sehen...

Der Frosch war ganz klein und ungemein still, auf uns

reagierte er gar nicht. Gewöhnlich hüpfen sie doch, sobald sich jemand nähert, sofort ins Wasser.

Ich schaute mich um, überlegte, womit man den Frosch zum Hüpfen bringen könnte. Ich fand ein Stöckchen, stupste das Fröschlein an – doch es saß da wie angeklebt. Und seine Farbe wirkte so metallisch. Ob es schon tot war? Ich zog den Schaumstoff samt Frosch aus dem Wasser – wie er gesessen hatte, so saß er.

– Er ist tot, – stellte Adas fest.

– Nein, er atmet, schau auf seine Kehle.

– Ein Frosch, ein Frosch! – freute sich Jana.

– Kommt, wir schauen, ob er schwimmen kann, – sagte ich und schubste den Frosch vom Schaumstoff. Schwimm schon!

Die Trophäen – perlmutterne Muscheln und zwei Münzen – im Gepäck verließen wir das Swislatschufer.

Unterwegs dachte ich an die Münze von 1570 mit der Pahonja, die ich vor zehn Jahren an einem langen silbernen Kettchen um den Hals getragen hatte. Die Münze war verloren gegangen – schade, sie war ein Geschenk meiner Mutter gewesen.

Im Jahr 1986, bei den Ausgrabungen des Dominikanerklosters in Minsk, erhielt jeder, der eine Münze mit der Pahonja fand, fünfzig sowjetische Kopeken pro Stück – zur Belohnung. Die jungen Leute, die für den Krim-Urlaub sparten, fanden bis zu drei per Schicht. Und ich in fünf Monaten – keine einzige. Und dabei wollte ich so! Nicht wegen der fünfzig Kopeken, sondern allein um des Findens willen!

Einmal sah ich etwas Rundes im Sand und dachte schon – jetzt, jetzt hab ich eine. Mit Pahonja! Ich hob es auf, es war eine Münze, doch darauf – wieder derselbe zweiköpfige Adler. Was sollte ich mit dem?

Münzen, Jahrhunderte später gefunden, erinnern an das, was einmal war, an Staaten, die verschwanden, um nicht wieder aufzuerstehen. Und so sinne ich darüber nach, dass niemand je eine kleine belarussische Münze unserer Zeit an einem Flussufer finden wird.

[Übersetzung: Tina Wünschmann]

Вось нешта белае і брыдкае зачাপілася на дне і цяпер калыхаецца, выгінаецца, трапечацца ў вадзе. Нават ня хочацца казаць, да чаго яно падобнае. Вось куртка, яна таксама зачাপілася і ня можа плысьці далей. Думаю, гаспадар ня будзе шукаць яе на дне ракі. Напэўна, яна яму ўжо непатрэбная. Пільна ўзіраюся ў па-зімоваму празрыстую ваду: можа, прагляне сярод усяго бледны твар чалавека, які страціў у Сьвіслачы ня толькі куртку, але й жыцьцё.

І ўсё гэта можна назіраць кожны дзень па дарозе на працу.

Ідзеш праз мост – і глядзі сабе колькі заўгодна, любуйся, калі толькі не халодна і ня сорамна, што прымуць за шызу.

Ёсьць яшчэ пад мостам нешта накштальт снараду ці бомбы. Дакладней, гэтая незразумелая рэч там была да нядаўняга часу. Кажу "ёсьць", бо ўвесь час забываюся, што яе там няма. Так мы звыкліся з ёю. Тры гады мы спрачаліся з-за яе, бо кожны з нас хаця б раз на дзень пераходзіў мост.

Сакратарка Люда казала:

– Гэта не снарад, а вялікая рыба. У яе хвост.

– Такія рыбы ў Сьвіслачы ня водзяцца, – пераконвала я яе, – гэта бомба альбо снарад, паглядзі нармальна.

– Рыба, – настойвала Люда, – яна прыплыла аднекуль, але ня здолела жыць у Сьвіслачы, таму і здохла.

– А чаму яна так добра захавалася?

– Таму, што вада халодная.

– Яе б даўно зьелі іншыя рыбы.

– А калі яны ня хочуць яе есьці?

– Ты лепей згадай кінахроніку. Помніш, як там паказваюць? З самалётаў падаюць вась такія самыя хвастатыя бомбы.

– Дык гэта бомба ці снарад?

– Нешта такое...

Мы глядзім з моста ў ваду, а людзі, якія праходзяць міма, глядзяць на нас. Робіцца няёмка. Яны думаюць, што мы дурныя.

– Усё адно, гэта бомба, – кажу я. Люда маўчыць, і мы ідзем, куды ішлі.

Тое, што гэта ўсё ж ня рыба, высветлілася. Вясной і летам вада была каламутная, а восеньню зноў – празрыстая. Вось тады мы і ўбачылі, што тая штука пад вадай як ляжала, так і ляжыць.

Ляжала яна там, ляжала да сакавіка 1996 году, а пасля зьнікла. Куды? А хто ведае? Аднойчы гляджу – быццам усё на месцы, але няма самага галоўнага – бомбы. Зьнікла. Няма пра што казаць.

Перад сьвятам перамогі над фашыстамі пайшлі з дзецямі – Адасем і Янаю на Сьвіслач. Хацелі паглядаць жабаў. Адрозьнілі мноства вялікіх і шырокіх маціцовых ракавінаў. А жабаў не было.

– Дзе жабы? – пытаўся Адас.

– Павінны быць.

Мы ішлі ўздоўж бруднага берагу. Двухгадовая Яна з радасьцю шпурляла ў ваду каменьчыкі. А жабаў не было. Мне пашчасыціла ў іншым – знайшла манету.

– Глядзі, Адас, манета!

– Дзе?

Вось, – я паказала сямігадоваму Адасю знаходку, – і тут яшчэ арол.

– Арол!?

– Расейскі.

– А... – расчараваўся Адас.

Цікава, а якога арла ён хацеў пабачыць?

– Гэта пяць расейскіх рублёў, – патлумачыла я.

– А дзе жабы?

– Будзем шукаць... Хадзем, Яна, давай руку. А можа, жабы яшчэ не нарадзіліся...

І ў вадзе, і на беразе хапала рознага... Не было толькі таго, што мы шукалі.

– Во, Адас, глядзі: яшчэ адна манета, – я падабрала з пяску зусім чорны круглячок.

– Зноў расейская?

– Савецкая. Пятнаццаць капеек, за іх можна было тэлефанаваць у іншы горад. А вась і жаба.

– Дзе?

– Вось, на кавалку пенапласту.

– Дзе?

– Зараз пабачыце...

Жаба была зусім невялікая і занадта спакойная, на нас зусім не рэагавала. Звычайна яны толькі пры набліжэньні адразу плюхаюцца ў ваду.

Азіраюся, шукаю, чым бы паганяць жабу, каб яна скочыла. Знаходжу дубец, варушу ім жабку – сядзіць, як прыклееная. І колер у яе нейкі металёвы. Можа, нежывая? Выцягваю з вады пенапласт разам з жабай – як сядзела, так і сядзіць.

– Яна памерла, – канстатуе Адас.

– Не, яна дыхае, паглядзі на яе горла.

– Жаба, жаба! – радуецца Яна.

– Зараз пабачым, ці можа яна плаваць, – кажу я і сьпіхваю жабку з пенапласту. Плыве!

З трафямі – маціцовымі ракавінамі і дзьвюма манетами – пакідаем бераг Сьвіслачы.

▶ Чаго толькі няма ў Сьвіслачы! Паглядзі! З моста ўсё ўбачыш.

Тут ёсьць: рэшткі электрагітары са струнамі, шыны, зусім цэлая з выгляду рыдлёўка (яе можна паспрабаваць выцягнуць), пляшкі самыя розныя. Зялёныя цяжкія сьметніцы патрапілі ў ваду з прысадаў парку, паламаная лаўка -- таксама адтуль.

Што яшчэ? Шмат таямнічага ды неспазнанага!

Дарогай згадваю манету 1570 году з Пагоняй, якая дзесяць гадоў таму на даўгім срэбным ланцужку вісела ў мяне на шыі. Манета страчаная – шкада, мне падаравала яе маці.

У 1986 годзе ў Менску на раскопках Дамініканскага касцёлу тым, хто знаходзіў манету з Пагоняй, даплочвалі пяцьдзясят савецкіх капеек за штуку – такая была прэмія. Маладыя людзі, які зараблялі на адпачынак ў Крыме, знаходзілі па тры за зьмену. А я за пяць месяцаў

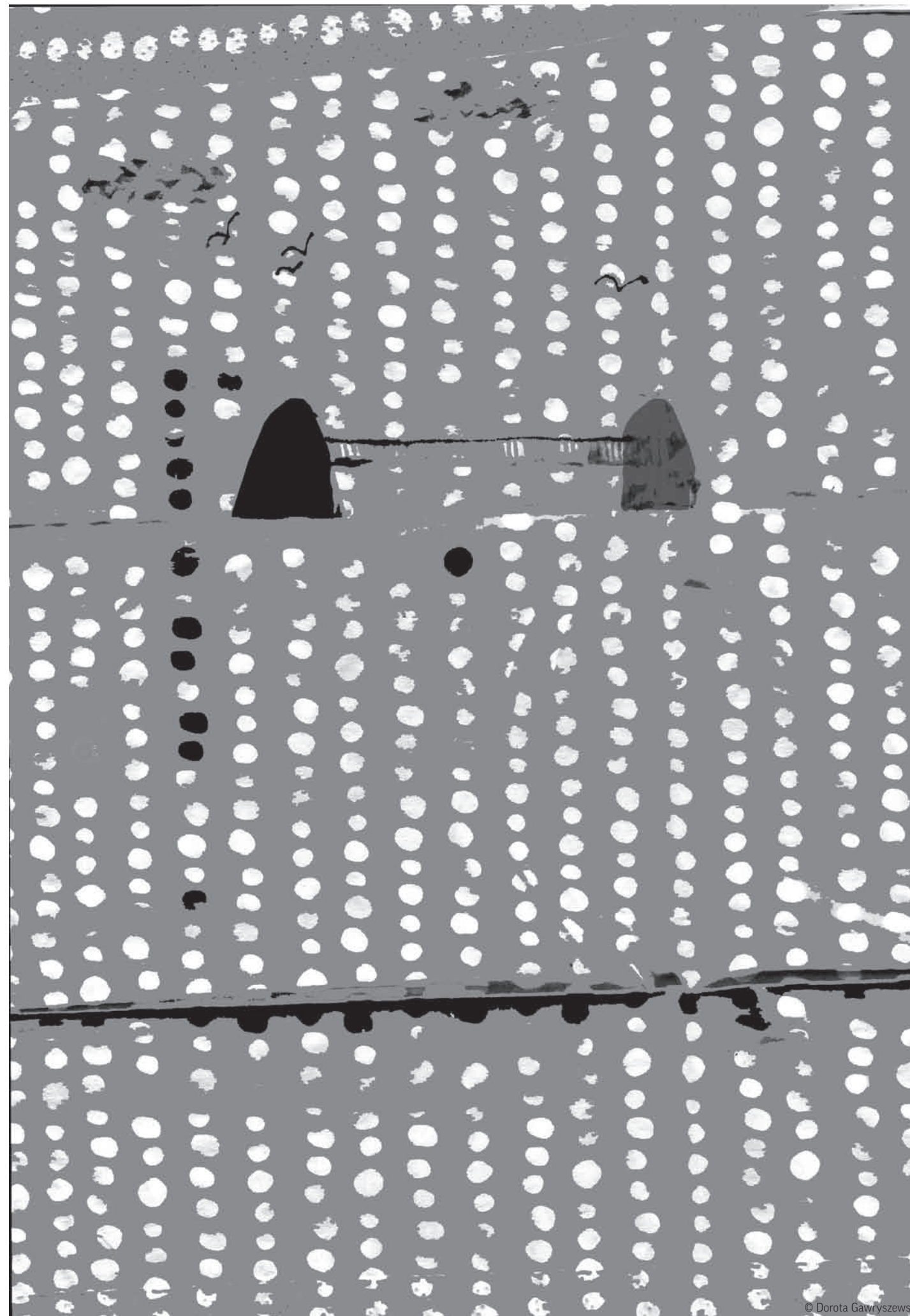
– ніводнай. А як хацелася! Не для таго, каб атрымаць пяцьдзясят капеек, а проста, каб знайсці!

Аднойчы ўбачыла нешта круглае ў пяску, думала ўсё – знайшла. З Пагоняй! Уззяла, а там манета, але на ёй – усё той самы двухгаловы арол. І што з ім рабіць?

Манеты, знойдзеныя праз стагодзьдзі, нагадваюць пра тое, што існавала, пра дзяржавы, якія знікалі, каб не адрадыцца. І вось я думаю пра тое, што ніхто ня знойдзе дробнай беларускай манеты нашага часу на беразе ракі.

PALINA KAČATKOVA (1968, Belarus) – Prosaautorin, Literaturwissenschaftlerin. Sie arbeitete von 1990 bis 1998 im Maksim-Bahdanovič-Literaturmuseum in Minsk, während dieser Zeit schloss sie sich der Menschenrechtsinitiative „Viasna-96“ an. Seit 1998 ist sie für das Menschenrechtszentrum Viasna tätig. Sie schrieb Drehbücher für zahlreiche Dokumentarfilme, u.a. über das Problem der Todesstrafe in Belarus. Autorin der Novelle *Der Poet. Erzählung über Maksim Bahdanovič* über die Jugendjahre des Schriftstellers, sowie des Erzählbandes *Načnyja razmovy (Nächtliche Gespräche)*. 2012 erschien der Band *Matyli (Schmetterlinge)*, der auch vorliegenden Text enthält und für den Jerzy-Giedroyc-Literaturpreis 2013 nominiert wurde.

ПАЛІНА КАЧАТКОВА (1968, Беларусь) – празаік, літаратуразнаўца. З 1990 па 1998 год працавала ў Літаратурным музеі Максіма Багдановіча ў Мінску, падчас працы ў музеі далучалася да праваабарончай ініцыятывы „Вясна-96“. У жніўня 1998 года перайшла на сталую працу ў Праваабарончы цэнтр „Вясна“. Аўтар шматлікіх сцэнарыяў дакументальных фільмаў, м.і. пра праблему смяротнага пакарання ў Беларусі. Аўтар апавесці *Паэт. Аповесць пра Максіма Багдановіча* пра юнацкія гады М.Багдановіча, зборніка навэлаў *Начныя размовы*. У 2012 г. вышоў зборнік *Матылі*, у зьмест якога уваходзіць прадстаўлены тут тэкст і які намінаваўся на прэмію ім. Гедройца у 2013 г.



© Dorota Gawryszewska

BERLINAWA BERLINAWA

► *Berghain, am Wriezener Bahnhof, Sonnabend, nach drei Uhr morgens*

Menschen mögen Sex. Ola mag Züge. Nach ausreichend Zufahren mag sie auch Sex. Besonders nach der Strecke Warschau-Berlin wächst ihr Lebensheißhunger mit der Geschwindigkeit einer Raupe, die auf feuchtes Laub gestoßen ist. Im gutgeheizten Unterteil von Olas Libido springt dann ein kleiner Motor an und denkt nicht daran, zu bremsen. Das ist ihr Fahrplan, die Endstation kommt erst später. Die Ruhestation, die Station, an der Ola Ola ist in ihrer ganzen Olaschen Großartigkeit.

Wieviel davon ist Schein? Wieviel Sein? – Das weiß nur Ola, und wir können es nicht herausfinden, können sie nicht aufbrechen wie eine Auster und alle ihre Bewusstseinsäfte herausaugen.

Berghain. Es gibt so viele interessante Orte in der Nähe, etwa das Maxim, das noch aufhat, wenn andere Klubs geschlossen haben, wo die Berliner Celebrities aus der Rap-Welt abhängen und in ihrem Anhang jede Menge ebenso talentierter Nachahmer und von leichten Drogen entspannter Groupies.

Aber Ola landet letztendlich, unwiderruflich und am häufigsten die ganze Nacht im Berghain. Manchmal nur die halbe Nacht, wenn sie jemanden kennenlernt und sich mit diesem Jemand unterhält, mit ihm tanzt, sich ihm annähert oder den Moment zwischen Annäherung und ostentativen Zärtlichkeiten überschreitet.

Ola kennt die Erwartungen beider Geschlechter an ihren Körper ganz genau. Ganz bestimmt keine Sensibilität, keine sogenannte Seele und andere Nebensächlichkeiten. Sonst wäre sie ja nicht hier. Sonst säße sie im Rahmen des dreimonatigen Übersetzerkurses für Fortgeschrittene am Goethe-Institut, den sie vor zwei Tagen angefangen hat, vor der Datei mit einem mehrseitigen Fragment von Charlotte Roches *Schossgebeten*.

„Wie heißt du?“ fragt irgendein Er.

„Ola“, erwidert Ola.

„Wie heißt du?“ fragt irgendeine Sie.

„Ola“, erwidert Ola.

„Woher kommst du?“ fragt das jeweilige Geschlecht.

„Und woher kommst du?“ fragt Ola zurück.

„Na, von hier.“

„Ich aber nicht“, sagt Ola nur.

„Woher dann?“

„Ist das wichtig, wo ich doch hier bin?“

„Wahrscheinlich nicht“, gibt das jeweilige Geschlecht zu.

„Dann reden wir nicht weiter drüber“, schlägt Ola vor.

Und ohne auf eine sogenannte Erlaubnis zu warten, lenkt sie ihre Lippen auf die Lippen des jeweiligen Geschlechts. Sie fühlt keinerlei Ekel. Sie fühlt keinerlei Zweifel außer dem einen kleinen, dass sie das hätte früher machen können, nicht jetzt, oder überhaupt nicht. Sie holt Verpasstes nach und bedauert zugleich, Verpasstes nachzuholen.

Im Berghain werden die Ohren nicht geschont. Die Musik durchdringt die Gedanken, schluckt sie, verdaut sie, scheidet sie nicht mehr aus. Die Bässe geißeln jeden Laut, die Leute verstehen sich kaum, und genau darum geht es. Je schlechter sie sich hören, umso besser für sie.

Ola trinkt einen Drink aus, fängt einen Drink an. In Klubs trinkt sie kein Bier, Bier ist schlecht für ihre Libido. Nur Schnaps gibt ihr Energie. Und ein paar andere Details, etwa das Bewusstsein der Stadt als solcher.

Vor langer, langer Zeit, als Mobiltelefone noch wie kleine Langstreckenraketen aussahen, setzte sich Berlin via Love Parade in Szene. Millionen zuckender Körper, das Fest des Sommers, das Fest des energetischen, dank einiger kreativer chemischer Mischungen sogar sehr energetischen Menschen. Das Fest der Europäischen Union, die sich nach dem Trauma der Berliner Mauer und

des Kalten Krieges im Europäischen Fiskal- und Sexualpakt zusammengeschlossen hat, liebe Kinder, Enkel und Urenkel der Zukunft. Als die Zeit der Techno-Ernten endete, die DJs sich Überdosen gaben, die Schnittchen alt und schlaff und unansehnlich wurden, nahm eine neue Generation die Gated Communities in Besitz. Aus offener Straße wurde Untergrund. Scheinbar mehr Ordnung, aber im Grunde totales Chaos. Berlin verkam, und mit ihm die Alteingesessenen und die Zugezogenen. Berlin ging den Bach runter, als der wütende Rap aus den Randbezirken explodierte, zu erkennen an einem oder sogar zwei Mittelfingern. Sido & Bushido, Fler und andere böse Jungs, fähig und reizbar wie ein Schäferhund, der hungrig von der Leine gelassen wird. Die Alternativen-Maschine setzte sich in Gang, die Grünen, der Regenbogen, die gesamte Palette des Off. Currywurst für unter zwei Euro, schrien sie. Sie beherrschten den Überbau, in der festen Überzeugung, dass sowieso keiner aufmuckt, Berlin bleibt eine marginale Kleinstadt, beharrten sie. Die Basis scherte sich einen Dreck darum, sie baute neue Potsdamer Plätze, neue U-Bahn- und S-Bahn-Linien, neue Einkaufscenter, neue Bürogebäude, und, vollkommen unvorstellbar und geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, neue Döner-Buden, die den Sanitär-Vorschriften entsprachen. Die Alternative wurde zum Mainstream, und der Mainstream wurde zu VIVA.

Die Basis ging in Führung. Der Überbau ging underground. Zurzeit funktionieren sie nach dem Prinzip der Gegensätze. Das einzige Kapital dieser Stadt ohne touristische, aber mit jeder Menge existentieller Attraktionen.

Eine davon ist Ola, wenn sie im Berghain ihre Glieder räkelte. Und ihre Zweifel.

Ola versucht die verlorenen Tage, Monate, Jahre hinter sich zu lassen, die ihr Trost und Aussöhnung mit dem Leben bringen sollten, aber nicht brachten. Dumm war sie, dachte an Stabilität und dachte, irgendwie wird das schon. Stabilität, das ist im Aquarium, wenn man vergisst, das Wasser zu wechseln; das Wasser stinkt, und die Fische gehen ein. Ola will aber ein Fisch mit Flügeln sein, und wenn schon kein Fisch, dann wenigstens ein Frosch, auch mit Flügeln, und zwischen den Becken hin- und herhopsen.

In die Tonbündel auf der Tanzfläche gehüllt, sagt sich Ola, ich war ein kleines polnisches Mädchen, das Idylle wollte und keine Ahnung hatte, dass dieses Wort nur in Wörterbüchern existiert. Eine dumme Ziege war ich, träumte nur von einer Wiese, auf der ich Gras rupfen und glücklich meckern würde. Ich war Polin, Warschauerin, Berlinerin, und was ich jetzt bin, weiß ich nicht, vielleicht finde ich es heraus, vielleicht auch nicht, aber auch dann werde ich es niemandem sagen, nicht einmal mir selbst. Ich bin Ola.

Warschau, warum hast du schon wieder Sehnsucht nach mir, flüstert Ola, wo ich doch gar keine Sehnsucht nach dir habe? Wenn ich zurückkomme, werde ich dein sein, werde ich mich bemühen, dein zu sein. Jetzt bin ich Berlinerin, Berghainerin. An diesem Ort, den alle Kinder

vom Bahnhof ZOO lieben würden, aber die würde keiner reinlassen, und wenn sie anfangen, zu protestieren, bekämen sie nur einen Tritt in ihre vom stundenlangen Herumsitzen auf harten Fußböden so müden Hinterteile. Ola reißt sich von jemandes Lippen los, dreht sich auf dem Absatz um, springt wie eine erfahrene Raverin nach der dritten Ecstasy-Pille in die Luft. Sie hat zu viel Wodka getrunken, bevor sie herkam, sie hat zu viel Wodka getrunken, seit sie herkam, sie denkt mit Gedankenresten.

Mit geschlossenen Augen drängt sie sich durch die Menge und zu einer der Toiletten. Vor ihr mindestens ein Dutzend Möchtegern-Gören in der Disziplinarschlinge. Ola mit ihren einunddreißig Jahren und einem Monat, die anderen Schönheiten nur ein paar Jahre jünger, auch wenn sie auf sechzehn machen, nicht immer mit Erfolg. Ola vermischen sich die Worte, sie hört Deutsch, klar, eine Menge Englisch und Französisch, Arabisch. Ein pinkelnder Turm zu Babel.

Die Kundschaft im Berghain unterscheidet sich zum Beispiel von der Kundschaft des Q-Dorf in der Nähe des berühmten Kudamms, wohin es Ola während ihres vorherigen Aufenthalts beim Anfängerkurs für Übersetzer einmal verschlagen hat. Jetzt ist sie fortgeschritten, jetzt verträgt sie mehr Alkohol, kein Wunder. Das Q-Dorf, ein gigantischer Spielplatz für Minderjährige und frische Studienanfänger überflüssiger Studiengänge; nach dem Abschluss landen sie in Discountern, Fast-Food-Restaurants und dunklen Partyhöhlen. Das Q-Dorf macht die Anwesenden mit dem tapfer unverschämten Hüftkreisen erotischer Vortänzerinnen und Vortänzer auf der Insel-Bühne heiß. Hier kann man problemlos ohne Vorwarnung von jemandem eine aufs Maul kriegen, dem unser Dasein nicht passt. Personen im Alter von 25 Jahren gelten hier als Senioren, die wie durch ein Wunder noch am Leben sind.

Ins Berghain lassen sie selten jemanden, den sie ins Q-Dorf lassen.

Sie ist an der Reihe, geht in die Kabine, setzt sich, lässt den zu lange angehaltenen Urin fließen. Als der letzte Tropfen gefallen ist, benetzt sie einen Finger mit Spucke, fährt dort entlang, wischt sich mit Toilettenpapier ab. Sie fühlt sich auf einmal unter Strom wie die Verurteilten auf den elektrischen Stühlen, mit der Ausnahme, dass es in ihrem Fall keine Hinrichtung geben wird.

Manchmal brauchen wir so furchtbar wenig zum Glückseligkeit, denkt Ola, gut, dass die Typen davon keine Ahnung haben, die sich unseretwegen mit Schmuck, Abendessen und Auslandsreisen ruinieren.

Sie geht zum Spiegel über dem Waschbecken, frischt ihr Make-up auf, erwidert das Lächeln der dunkelhaarigen Frau neben ihr, die sich die Wimpern nachtuscht. Ihre großen, nahöstlichen Augen lassen Olas ebenso große, blaue Augen nicht mehr los. Sie trägt eine rote, lange Tunika, darunter schwarze Hosen, die sofort in den unergründlichen Schäften ihrer Keilabsatzstiefel verschwinden. Ihre am oberen Ansatz leicht schiefe Nase zieht ganz unverhohlen mit adlerhafter Geschwindigkeit den Duft von Olas Parfüm ein, sie bläht ihre Nasenlöcher wie ein gefährliches Tier in der Tiefe des Ozeans. Ein



SZWA, UL. DUGA 44
50...
TEL...
ZNA...
WWW.GOR...

Don't Panic dla...

crum by
human
children
Let's 66.blogspot.com

außerordentlich orientalisches, olivfarbenes Geschöpf, dabei ostentativ hübsch.

„Haneen“, sagt sie und gibt Ola ihre kleine, geschmeidige Hand, ihre Fingernägel sind im Gegensatz dazu klauenartig, sie könnte ohne weiteres in Zombie-Filmen als Statistin auftreten. „Bist du alleine hier oder mit jemandem?“

„Gerade alleine mit mir“, erwidert Ola. Sie würde ihren Mund gerne vor Verachtung für irgendetwas Unsagbares verziehen, es gelingt ihr nicht, ihr Mund bleibt in seiner unbewegten, unaufgeregten Position.

„Falls dir nach der Anwesenheit anderer ist, ich stehe zur Verfügung. Meine Freundin hat mich sitzen lassen. Wahrscheinlich macht sie sich immer noch fertig, sucht ihre Sachen, zieht sich um, zieht sich aus, jedenfalls ist sie nicht da, immer noch nicht da, ich bezweifle, dass sie vor dem Nachmittag hier auftaucht“, lacht Haneen. „Ich habe nicht vor, auf sie zu warten.“

Ola erkennt einen norddeutschen Akzent. Sie beenden die Auffrischung des Make-ups. Ola schlägt für die Wartezeit einen Schnaps vor, bis die verspätete Freundin kommt. Beide tragen ähnliche Handtaschen, aus Wildleder, mit langen Riemen. Haneen hebt ihre hoch, tut so, als würde die sich vor Olas Tasche verneigen, beide lachen, aller Anfang ist Handtasche. Sie gehen an die nächste Bar. Es folgt der Standard-Austausch von Informationen, der nötig ist, wenn man kein Facebook in der Nähe hat, das das für einen übernimmt. Haneen kommt aus Bremen. Ihre Eltern aus Damaskus. Sie sind noch vor dem Mauerfall ausgewandert. Am Anfang war es nicht leicht, Flüchtlinge aus islamischen Ländern haben es doppelt schwer, sie lesen den Mythos von Sisyphos und identifizieren sich vollkommen damit, und vergessen darüber allmählich die Suren des Koran und anderen Unsinn aus der alten Welt an der Grenze von Wüste und Oase. Umzüge im Schnitt alle zwei Jahre, Ruhrgebiet, Frankfurt am Main, München, Dresden, Stuttgart, überall gut oder schlecht, aber nie für lange. Eine ergreifende Geschichte für eine Spiegel-Reportage. Im Berghain versteht man jedes sechste Wort. Haneen bemerkt diese ungewollte Zensur, sie spricht kurz, stichwortartig, flucht, trinkt, kichert über ihre eigenen Witze in Stile von: warum nur ein deutscher Rentner mit einem Arschtritt ein guter deutscher Rentner ist.

Ola bemerkt zu ihrem Leidwesen, dass ihr die Kraft fehlt für vertiefte Konzentration, damit auch für Konversation, sie schwankt, sie träumt von einem Energy-Drink. Sie bestellt zwei, mischt sie mit Hochprozentigem. Sie ist gerade auf Diät, erklärt Haneen, sie trinkt nur pur, ohne was zum Nachtrinken. Sogar ohne Fritz Cola, kommt sie der Frage zuvor, obwohl man die einfach nicht nicht trinken kann, wenn man in Berlin wohnt. Ehrfürchtig serviert ihr der Barmann die nächsten Shots, und ein paar Zehn-Euro-Scheine wandern über die Theke.

Ola bekommt Schluckauf, der sich nicht beherrschen lässt, sie wird nervös, in ihrem Kopf dreht sich alles immer schneller, ein Karussell ohne Notschalter, sie stößt

serienweise auf, sie könnte bekannte Songs spielen, in Programmen für Chansonniers auftreten, meine Damen und Herren, vor Ihnen steht eine äußerst originelle Musikerin, die aufstoßend singt und singend aufstößt, Haneen erklärt in den Pausen zwischen dem Aufstoßen, dass sie sich von ihrem Freund getrennt hat, klar, sie ist jetzt siebenundzwanzig, sie hätte seinen Heiratsantrag annehmen sollen, aber sie kann sich einfach nicht entscheiden, sie leidet an Polyamorie, klar, das ist keine Krankheit, für Monogamisten jedenfalls, aber schlimmer als Blutvergiftung, dagegen hilft nichts, es ist nicht ihre Schuld, dass sie nicht nur mit einem anderen Menschen zusammen sein kann, darauf trinken wir, Ola hebt ihr Glas, Haneen hebt ihr Glas, sie lachen, weil Mädchen nicht so viel in sich hineinschütten sollten, weil sie dann länger in der Schlange vor der Toilette stehen, was sich weder zeitlich noch wirtschaftlich rentiert, Ola wird wieder von Schluckauf befallen, Haneen schürzt wütend ihre vollen Lippen, sagt, dir werd' ich helfen, das haben wir gleich, drückt ihre Lippen auf Olas, hängt an ihnen und hängt und hängt, denn Ola erlaubt ihr, daran hängenzubleiben, bis zur vollständigen Atemlosigkeit, und als die eintritt, hängt Ola sich ab, und ein Wunder, der Schluckauf ist weg, Haneen ist über und über rot geworden, was man aber nicht sieht, die Hitze pulsiert in ihren Wangen, auf die Ola jetzt ihre Hand legt, mit der sie vorher das Glas gehalten hat, ihre Hand ist noch eiskalt, und Haneens Haut glüht geradezu vor Hitze, Ola verbrennt sich fast die Finger, das gefällt ihr, sie sagt, sie muss sich für die Heilung vom Schluckauf bedanken, sie zieht Haneen zu sich, steckt ihr die Zunge in den Hals, tief, tief in den Hals, wahrscheinlich bis zu den Mandeln. Uff, sie lösen sich voneinander.

„Wie soll man da das Berghain nicht mögen“, sagt Ola und trinkt ihr Glas aus. „Da ist noch ein Rest Nacht, der muss weg.“

„Richtig so. Meine Freundin schafft es eh nicht mehr, soll sie doch versauern“, erwidert Haneen.

Sie machen Bye, Bye, Berghain. Das Rauskommen dauert ein wenig, weil sich die Schlange der Rausgeher mit der Schlange, oder vielmehr dem Schlänglein, der Reinkommer mischt. Sie steigen in ein Taxi, Haneen ist russisch betrunken. Sie entblößt ihr Innenleben bis zur Nacktheit. Ola will ihr nicht nachstehen. Der Taxifahrer kriegt einen Softporno im Rückspiegel gratis. Keine lange Fahrt, zum S-Bahnhof Hackescher Markt, Ende des 19. Jahrhunderts erbaut, wo Haneen in der Sophienstraße wohnt.

[Übersetzung: Saskia Herklotz]

► *Berghain, am Wriezener Bahnhof, sobota, po godzinie 3 nad ranem*

Ludzie lubią seks. Ola lubi pociągi. Kiedy się już nimi najeździ, też lubi seks. Szczególnie po przebyciu trasy Warszawa-Berlin jej ochota na pożeranie życia rośnie z prędkością larwy, która dorwała się do wilgotnego listowia. Oli libido dostaje motorku w swoim rozgrzanym tyłku i ani myśli zwolnić. Taki jej kurs, stacja końcowa na czas jakiś. Stacja wytchnienia, stacja bycia Olą w całej ołowej okazałości.

Ile w tym pozorów? Ile autentyczności, tylko ona wie i nie ma szans, byśmy się o tym dowiedzieli, rozłupali ją jak ostrygę i wszystkie soki jej świadomości wyssali.

Berghain. Jest tyle miejsc ciekawych w pobliżu, choćby taki Maxim, otwarty nawet wtedy, gdy inne kluby geschlossen, gdzie berlińscy celebryci ze światka rapu bywają, a za nimi ciągną tabuny równie utalentowanych naśladowców i wyluzowanych lekkimi narkotykami grupies.

Ale Ola ostatecznie, nieodwołanie i najczęściej na całą noc w Berghain ląduje. Czasem pół nocy, gdy kogoś pozna i z tym kłosem rozmawia, tańczy z nim, przytula się lub przekracza ten moment między przytulaniem a ostentacyjną pieśczętą.

Ola doskonale rozumie oczekiwania dwóch płci w stosunku do jej ciała. Bo na pewno nie wrażliwości, tak zwanej duszy i spraw pobocznych. Inaczej by tu jej nie było. Inaczej siedziałaby nad plikiem wypelnionym kilkunastostronicowym fragmentem z książki Charlotte Roche *Schossgebete* w ramach zaawansowanego, trzymiesięcznego kursu dla tłumaczy w Instytucie Goethego, który zaczęła dwa dni temu.

– Jak masz na imię? – pyta jakiś on.

– Ola – odpowiada Ola.

– Jak masz na imię? – pyta jakaś ona.

– Ola – odpowiada Ola.

– Skąd jesteś? – pyta dana płęć.

– A skąd ty? – odpowiada Ola pytaniem.

– No, stąd.

– A ja nie – ucina Ola.

– To skąd?

– Jakie to ma znaczenie, skoro jestem tutaj?

– Chyba żadne – przyznaje płęć.

– To nie rozmawiajmy – proponuje Ola.

I nie czekając na tak zwane przyzwolenie, kieruje swoje usta w usta danej płci. Nie czuje obrzydzenia. Nie czuje żadnych wątpliwości oprócz jednej małej, że mogła wcz-

ściej to zrobić, nie teraz, tak w ogóle. Nadrabia zaległości, jednocześnie zażywając, że nadrabia zaległości.

W Berghain nie oszczędzają uszu. Muzyka przenika myśli, połyka je, trawi, nie wydała. Biczuje basem wypowiedane zgłoski, ludzie ledwo się słyszą i o to chodzi, im gorzej się słyszą, tym lepiej dla nich. Ola kończy drink, zaczyna drink. Piwa nie pija, będąc w klubie, piwo obniża jej libido. Wyłącznie sznaps ją doenergetyzuje. I parę innych szczegółów, choćby sama świadomość miasta jako takiego.

Dawno, dawno temu, w czasach, gdy telefon komórkowy przypominał małą raketę dalekiego zasięgu, Berlin lansował się via Love Parade. Miliony podrygujących ciał, święto lata, święto człowieka energetycznego, nawet bardzo energetycznego dzięki paru kreatywnym, chemicznym mieszankom. Święto Unii Europejskiej, co się zawiązywało paktem seksualno-fiskalnym po traumie Muru Berlińskiego i Zimnej Wojny, drogie dzieci, wnuki, prawnuczka przyszłości. Kiedy skończył się czas technożniw, kiedy didżeje przedawkowali, kiedy laski się zestarzały, zwiotczały, zmarniały, nowa generacja przyniosła się do przestrzeni zamkniętych, zastrzeżonych. To, co było uliczne, stało się podziemne. Niby więcej porządku, choć bajzel zupełny. I tak marniał Berlin, wraz z nim ludzie zasiedziali i ludzie przybyli. Marniał, kiedy wybuchła eksplozja wściekłego rapu z przedmieść, co pokazał środkowy palec, nawet dwa środkowe palce. Sido&Bushido. Fler i kolejne złe chłopaki, co i zdolne, i konfliktogenne jak głodny owczarek puszczonej z łańcucha. Ruszyła machina alternatywy, zielonych, tęczyowych, wszystkich palet offu. Żądamy currywurst za najwyżej 2 euro, nie więcej, krzyczeli. Rządzili nadbudową, pewni, że nikt im nie podskoczy, Berlin pozostanie miasteczkiem z marginesu, upierali się. Baza, nie bacząc na to, budowała nowe place Poczdamskie, linie U-Bahn, S-Bahn, centra handlowe, biurowce, zgodne z zasadami sanitarnymi, co nie do pomyslenia, kebabownie. Alternatywa zamieniała się w mainstream, mainstream w telewizję VIVA.

Baza wyszła na prowadzenie. Nadbudowa przeszła do undergroundu. Obecnie działają na zasadzie przeciwnieństw. Jedyny kapitał tego miasta bez atrakcji turystycznych, za to pełnym atrakcji egzystencjalnych.

Jedną z nich Ola wdraża w życie, rozciągając swoje członki w Berghain. Rozterki również.

Ola próbuje wyprzedzić stracone dni, miesiące, lata, które jej ukonienie i pogodzenie z życiem miały przynieść, a nie przyniosły. Głupia, myślała o stałości, ludziła się, że jakoś to będzie. Stałość to jest w akwarium, kiedy zapominamy o wymianie wody; woda śmierdzi, rybki zdychają. Ola pragnie być rybą ze skrzydłami, a jeśli nie rybą, to choć żabą, też ze skrzydłami i latać między zbiornikami. Ola mówi sobie, przytulona do wiązki dźwięków, która towarzyszy jej na parkiecie, byłam polską dziewczyską, co chciała sielanki, kompletnie nie wiedząc, że to słowo tylko w słowniku istnieje. Byłam głupią kozą, jedna łączka mi się marzyła, na której będę skubała sobie trawę i meczała zadowolona. Byłam polska, byłam warszawska, potem berlińska, a teraz jaka jestem, tego nie wiem, może się dowiem, a może nie, i tak nikomu nie powiem, nawet

sobie samej. Jestem Ola.

Warszawo, czemu znów za mną tęsknisz, szepcze Ola, skoro ja za tobą nie tęsknię? Kiedy wrócę, będę twoja, postaram się być twoja. Teraz jestem berlińska, berghainowa.

W miejscu, które pokochałyby wszystkie dzieci z dworca ZOO, ale i tak nikt by ich tu nie wpuścił, a gdyby zaczęły protestować, dostałyby kopa w swoje tyłki zmęczone wielogodzinnym przesiadywaniem na twardej podłodze. Ola wyrwa się z czyichś ust, przekręca na pięcie i zaczyna podskakiwać jak doświadczona rejverka po trzecim listku extasy. Za dużo wódki wypila przed przyjściem tutaj, za dużo wódki wypila po przyjściu tutaj, myśli resztkami myśli. Z przymkniętymi oczami przebrnęła przez tłum, doszła do jednej z toalet. Przed nią naście kandydatek na siksy stało karnie w kolejce. Ona trzydzieści jeden lat i jeden miesiąc, a te śliczności o parę młodsze, choć na szesnastki pozują, niekoniecznie skutecznie. Oli mieszały się słowa, słyszała niemiecki, to jasne, sporo angielskiego i francuskiego, arabski. Sikająca wieża Babel.

Towarzystwo w Berghain różniło się na przykład od towarzystwa w Q-Dorf w pobliżu słynnej ulicy Ku'damm, gdzie Ola trafiła podczas poprzedniego pobytu dla początkujących tłumaczy. Teraz jest zaawansowana. Teraz spija więcej, w ogóle ją to nie dziwi. Q-Dorf, gigantyczna bawialnia dla nastolatków i świeżych studenciaków kierunków niepotrzebnych; po studiach lądują w dyskontach, fast-foodach i szemranych imprezowniach. Q-Dorf podkreca zebranych dzielnie rozzuchwalonymi płasami rozerotyzowanych fordanserek i fordanserów na scenie-wyspie. Bez większych starań można tutaj zaliczyć bez ostrzeżenia bombę w policzek od kogoś, komu nie spodobało się nasze jestestwo. Osoby w wieku dwudziestu pięciu lat uważane są za seniorów, którzy jeszcze jakimś cudem żyją.

Do Berghain rzadko pozwolą wejść komuś, komu pozwalają wejść do Q-Dorf.

Jej kolej, zajęła kabinę, usadowiła się i oddała rozpuście oddawania wstrzymanego zbyt długo moczu. Kiedy spłynęła ostatnia kropelka, naśliniła palec, przejechała nim tam, przetrąła papierem toaletowym. Poczula się nagle podłodowana jak ci skazańcy na krzesłach elektrycznych, z tym wyjątkiem, że w jej przypadku nie doszło do egzekucji.

Czasem do szczęścia potrzebujemy tak okropnie niewiele, pomyślała Ola, dobrze, że faceci nie mają o tym pojęcia, rujnując się dla nas na biżuterię, kolacje i zagraniczne wojaże.

Podchodzi do lustra nad umywalkami, poprawia make-up, odwzajemniając uśmiech stojącej przy niej i podkręcającej sobie rzęsy ciemnowłosej kobiety. Jej wielkie, bliskowschodnie oczy łapią w swoje źrenice równie wielkie, błękitne oczy Oli. Ma na sobie czerwoną, długą tunikę, z której wyłaniają się czarne spodnie nurkujące po chwili w otchłani cholew butów na wysokich koturnach. Nie ukrywa, że jej lekko zakrzywiony u górze nasady nos poluje z orlą prędkością na zapach perfum Oli, rozszerzając swoje nozdrza jak jakiś groźny zwierz w głębi oceanu. Istota była wybitnie orientalna, oliwkowa, do tego ostentacyjnie ładna.

– Haneen – mówi i podaje rękę, ma wiotką dłoń, malutką, dla kontrastu szponiaste paznokcie, dzięki którym mogłaby statystować w filmach o zombie. – Jesteś sama, jesteś z kimś?

– Aktualnie sama ze sobą – odpowiada Ola. Chciałaby wydać usta w pogardzie do czegoś tam nienazwanego, nie udaje się jej, usta pozostają w pozycji niewzruszonej, niegniewanej.

– Gdybyś stęskniła się za obecnością innych, jestem do dyspozycji. Koleżanka mnie wystawiła. Niby wciąż zbiera się, ogarnia, przebiera, rozbiera, a nie ma jej, nadal jej nie ma, wątpię, by dotarła przed południem – śmieje się Haneen. – Nie zamierzam na nią czekać.

Ola rozpoznaje północnoniemiecki akcent. Dokańczają remastering makijażu. Ola proponuje schnapsa w oczekiwaniu spóźniającej się koleżanki. Obydwie mają podobne do siebie torebki z długimi paskami, zamszowe. Haneen podnosi swoją, udaje, że ta składa ukłony przed torebką Oli, śmieją się, pierwsze koty za torebki. Idą do najbliższego baru. Następuje standardowa wymiana informacji, kiedy nie masz w pobliżu Facebooka, który może to zrobić za ciebie. Haneen pochodzi z Bremy. Jej rodzice z Damaszku. Wyemigrowali jeszcze przed upadkiem Muru. Na początku ciężko było, uchodźcy pochodzenia muzułmańskiego mają podwójnie pod górkę, zaczytują się w micie o Syzyfie i w pełni się z nim utożsamiają, stopniowo zapominając o koranicznych surach i innych banialukach z dawnego świata na styku pustyni i oazy. Przeprowadzki średnio co dwa lata, Zagłębie Ruhry, Frankfurt nad Menem, Monachium, Drezno, Stuttgart, wszędzie dobrze lub źle, lecz nigdy za długo. Zajmująca historia na reportaży do der Spiegel. W Berghain słycać co szóste słowo. Haneen domyśla się tej mimowolnej cenzury, mówi krótko, hasłowo, przeklina, pije, chichocze z własnych dowcipów typu dlaczego dobry niemiecki emeryt to kopnięty w dupę niemiecki emeryt.

Ola orientuje się z przykrością, że nie ma siły na pogłębiającą koncentrację, tym samym konwersację, chwije się, marzy o napoju energetycznym. Zamawia dwa, miesza z procentami. Haneen wyjaśnia, że jest na diecie, pije na czysto i bez popitki. Uprzedzając pytanie, dodaje, nawet bez Fritz Coli, której nie sposób nie pić, kiedy mieszka się w Berlinie. Barman z szacunkiem podaje jej kolejne shoty, dziesiątki euro idą się upić.

Ola dostaje czkawki, nie może jej opanować, zaczyna się irytować, w głowie się jej kręci coraz szybciej, taka karuzela bez zabezpieczeń, czka seriami, mogłaby wygrać popularne melodie i brać udział w programach dla szansonistów, przed państwem oryginalna wykonawczyni, co czka śpiewając i śpiewa czkając, Haneen wyjaśnia w przerwach między czkaniem, że rozstała się z facetem, owszem, ma dwadzieścia siedem lat i powinna przyjąć jego oświadczenia, nie mogła się jednak zdecydować, bo chyba choruje na poliamorię, jasne, to nie choroba, dla monogamistów owszem, gorsza niż sepsa, nic nie poradzi, że nie potrafi być tylko z jedną osobą, cóż, wypijmy za to, Ola podnosi drinka, Haneen podnosi kieliszek, śmieją się, że panny nie powinny tyle w siebie wlewać, bo dłużej muszą stać w kolejce do toalety, co się nie opłaca czasowo i ekonomicznie, Olę znów napada czkanie, Haneen napusza gniewnie swoje obfite usta i mówi, ja cię zaraz ulecze, przykleja się nimi do ust Oli, wkleja się w nie i wkleja, ponieważ Ola pozwala się jej wklejać aż do utraty tchu, a kiedy ta następuje, Ola odkleja się, cud, czkawka przeszła, Haneen cała zarumieniona, nie widać tego, czuć gorąc bijącą z jej policzka, na którym Ola kładzie

swoją dłoń oderwaną od trzymania szklanki, dłoń jest przez to schłodzona, więc skóra Haneen dosłownie ją pali, Oli się to podoba, mówi, że musi podziękować za uleczenie, przyciąga do siebie Haneen, wprowadza w nią język, dociera nim chyba do migdałków Haneen. Uf, odrywają się od siebie.

– Jak tu nie lubić Berghain – mówi Ola, dokańczając drinka.

– Przed nami resztki nocy, trzeba je zeżreć.

– Prawda. Koleżanka i tak nie dotrze, niech tam skiśnie

– odpowiada Haneen.

DAWID KORNAGA (1975, Polen) – Prosaiker und Feuilletonist der Lifestyle-Kulturzeitschrift „Hiro”. Er debütierte 2003 mit dem Roman in Erzählungen *Geschichtensucher*, danach gab er die Bücher *Gangrän* (2005), *Verkehrte Wimpern* (2007), *Örtliche Betäubung* (2008), *Single+* (2010) und *Schnitte* (2011) heraus. Er veröffentlichte Erzählungen in zahlreichen Anthologien sowie Literaturzeitschriften, u. a. in „Lampa”. Ideengeber und Redakteur der Anthologie *Freitag, 2:45*. Stipendiat des Programms „Dagny” in der Villa Decius in Krakau (2011) sowie des Goethe-Instituts (2012). Gegenwärtig arbeitet er an seinem neuen Roman *Berlinawa*, dessen Auszug oben präsentiert wird. Er wohnt in Warschau.

Robią pa, pa Berghain. Samo wyjście zajmuje trochę czasu, trzeba wpasować się w wężyk wychodzących, który miesza się z wężykiem, w zasadzie wężykiem, wchodzących. Wsiadają do taksówki, Haneen jest po rusku pijana. Otwiera swoje wnętrze do samej nagości. Ola próbuje jej dorównać. Taksówkarz ma darmowego sofciaka w lusterku wstecznym. Kurs niedługi, w okolice wybudowanego pod koniec dziewiętnastego wieku S-Bahn Hackescher Markt, gdzie przy Sophienstrasse mieszka Haneen.

DAWID KORNAGA (1975, Polska) – prozaik, felietonista pisma lifestylowo-kulturalnego „Hiro”. Debiutował w 2003 powieścią w opowiadaniach *Poszukiwacze opowieści*, następnie wydał książki *Gangrena* (2005), *Rzęsy na opak* (2007), *Znieczulenie miejscowe* (2008), *Single+* (2010) i *Cięcia* (2011). Publikował również opowiadania w licznych antologiach oraz pismach literackich, m.in. „Lampie”. Pomysłodawca i redaktor antologii *Piątek, 2:45*. Stypendysta programu „Dagny” w Willi Decjusza w Krakowie (2011) oraz Instytutu Goethego (2012). Obecnie pracuje nad nową powieścią *Berlinawa*, której fragment prezentujemy powyżej. Mieszka w Warszawie.



© Michal Aniempadystau

BAŁWANS VERSCHWINDEN ZNIKNIĘCIE BAŁWANA

Der tiefblaue See wogte vor unseren Gesichtern, als Witek Bałwan sich verschluckte. Er rief nur „Hurerei!“, streckte die Hand nach uns aus und ging unter. Das war sicher wegen seiner Socken. Sicher zogen ihn die nach unten. Er wollte sie nicht ausziehen, weil er darauf bestand, dass ihm sonst zu kalt sei. Hurerei! Zu kalt bei einer Hitze von dreißig Grad, in der Sonne, in einem Wasser warm wie in der Badewanne! Er hat sich volllaufen lassen, nicht zu kalt war's! Zu dritt hatten wir uns hingehockt. Wie Kinder, mit Wodka, in der Sonne. Na, und dann wollten wir schwimmen gehen. Und ich erklärte ihm geduldig: „Zieh diese Socken aus! Die können dich hinunterziehen!“ Aber er weigerte sich hartnäckig, er wisse schon, was er mache, er wisse es schon. Total sinnlos. Er beharrte immer auf seiner Meinung, drum bestand er auch auf diesen Socken.

Im Wasser tat ich eigentlich nur so, als würde ich schwimmen. Mit den Sohlen berührte ich den Boden. Im Wasser konnte ich leichter das Gleichgewicht behalten als draußen. Es war mir zum Speiben. Bronek Zawada hielt sich auch am Wasser fest, er schaute auch so aus wie einer, dem zum Speiben ist. Aber dieser Idiot Witek Bałwan schwamm in die Mitte des Sees hinaus! Er war schon immer ehrgeizig.

Das Schwimmen bereitete ihm offensichtlich Spaß. Er preschte zirka fünfzig Meter im Kraulstil dahin und kehrte dann brustschwimmend zurück. Ziemlich erschöpft, legte er noch zehn Meter im See auf dem Rücken zurück. Er hielt inne (ein schwarzer Kopf auf dem silbernen Tablett des Wassers) und lächelte uns zu. Und im selben Moment verwandelte sich das Lächeln in Hurerei. Witek Bałwan wedelte mit der Hand, als wolle er von uns Abschied nehmen, und verschwand. Ich weiß noch, was ich damals dachte. Na also, die Socken haben das Ihre getan.

Bronek Zawada und ich machten nicht einmal den Versuch, ihn zu retten. Wir schafften es kaum selber ans Ufer, obwohl wir nicht weiter als bis zur Hüfte ins Wasser gegangen waren. Aber die Prozente, aufgeheizt durch die Sonne, brannten in unseren Schädeln verrückte Feuerwerke ab. Die absurde Lächerlichkeit der ganzen Situation war so intensiv, dass es geradezu weh tat. Wir verkrochen uns im Schatten einer alten Erle, die sich übers Wasser neigte. Und ich glaube

fast, dass wir ein wenig eingenickt sind.

Nach dem Erwachen begannen wir uns zu überlegen, was wir Witek Bałwans Frau sagen sollten. Schließlich hatten wir endlich begriffen, dass er ertrunken war. Im Grunde hatte er rascher geendet als begonnen. Was soll man sagen, zweiunddreißig Jahre eines Lebens, das ist nicht so lang. Bronek Zawada schlug eine Lösung vor, die mir gefiel.

Wir waren nicht irgendwelche kleinen Lichter. Große Nummern vielleicht auch nicht, aber ganz sicher keine kleinen Lichter. Wir hatten an der Börse einigermaßen verdient und einiges von den Eltern bekommen. Das Häuschen von Witek Bałwan war ähnlich wie unsere, nur ein wenig größer, und er hatte einen größeren Garten als wir. Das Auto von Witek war besser als unsere, eigentlich waren es drei Autos. Seine Frau schaute auch besser aus als unsere. In jedem Detail war sie ein wenig schöner. Denn intellektuell waren wir alle drei auf demselben Niveau, nämlich Zero. Als uns Witek Bałwans Frau jedoch kommen sah, schwante sogar ihr, dass da etwas nicht stimmte. Vor allem fehlte ihr Mann. Drei Kerle waren weggegangen, und zwei kamen zurück. Ergibt: - 1.

Sie fragte, und da sagte Bronek Zawada: „Witek hat sich mit so einer davongemacht. Wir haben noch versucht, ihn zurückzuhalten, aber er ist mit dem Flittchen weggerannt. Das hat er seit langem geplant.“

Bronek Zawada war überzeugend. Jedenfalls für Witek Bałwans Frau. Und schließlich ging es uns ja nur darum.

„Ich habe diesen Schwanz immer schon in Verdacht gehabt, dass er hinter so einem Miststück her ist! Das So-gerech kann er vergessen! Er hat schon immer andere Schnallen im Auge gehabt ... Aber ich habe mich von seinen Augen täuschen lassen. ... So ein Kasperl, sich mit so einer Nutte auf und davon zu machen!“

Witek Bałwan ist bislang nicht aufgetaucht. Und es hat ihn auch keiner auf irgendeiner Straße irgendwo in der Welt getroffen. Seine Frau lebt immer noch in Unwissenheit. Sie hat nur Verachtung für den Verräter.

[Übersetzung: Martin Pollack]

► Soczyście błękitne jezioro wspinało się przed naszymi twarzami, gdy Witek Bałwan się zakrztusił. Krzyknął tylko: „Kurwa!“, wystawił rękę i zapadł się pod wodę. To pewnie przez te swoje skarpetki. Pewnie pociągnęły go w dół. Nie chciał ich zdjąć, bo uparł się, że będzie mu za zimno. Kurwa! Za zimno w trzydziestostopniowym upale, w słońcu, w wodzie, która ciepła jak w wannie! Schlał się, a nie za zimno! W trójkę się skuliśmy. Jak dzieci, wódką, na słońcu. No i zachciało nam się popływać. A tłumaczyłem mu cierpliwie: „Zdejmij te skarpetki! Mogą pociągnąć w dół!“. Twardo odmawiał, że on swoje wie, on swoje wie. Zupełnie bez sensu. Zawsze stawiał na swoim, no i uparł się z tymi skarpetkami.

W wodzie właściwie udawałem, że pływam. Stopami dotykałem dna. W wodzie łatwiej było mi utrzymać równowagę niż na lądzie. Chciało mi się rzygać. Bronek Zawada też opierał się na wodzie, i też wyglądał na takiego, któremu chce się rzygać. No, a ten idiota, Witek Bałwan, wypłynął na środek jeziora! Zawsze był ambitny.

Pływanie sprawiło mu widoczną radość. Trzasnął jakieś pięćdziesiąt metrów kraulem i wrócił krytą żabką. Dość porządnie zmęczony odbił jeszcze dziesięć metrów w jezioro – stylem grzbietowym. Zatrzymał się (czarna głowa na srebrnej tacy z wody) i uśmiechnął w naszą stronę. A wtedy uśmiech przekształcił się w kurwę. Witek Bałwan machnął ręką, jakby się z nami żegnał i zniknął. Pamiętam, co wtedy pomyślałem. No tak, skarpetki zrobiły swoje.

Nawet nie próbowaliśmy z Bronkiem Zawadą go ratować. Ledwo sami wyszliśmy na brzeg, choć nie weszliśmy dalej niż po pas. Procenty podgrzane słońcem wystrzeliły w naszych głowach fajerwerkami oszołomienia. Natężenie tak absurdalnej śmieszności całej tej sytuacji, że aż bolesnej. Schowaliśmy się w cieniu starej olchy, która nachylała się nad wodą. Coś mi się wydaje, że nawet zdrzemnęliśmy się.

SCHROTT SZROT

► Es war meine erste Arbeit in Deutschland. Auf dem Schrottplatz, beim Abwracken von Autos. Natürlich schwarz, anders konnte ein Pole bei Westdeutschen nicht arbeiten. Dort traf ich so einen Serben, seinen Namen weiß ich nicht mehr. Er war es nicht wert, sich daran zu erinnern, drum hab ich ihn vergessen. Er arbeitete schon sieben Jahre auf dem Schrottplatz, und ich erst ein paar Tage. Der Serbe gibt mir einen Hammer und sagt, ich soll mit dem Hammer die Zylinder herausschlagen. Ich sage, dass ich keine Ahnung habe, aber mir scheint, wenn ich

Po przebudzeniu zaczęliśmy kombinować, co by tu powiedzieć żonie Witka Bałwana. Przecież w końcu dotarło do nas, że jednak chłop się utopił. Na dobrą sprawę skończył się szybciej, niż zaczął. Co by nie mówić, trzydzieści dwa lata życia to wcale nie tak dużo. Bronek Zawada zaproponował rozwiązanie, które mi pasowało.

Nie byliśmy jakimiś tam cieniasami. Grubasami może też nie, ale na pewno nie cieniasami. Dorobiliśmy się na giełdzie i mieliśmy trochę od rodziców. Domek Witka Bałwana był podobny do naszych, ale trochę większy, i ogród miał większy od naszych. Samochód Witka był lepszy od naszych, właściwie trzy samochody. Jego żona też prezentowała się trochę lepiej niż nasze. W każdym szczególe była odrobinę ładniejsza. Bo intelektualnie wszystkie trzy były na tym samym poziomie, najniższym. A jednak, gdy żona Witka Bałwana zobaczyła naszą dwójkę, nawet ona wywnioskowała, że coś tu nie gra. Przede wszystkim brakowało męża. Wyszło trzech facetów, wróciło dwóch. Wynik: -1.

Spytała, a wtedy Bronek Zawada powiedział: „Witek odszedł z taką jedną. Próbowaliśmy go powstrzymać, ale pobiegł za tamtą suką. Planował to od dawna“.

Bronek Zawada był przekonywujący. Przynajmniej dla żony Witka Bałwana. A przecież tylko o to nam chodziło.

„Zawsze podejrzewałam tego kutasa, że pójdzie za jakąś pizdą! Niech zapomni o prawach rodzicielskich! Zawsze miał w oczach inne szpary... Ale mnie te oczy oszukały... Pajac jeden, odejść z jakąś pizdą!“

Witek Bałwan jak dotąd nie wypłynął. Nikt go też nie spotkał na którejś z ulic tego świata. Jego żona wciąż żyje w niewiedzy. Gardzi zdrającą.

mit dem Hammer hinhaue, dann kann das zu kräftig sein, dann kann der Zylinder zerspringen. Da passiert nichts, der Zylinder zerspringt schon nicht, hau nur hin! Ich denke mir, der Typ arbeitet hier seit sieben Jahren, da hat er die nötige Erfahrung und weiß, wovon er redet, also haue ich hin. Natürlich ist der Zylinder zersprungen, und der Serbe hat mich gleich beim Chef verpiffen. Ich bin nur deshalb nicht aus der Arbeit geflogen, weil das mein erstes Missgeschick war. Aber seither wusste ich, was dieser Serbe für ein Wichser war. Und ich begann ihn zu beobachten.



© Ania Jaworska-Kruk

Er sparte jeden Groschen, wie im Übrigen wir alle, aber beim Essen schnorrte er sich auf fremde Kosten durch. Wir wohnten in einem großen Campingwagen, zu fünf bewachten wir nachts den Schrottplatz. Nur der Serbe hatte den Schlüssel zum Büro und die Erlaubnis des Chefs, manchmal zu Hause anzurufen. Das war noch die Ära der Festnetztelefone, von Handys haben wir damals nicht einmal geträumt. Im Büro stand ein primitiver Telefonautomat, der Inlands- und Auslandsgespräche registrierte, aber er zeigte nicht an, in welches Land man anrief, nur, ob man eine inländische oder ausländische Nummer gewählt hatte. Dass es keine genauere Anzeige gab, brachte mich auf eine Idee. Der Serbe rief von dem Automaten sein Mädchen an. Das machte er selten, um den Chef nicht zu prellen. Das wusste ich, und in der Nacht, wenn der Serbe schnarchte, klaute ich ihm den Büroschlüssel. Ich wählte meine Nummer zu Hause und unterhielt mich mit meiner Frau. So lang wie nur irgend möglich, so viel mir Worte in den Sinn kamen. Irenka fragte mich manchmal sogar. Wiciu, gibst du nicht zu viel Geld für die Anrufe an mich aus? Auf keinen Fall, meine Liebe! und wir unterhielten uns weiter.

Den Serben kostete ich mit diesen Gesprächen eine schöne Stange Geld. Als der Chef die Aufzeichnung der Auslandsgespräche sah, regte er sich mächtig auf. Er nahm dem Serben den Büroschlüssel weg und zog ihm das vom Gehalt ab, obwohl der Serbe Stein und Bein schwor, er wisse nicht, was da passiert sei, er habe angerufen wie immer. Er wurde misstrauisch. Er ging mit mörderischen Blicken umher, aber er kam nicht drauf, wer ihn beim Telefonieren abgezockt hatte. Aus dem Grund wurde er noch pingeliger. Also ließ ich eines Tages vier Einspritzpumpen verschwinden und versteckte sie in der Garage des Kumpels. Am Morgen wurden alle vom Schrottplatz herbeizitiert, wer die Pumpen geklaut hatte. Der Chef geht die aufgestellte Reihe entlang, und wie er an mir vorbeikommt, deutete ich mit dem Blick auf den Serben. Im nächsten Moment ist er schon gefeuert. Der Serbe versucht sich noch zu rechtfertigen, dass er schließlich seit sieben Jahren hier arbeite, aber es hilft alles nichts. Innerhalb von drei Minuten ist er aus unseren Augen verschwunden. Er hätte sich nicht anlegen sollen mit mir.

Na, aber dann lief das Visum ab, und die Arbeit hatte ein Ende. Als ich nach Polen zurückkehrte, hielt die deutsche Polizei meinen Fiat an. Ich zeigte meine Dokumente, und sie kamen zum Schluss, dass ich schwarz gearbeitet hätte. Dafür landete man damals im Gefängnis, vor allem wir Polen. Ich weiß nicht, worum es bei dem Allen ging, ob um die ganzen Kriege, die wir gegen sie geführt hatten? Oder vielleicht darum, dass das hier amerikanische Deutsche waren, und ich war aus dem sowjetischen Polen, also war ich in den Augen der Westdeutschen ein Ostpole, ein russischer Pole, mit einem Wort, doppelt verdächtig. Aber vielleicht ging es gar nicht um diesen politischen Scheiß und die Trennung in Kapitalisten und Kommunisten, sondern um eine ganz gewöhnliche menschliche Abneigung von der Art, die unter den entsprechenden Umständen leicht in den Hass einer Nation gegen die andere umschlagen kann. Auf jeden Fall endete damit mein Versuch, für die Familie in Deutschland etwas zu verdienen, blitzartig. Ich weiß noch, das war in Ingolstadt. Als der Typ vom Konsulat nur hilflos die Hände

ausbreitete, dachte ich, ich werde verrückt oder bringe jemanden um. Sie erlaubten mir nicht einmal, meine Frau anzurufen.

Sie steckten mich in eine Zelle mit sechs Personen. Lauter Mörder. Ich war so verzweifelt, dass ich eine Schlägerei provozierte. Mir war es zu eng in meiner Haut. Aber die Kumpel saßen schon zu lange hier, um mich vorschnell abzufertigen. Sie schauten sich mein Herumtoben an und gaben mir den Spitznamen „Polonez“.

Dort war ein Türke, der die eigene Schwester umgebracht hatte, weil es dabei um so was wie Familienehre ging, später haben sie daraus angeblich sogar einen Film gemacht. Drum hatte jeder vor ihm Angst. Bekanntlich gibt es dort einen Eimer für die ganze Zelle, und in den macht man nur wenn's wirklich sein muss, jeder kontrolliert seine Verdauung, um in der Zeit des Auslaufs zu scheißen. Nur der Türke schiss, wann es ihm passte. Er verstärkte die ganze Zelle, so dass einem schlecht werden konnte. Aber keiner sagte ein Wort.

Ich war nie vorher im Gefängnis gewesen. Ich kannte die Regeln nicht, und als sich ein zweiter Türke im Gang mit einem Deutschen zu prügeln begann, verschwanden alle in ihren Zellen. Die beiden hatten schon Dampf in den Fäusten, und ich Idiot warf mich dazwischen. Meine Reaktion war untypisch, so ungewöhnlich, so völlig undenkbar, dass der Türke und der Deutsche vor Staunen aufeinander vergaßen, und es mir gelang, sie zu trennen. Natürlich grillten mich die Schnittläuche, wer angefangen hatte, aber ich beharrte auf der Version, dass ich von nichts wusste. Am nächsten Tag kam der Türke zu mir und fragte, ob ich nicht einen Kaffee haben will, und ich drauf, warum nicht? Seither tranken wir von Zeit zu Zeit einen Kaffee, seinen Kaffee, miteinander. Und der Deutsche? Er kam auch mit Kaffee und bot mir einen Drink an. Er verstand es, einen Mix aus Tabletten und Tschaj anzurühren, aber so ein Zeug wollte ich nicht trinken. So einigten wir uns, dass er mir, wenn ich irgendwelche Tabletten auftreibe, diese in Kaffee umtauscht. Damit sich was rührte, gab ich hin und wieder vor, Bauchschmerzen zu haben. Dann gaben sie mir Tabletten gegen Verdauungsbeschwerden oder etwas gegen Schmerzen, was angeblich noch besser in den Schädel dröhnt. Aber ich tauschte die Tabletten gegen Kaffee um.

Dieser Deutsche hatte die schönste Tätowierung, die ich je gesehen habe. Aus dem Augenwinkel rann eine blaue Träne, die auf die herausgestreckte Zunge eines kleinen Frosches tropfte, der auf seine Wange tätowiert war. Der Deutsche sagte, diese Tätowierung sei das Werk seiner Freundin.

Im Gefängnis ist Arbeit ein Privileg. Denen, die nichts arbeiten, zerfrisst die Langeweile das Gehirn, und die Haut an den Händen wird so weich, dass sie platzt. In unserer Zelle war einer, der mit eigenen Händen seine Frau umgebracht hatte. Genauer gesagt, er hatte sie erwürgt. Er erwischte sie mit einem Kerl, der Liebhaber konnte abhauen, sie aber nicht. Er packte die Frau an der Gurgel und ließ sie erst los, als sie schlaff wurde. Er verteidigte sich gar nicht gegen die Anschuldigungen. Und es tat ihm nicht leid, was er getan hatte. Ich überredete ihn, sich mit mir im Armdrücken zu messen. Ich wollte mich mit der

Hand eines Gattinnenmörders messen.

Nach ein paar Wochen kam ich frei. Ich gehe die Straße entlang, da kommt mir der Blonde mit seinem Gorilla entgegen. Im Knast hatte er auch einen Gorilla, und jeder wusste, dass der Blonde der wichtigste Typ war, immer top gekleidet, mächtig. Ich kannte ihn, aber nicht sonderlich gut, aber er, als er mich in Freiheit sieht, gleich: „Polonez! Kumpel!“ Wir drückten einander wie Brüder und der Blonde breitete vor mir die Schönheiten des Le-



► To była moja pierwsza praca w Niemczech. Na szrocie, przy złomowaniu samochodów. Oczywiście na czarno, inaczej Polak u Niemców Zachodnich nie mógł pracować. Tam spotkałem takiego Serba, nie pamiętam jego imienia. Nie warto było zapamiętać, to zapomniałem. On już siódmy rok robił przy złomie, a ja dopiero kilka dni. Któregoś razu mieliśmy odzyskać cylinder z jakiegoś wraku. Są na to delikatne sposoby, ale ten Serb daje mi młot i mówi, że mam tym młotem wybijać cylindry. Mówię mu, że ja się nie znam, ale wydaje mi się, że jak wałnę tym młotem, to będzie za mocno i cylinder może pęknąć. Nic się nie stanie, nie pęknie, wal! Myślę sobie, facet pracuje tu siódmy rok, to ma doświadczenie i wie, co mówi, no to wałnałem. Cylinder oczywiście pękł, a Serb natychmiast podpierdolił mnie szefowi. Nie wyleciałem z roboty tylko dlatego, że była to moja pierwsza wpadka. Ale odtąd już wiedziałem, co za chuj z tego Serba. Zacząłem go obserwować.

Ciułał każdy grosz, zresztą jak wszyscy, ale podczepiał się pod posiłki na krzywy ryj. Mieszkaliśmy w dużej przyczepie kampingowej, w pięciu chłopów pilnowaliśmy w nocy szrotu. Jedynie Serb miał klucze do biura i pozwolenie od szefa, że może od czasu do czasu dzwonić do domu. To była jeszcze era telefonów stacjonarnych, komórki nie pojawiały się nawet w snach. W biurze stał prymitywny automat telefoniczny, który rejestrował rozmowy krajowe i zagraniczne, nie wykazywał do jakiego kraju dzwonisz, ale tylko to, że wykręcono numer krajowy albo zagraniczny. Brak dokładnego wykazu połączeń dał mi do myślenia. Serb dzwonił z tego automatu do swojej dziewczyny. Robił to rzadko, żeby nie naciągać szefa. Wiedziałem o tym i w nocy, gdy Serb chrapał, podpieprzałem mu klucze od biura. Wykręcałem domowy numer i rozmawiałem sobie z żoną. Jak najdłużej, ile słów wystarczyło. Nawet się kilka razy Irenka spytała, Wiciu a ty za dużo nie tracisz pieniędzy na telefony do mnie? Kochanie, w żadnym wypadku! I rozmawialiśmy dalej.

Serbowi nabiłem tymi rozmowami ciężkie pieniądze. Gdy szef zobaczył wykaz rozmów zagranicznych, nieźle się wkurwił. Zabrał Serbowi klucze od biura i potrafił mu z wypłaty, choć Serb zaklinał się, że nie wie o co chodzi, że dzwonił jak zwykle. Stał się podejrzliwy. Chodził z morderstwem w oczach, ale nie domyślił się, kto go wykręcił na telefonie. Za to zrobił się jeszcze bardziej upierdliwy. No to któregoś dnia podpieprzyłem cztery pompy wtryskowe i ukryłem w garażu kumpla. Rano zbiórka

bens aus, die er mir in dieser Stadt und in ganz Deutschland verschaffen könnte. Ich wusste, wenn ich einschlug, würde mein Leben reich sein an allem was gut und was schlecht ist. Aber ich sagte ihm, dass ich nach Hause muss, zu meiner Frau, zu den Kindern, zur Familie. Dass ich heimkehren muss, weil ich will.

Darauf lächelte der Blonde bloß

[Übersetzung: Martin Pollack]

wszystkich ze szrotu, kto ukradł pompy. Szef idzie wzdłuż naszego szeregu, a gdy mnie mija, oczami pokazuję mu Serba. Wypierdala go z roboty w sekundę. Serb jeszcze próbował się bronić, że on tu przecież siedem lat pracuje, ale nic nie pomogło. Zniknął nam z oczu w trzy minuty. Nie powinien ze mną zadzierać. No ale kończyła się wiza, kończyła się robota. Gdy wracałem do Polski, zatrzymała mojego fiata niemiecka policja. Pokazałem dokumenty i doszli do wniosku, że pracowałem na czarno. A wtedy za to wrzucali do więzienia, szczególnie Polaków. Nie wiem, o co chodziło w tym wszystkim, czy o te wszystkie wojny, jakie z nimi prowadziliśmy. A może o to, że to były Niemcy amerykańskie, a ja z Polski radzieckiej, byłem w oczach Niemców Zachodnich Polak Wschodni, Polak ruski, czyli podwójnie podejrzany. A może wcale nie chodziło o całe to polityczne gówno oraz podział na kapitalistów i komunistów, ale o zwykłą, ludzką niechęć z rodzaju tych, co często przy sprzyjających warunkach przeradza się w nienawiść jednego narodu do drugiego. W każdym bądź razie wtedy na próbie zarobienia na rodzinę u Niemców kończyło się w piździe. Pamiętam, to było w Ingolstadtzie. Myślałem, że zwariuję i kogoś zabiję, gdy koleś z konsulatu tylko rozłożył ręce. Nawet nie pozwolili mi zadzwonić do żony.

Posadzili mnie w sześciuosobowej celi. Sami mordercy. Byłem tak zrozpaczony, że prowokowałem do bójki. Za ciasno było mi w swojej własnej skórce. Ale chłopaki zbyt długo już tu siedzieli, by pochopnie mnie przyciąć. Przeglądali się mojej szarpaninie i dali mi ksywę „Polonez”.

Był tam Turek, który zabił własną siostrę, bo coś tam chodziło o rodzinny honor, chyba później nawet film o tym zrobili. No to każdy się go bał. Wiadomo, jest jeden kibel na całą celę i robi się do niego w ostateczności, każdy regulował sobie żołądek, by srać w czasie na wybieg. Tylko Turek srał, kiedy miał ochotę. Smrodził na całą celę, rzygać się chciało. Ale nikt mu nic nie powiedział.

Nigdy wcześniej nie byłem w więzieniu. Nie znałem zasad i gdy taki drugi Turek zaczął bić się na kortarzu z Niemcem, wszyscy zniknęli w celach. Ci dwaj mieli już ostre w dłoniach, a ja jak ten głupi rzuciłem się między nich. Moja reakcja była nietypowa, tak niespotykana, tak nie-do-po-myślenia, że Turek i Niemiec z wrażenia zapomnieli o sobie i udało mi się rozdzielić ich. Oczywiście, klawisze wzięli mnie na ruszta, który z nich zaczął, ale

ja trzymałem się wersji, że nic nie wiem. Na drugi dzień przychodzi Turek i pyta, czy nie mam ochoty na kawę, ja mówię dlaczego nie? Odtąd co jakiś czas piliśmy kawę, jego kawę. A Niemiec? Też przyszedł z kawą i zaproponował drinka. Potrafił robić miksy z tabletek i czaju, ale ja nie chciałem tego pić. No to zawarliśmy układ, że gdy tylko zdobędę jakieś tabletki, on wymieni mi je na kawę. Żeby się kręciło, od czasu do czasu udawałem ból żołądka. Dawali mi wtedy tabletki na niestrawność albo coś przeciwbólowego, co podobno jeszcze lepiej waliło w łeb. Ale ja tabletki wymieniałem na kawę. Ten Niemiec miał najpiękniejszy tatuaż, jaki widziałem. Z kącika oka wyciekała mu granatowa łezka, która kapła na wystawiony języczek małej żabki, wytatuowanej na policzku. Niemiec mówił, że ten tatuaż to dzieło jego dziewczyny.

W więzieniu praca jest przywilejem. Niepracującym nuda zżera mózgi, a skóra na dłoniach staje się tak delikatna, że pęka. W naszej celi był taki jeden, który własnymi rękami zabił żonę. Dokładniej, udusił. Przyłapał ją z facetem, gach zdążył uciec, ale ona nie. Chwycił żonę za gar-

dło i puścił dopiero, gdy zwiotczała. Nawet nie wykręcał się od zarzutów. I nie żałował tego, co zrobił. Namówiłem go, by wziął się ze mną na rękę. Chciałem zmierzyć się z dłońią mordercy żony.

Po kilku tygodniach wyszedłem. Idę ulicą, a z przeciwka zbliża się Blondyn z obstawą. W więzieniu też miał obstawę i każdy wiedział, że Blondyn jest najważniejszy, zawsze dobrze ubrany, miał władzę. Znałem go, ale nie aż tak bardzo, a on gdy tylko zobaczył mnie na wolności, od razu: „Polonez! Brachu!”. Uściskaliśmy się jak bracia i Blondyn odkrył przede mną uroki życia, jakie może mi zapewnić w tym mieście i w całych Niemczech. Wiedziałem, że gdybym tylko się zgodził, moje życie stałoby się bogate we wszystko co dobre i złe. Ale ja mu powiedziałem, że muszę do domu, do żony, do dzieci, do rodziny. Że muszę wracać, bo chcę.

A na to Blondyn się tylko uśmiechnął..

DANIEL ODIJA (1974, Polen) – Prosaiker und Journalist. Er debütierte mit dem Erzählband *Reise auf der Stelle* (2000). Autor der Romane *Straße* (2001), *Sägemühle* (2003), *Lass es keinen Traum sein* (2008) und *Chronik der Verstorbenen* (2010) sowie des Erzählbandes *Gläserne Hütte* (2005). Seine Bücher wurden zum NIKE-Literaturpreis nominiert. Seine Texte gehören zu der sozialengagierten Literatur. Er lebt in Słupsk.

DANIEL ODIJA (1974, Polska) – prozaik, dziennikarz. Debiutował zbiorem opowiadań *Podróże w miejscu* (2000). Autor powieści *Ulica* (2001), *Tartak* (2003), *Niech to nie będzie sen* (2008) oraz *Kronika umarłych* (2010), a także zbioru opowiadań *Szklana huta* (2005). Jego książki były nominowane do Nagrody Literackiej NIKE. Pisarz jest kojarzony z nurtem tzw. prozy zaangażowanej. Mieszka w Słupsku.

© Michal Aniempadystau



SONNENUNTERGANG IN URISCH ЗАХІД СОНЦЯ В УРОЖІ

Auszug aus dem Roman
Уривок з повісті



Die Frau:
Ich bin ein kleines Mädchen. Aus Versehen habe ich ein Haar verschluckt. Jetzt warte ich auf den Tod. Draußen dämmt es. Die Rosen an der Pforte sind aufgeblüht. Alle sind fröhlich und lachen. Aber ich laufe herum mit meiner Angst und traue mich nicht, irgendwem zu sagen, dass ich ganz sicher sterbe. Ich möchte überhaupt nicht sterben. Ich weiß noch nicht, was das ist – der Tod. Vorstellen kann ich mir nur, dass ich nie wieder so einen wunderbaren Sommerabend sehen werde.

Aber das war am nächsten Morgen vorbei. An diese Episode aus meiner Kindheit musste ich denken, als meine Unzufriedenheit schon die kritische Grenze erreicht hatte, als ich nur noch schreien wollte. Das Problem ist nicht, dass mich niemand hören und mir helfen würde, unter den schwarzen Flügeln der Regennacht hervorzukriechen. Sondern dass ich kein Licht mehr kenne außer dem Licht der untergehenden Sonne, und auch das war während des ewigen Regens erloschen.

Heute bin ich rausgegangen, aufs Wasser schauen. Urisch wird nicht überschwemmt, weil es ganz praktisch auf den Hügeln liegt, aber die Brücke könnte kaputt gehen, und wie komme ich dann nach Lwiw?

Mein Mann wollte nicht mit. Er hatte seine Füße fast in den Elektroheizer gesteckt und las. Er sieht mir nie in die Augen und jetzt erst recht nicht. Die Maschine namens

Ehe ist kaputt. Ich bin in Gedanken alle Männer durchgegangen, die ich kenne. Und keiner von ihnen würde gern Suppe ohne Fleisch essen und mich nachts nach meinem ganztägigen Schweigen lieben wollen. Dieses erzwungene Schweigen ist mein unbesiegbare weiblicher Instinkt, kein Gespräch als Erste zu beginnen oder zu beenden.

Ich klammerte mich fest ans Brückengeländer, als ich in die finsternen, braunen Wellen starrte. Nichts und niemand würde mich zwingen herunterzuspringen, aber der Teufel könnte mich stoßen. Er scheint in solchen Situationen hinter einem zu stehen. In dem Regen wirkten sowohl die Berge als auch der Wald abstoßend und tot. Wie viele Tiere das Wasser aus ihren Höhlen getrieben hatte und wie nass die Störche in ihren Nestern geworden waren. Niemandem geht es gut in diesem Wetter.

Abends war das Licht weg, und es war so kalt, dass ich eingeheizt habe und auf den Ofen gekrochen bin. Vor meinem Mann stand die Gaslampe, und er versuchte, irgendwas zu lesen. Endlich hob er den Kopf und fragte:

„Hast du nicht irgendeine neue Vampirgeschichte oder eine über diesen Herrn in dem schwarzen Anzug mit den glänzenden Knöpfen?“

„Brauchst du Zerstreung?“

„Ja“, sagte er und sah mich irgendwie komisch an.

„Hab ich nicht.“

„Schade, schade. Dir hängt Urisch bestimmt schon zum

Hals raus, oder?“

„Wie immer.“

„Du würdest gern irgendwohin fahren.“

„Lass uns zusammen fahren.“

„Du weißt doch genau, dass ich gerade erst zurückgekommen bin!“

Damit war das Gespräch zu Ende. Ich wischte es aus meiner Erinnerung, wie mit einem feuchten Lappen. Als mein Mann schlafen gegangen war, weil er sich an nichts mehr die Füße wärmen konnte, saß ich noch auf dem Ofen, bis er ausgekühlt war. Mir war die ganze Zeit so, als ob draußen jemand an den Fenstern entlanggehen würde, aber das konnte eigentlich nicht sein. Die Kälte presste mein Herz zusammen. Ich werde auf immer und ewig in diesem leeren Haus sitzen.

Der Mann:

Sie ist gefahren. Kommt dann irgendwann froh und munter zurück, bringt haufenweise Bücher, Zigaretten, Kaffee und Tee mit. Erzählt alles, was sie erlebt hat. Drei Tage, nachdem sie gefahren ist, kommt ein Mann, so um die Dreißig, ziemlich unangenehmer Typ mit einem schwarzen Bart. Fragt von der Tür aus:

„Wo ist denn die Hausherrin?“

„Nicht da, weggefahren.“

„Und wann kommt sie zurück?“

„Worum geht es denn?“, fragte ich. „Ich bin ihr Mann.“

„Ich muss die Hausherrin sprechen“, entgegnete er und ging.

Ein Flegel, und was für einer.

Als meine Frau zurückkam, fragte ich sie nach diesem Typen. Sie war ganz verwundert und sagte, dass sie so jemanden nicht kenne. Nachts ging sie wieder weg und kam erst gegen Morgen zurück.

„Hast du einen Liebhaber gefunden?“, fragte ich. Sie sah mich so verwirrt an, dass sie mir beinahe leid tat. Obwohl sie sich auch gut vorstellen kann.

„Ich kann tun und lassen, was ich will. Du hast mich freigelassen.“

„Du bringst mich noch dazu, dass ich gehe.“

„Du gehst viel zu oft, um für immer zu gehen.“

Früher war sie nicht so spitz. Hausherrin! Das Anwesen ist so winzig, dass sich das ganze Dorf darüber lustig macht. Über mich nicht, weil ich wie ein Haustier bin ... Wenn ich sie verlasse, dann rennt sie selbst ein Huhn um. Das hält mich noch hier in diesem verfluchten Urisch, wo es entweder regnet oder stürmt, wo Vampire und alle möglichen Geister ihr Unwesen treiben. Wenn meine Frau nicht rumstudieren würde, sondern hart in der Landwirtschaft arbeiten wie die anderen Frauen im Dorf, dann hätte sie nicht diese ganze Mystik im Kopf. Ich bin auch Mystiker, aber ein theoretischer, und ich wärme mir gern die Füße am Kamin, und ich hätte gern ein Arbeitszimmer mit Bücherregalen bis zur Decke. Aber ich habe sie geheiratet und lebe in Urisch. Früher habe ich sie wirklich geliebt. Eine Zeit lang kreisten wir auf derselben Umlaufbahn um Urisch, bis ich begriff, dass ich jetzt auf diesen hinterlistigen Planeten falle und nicht mehr hochkomme.

Was kann ich denn dafür, dass sie so oberflächlich mit mir redet? Warum sollte ich sie in mein Innenleben lassen, wenn ich keinerlei Bedürfnis danach verspüre? Sie macht das nicht direkt. Sonst könnte ich sie ganz einfach abprallen lassen, so wie einst meine Eltern. Sie schleicht

sich an wie eine Katze, um ihr Opfer lebendig zu fangen und es dann in einer dunklen Ecke zu verspeisen. Daraus kann sich ganz schnell noch so eine abstruse Fantasie entwickeln, im schlimmsten Fall ein Monster, das sie dann endgültig aus der Bahn wirft. Wenn hier wenigstens noch ein paar andere Leute von unserem Niveau wohnen würden, dann hätte ich Gesellschaft, und sie wäre auch vorsichtiger. Aber sie unterhält sich ja ausschließlich mit ihren Freundinnen, die entweder alte Jungfern oder Jungfrauen sind und es nur darauf anlegen, die männliche Würde niederzutrapeln. Sie braucht einen Spießbürger als Mann und ich eine Spießbürgerin als Frau. Dann hätten wir ein normales Leben.

... Im Schlaf habe ich ihre Hand genommen, und sie hat bis zum Morgen so neben mir gelegen. Ich bin schweißgebadet aufgewacht, wie nach einem Fieberanfall. „Du hast im Schlaf geschrien und geweint“, sagte sie, als ich mich über mich selbst wunderte. Und da fiel mir der Traum wieder ein.

... Ich komme in mein Zimmer und sehe eine Mutter, die sich über eine Wiege beugt. Darin liegt ein nacktes Kind, und sein Gesicht ist so abstoßend wie das des Teufels. Mir ist sofort klar, dass das der Leibhaftige ist und ich handeln muss. Ich fasse das Kind an den Beinen und schlage es gegen die Wand, ohne auf das Schreien und Weinen seiner Mutter zu achten. Diesen Traum habe ich meiner Frau erzählt. Sie ist ganz blass geworden:

„Ich könnte mich nicht an einem Kind vergreifen.“

„Das war der Teufel in Gestalt eines Kindes. Und ich habe ihn bekämpft.“

„Warum hast du dann geschrien und geweint?“

Sie hatte Recht, aber ich fand eine ganz einleuchtende und logische Erklärung: „Die Mutter hat mir leidgetan.“

„Und wenn das nicht der Teufel war?“

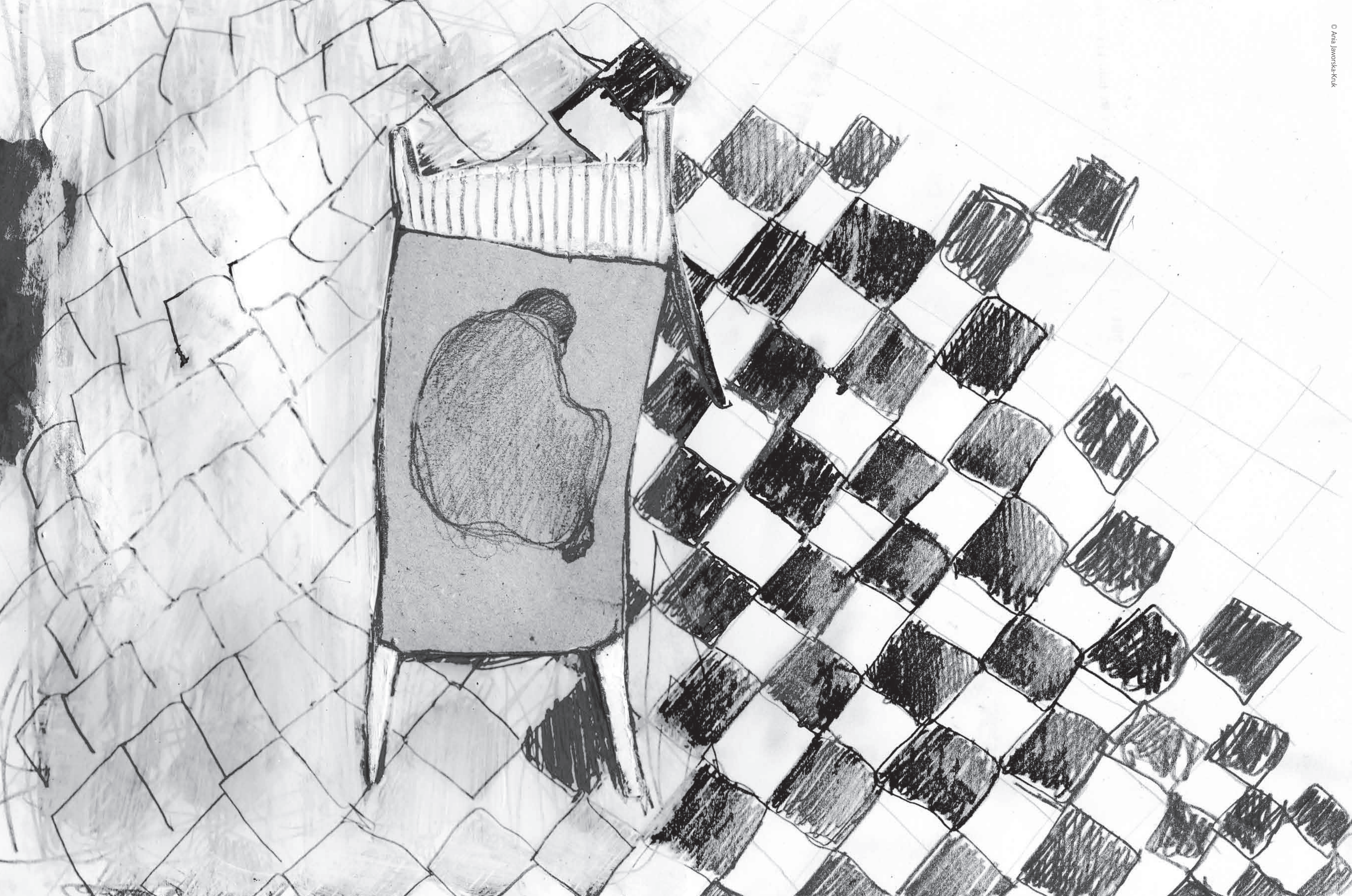
Ihre Lippen zitterten, und sie verließ das Zimmer. Ich lag noch zehn Minuten lang so da, betäubt von der weiblichen Logik. Sie wollte mir ein unschuldiges Kind unterschieben und mich als Verbrecher dastehen lassen. Aber da fielen mir ihre besorgten Augen ein, als wir gleichzeitig aufgewacht waren, und ihre Hand in meiner, obwohl sie die auch hätte wegziehen können, und mein Zorn legte sich etwas. Meine Frau glaubt wie ein kleines Kind an gute Geister und Zauberer und ist unfähig, die Absolutheit von Gut und Böse zu begreifen.

Die Ereignisse der vergangenen Nacht hatten uns einander wieder etwas nähergebracht. Wir gingen in den Wald. Der See, in dem ich vergangenen Sommer geangelt hatte, war mit Entengrütze überzogen. Meine Frau war so, wie ich mich einst in sie verliebt hatte – ruhig und freundlich. Diese Nacht liebten wir uns zum ersten Mal nach langer Zeit wieder, und danach barg sie ihr Gesicht an meiner Brust.

Aber als sie dachte, dass ich eingeschlafen war, ging sie wieder weg. Ich lag unbeweglich da, außer mir vor Schmerz und Empörung. Mein Herzschlag hallte durch das ganze Haus.

Die Frau:

Die Sonne hat kurz hervorgeschaut und sich dann wieder versteckt. Mein Mann hat mich an sich gedrückt und mich dann wieder mit einer eiskalten Mauer umgeben.



Was will er von mir? Ich würde mich ja auch gern besser mit ihm verstehen. Aber ich halte mich an die Distanz, die er festgelegt hat. Ich schweige. Fast wäre ich hysterisch geworden. Aber ich habe mich beherrscht. Ich habe in dem kalten Zimmer gegessen und mit trockenen Augen auf die Buchreihen gestarrt, bis mir die Langeweile hochkam. Wenn nicht Sonntag wäre, würde ich die Wäsche machen oder im Garten Unkraut jäten. Aber schon allein von dem Wort Sonntag fröstelt mich. Meine Sonntage waren fast immer einsam gewesen. Und draußen regnet es. In der Kirche ist Gottesdienst, es ist bis hier zu hören. Die Leute kommen nach Hause, essen sich an Warenyki satt und legen sich schlafen. Urischer Siesta. Er sagt, dass ich die Menschen hasse. Das stimmt nicht. Ich kann nur

lieben, was mir gehört, zu hassen habe ich kein Recht. Aber auch der Sonntag ging vorüber. Nachts verspürte ich Erleichterung. Wenn nur die Tage schneller vergehen würden. Mit den Nächten werde ich schon irgendwie fertig. Ich weiß, dass man so nicht leben kann, dass man entweder Ergebnis braucht oder die Kraft, alles zu zerstören. Irgendetwas hält mich zurück. Vielleicht die Schwäche. Es reicht schon, mich zu lieblosen und mir gut zuzureden, dann halte ich jeden Feind für einen Freund. Und lebe dabei weiter nach meiner ganz eigenen weiblichen Logik.

[Übersetzung: Lydia Nagel]

Жінка:

Я – маленька дівчинка. Ненароком проковтнула волосину. Тепер чекаю смерті. Надворі смеркається. Зацвіли ружі коло хвіртки. Всі люди веселі, сміються. А я ходжу зі своїм страхом і не намілюю сказати нікому, що, певно, помру. Мені дуже не хочеться вмирати. Я ще не знаю, що таке смерть. Лише здогадуюсь, що більше не побачу цього чудового літнього вечора.

Але це минулося наступного ранку. Я згадала той випадок з дитячих літ, коли моє невдоволення сягнуло крайньої межі, коли вже треба кричати. Не в тім річ, що мене ніхто не почує й не допоможе вирватися з-під чорних крил дощової ночі. А в тім, що я не знаю більше ніякого світла, крім світла призахідного сонця, та й те померкло під час дощів.

Я сьогодні пішла дивитися на воду. Уріж не затопить, бо він зручно всівся на горбах, але міст може зрушити, і як я тоді доберуся до Львова?

Чоловік не схотів. Запхав ноги ледь не в електричний камін і читає. Він ніколи не дивиться мені в очі, а зараз тим більше. Машина, що зветься шлюбом, зламалася. Я перебрала у пам'яті всіх знайомих чоловіків. І кожен з них без охоти їв би зупу без м'яса і не любив би мене вночі після мого цілоденного мовчання. То вимушене мовчання – у мене непереборний жіночий інстинкт не починати і не закінчувати розмови першою.

Я щосили трималась за поручні мосту, коли дивилась на похмурі бурі хвилі. Ніяка сила не змусила б мене стрибнути вниз, але диявол міг би зіштовхнути. Здається, він стоїть за плечима у подібних ситуаціях. Під дощем і гори, й ліс видавалися гідкими й мертвими. Скількох звірят вода повиганяла з нірок і як промокли бузьки в своїх гніздах. Нікому не є добре цієї пори. Увечері пропало світло і було так холодно, що я розпалила і вилізла на піч. Гасова лампа стояла перед чоловіком, і він силкувався щось читати. Врешті підвів голову і спитав:
– У тебе немає ніякої свіженької історії про опирів чи пана в чорному костюмі з блискучими гудзиками?
– Хочеш розважитись?

– Хочу, – сказав він і якимось дивно подивився на мене.
– Нема.
– Шкода, шкода. Тобі вже, певно, набрид Уріж?
– Як завжди.
– Поїхала б кудись.
– Поїдемо разом.
– Ти ж знаєш, що я тільки-но вернувся!

На тім розмова обірвалася. Я наче мокрою ганчіркою стерла її з пам'яті. Коли чоловік пішов спати, бо не мав до чого гріти ноги, я ще довго сиділа на печі, доки вона не вистигла. Мені все здавалося, що хтось ходить під вікнами, але то не могло бути правдою. Холод стис моє серце. Я довіку сидітиму в порожній хаті.

Чоловік:

Вона поїхала. Повернеться жвава, весела, понавозить книжок, сигарет, кави і чаю. Розкаже все, що бачила. Через три дні після того, як вона поїхала, прийшов якийсь чоловік, років тридцяти, досить неприємний, з чорною бородою. Привітався із порога:
– А де господиня?
– Нема, поїхала.
– А коли вернеться?
– А в чім річ? – питаю. – Я її чоловік.
– Мені треба вашої господині, – відрубав він і пішов. Хам, та й годі.

Як вернулася жінка, я її спитав і описав того типа. Вона дуже здивувалася і сказала, що не знає такого. Вночі вона знову кудись пішла і вернулась аж під ранок.
– Ти що, знайшла собі коханка? – спитав я. Вона так розгублено подивилася на мене, аж стало шкода. Втім, вона вміє і прикидатись.
– Я вільна робити все, що хочу. Ти мене звільнив.
– Ти мене доведеш до того, що я поїду звідси.
– Ти надто часто їдиш звідси, щоб поїхати назавсім. Раніше вона не була такою гострою на язик. Господиня! Всього господарства, що пес та латка городу коло хати. У селі з неї сміються. З мене ні, бо я – як домашня тварина... Якщо я кину її, то її й курка затопче. Це ще мене втримує в тому клятому Урожі, де як не дощ, то ураганний вітер, то опирі і всяка нечисть. Якби моя жінка не вчилася по університетах, а тяжко працювала коло худоби, як інші сільські

жінки, то не забивала б собі голову містикою. Я сам містик, але книжний, і люблю гріти ноги коло каміна, і хочу мати кабінет, де до стелі були б книжкові полиці. Але ж я одружився з нею і живу в Урожі. Я справді любив її колись. Деякий час ми крутилися на одній орбіті довкола Урожа, доки я не зрозумів, що ось-ось впаду на цю підступну планетку і вже не підведуся.

Що я, власне, їй винен, що вона так зверхньо розмовляє зі мною? Чому я повинен пускати її у свій внутрішній світ, коли не відчуваю ні найменшої потреби у цьому? Вона це робить не прямо. Так я легко відшвиби її, як свого часу власних батьків. Як кішка підкрадається, щоб вхопити поживу і з'їсти її в темному кутку. З цього може постати якась чергова фантазія, у гіршому випадку – монстр, котрий зведе її остаточно з пуття. Ще коли б довкола були люди нашого рівня, я мав би якийсь спілкування, та й вона була би обережнішою. А вона ж спілкується виключно з приятельками, котрі як не старі дівки, то дівки, і всі заціклені на тому, щоб топтати чоловічу гідність. Їй потрібен чоловік-обиватель, а мені – жінка-обивателька. Тоді б ми мали нормальне життя.

...Я уві сні взяв її за руку, і вона спала поруч аж до ранку. Я прокинувся мокрий від поту, наче після гарячки. «Ти кричав уві сні й плакав», – сказала вона, коли я сам з себе дивувався. І тоді згадався сон, який щойно снився.

...Ніби я заходжу до себе в кімнату і бачу маму, схилену над колискою. Там лежить гола дитина, і лице у неї відразливе, наче у диявола. Я зразу усвідомлюю, що це нечиста сила і її треба позбутися. Хапаю дитину за ноги й б'ю нею об стінку, незважаючи на крик і плач своєї матері. Цей сон я розповів дружині. Вона спочатку поблідла:
«Я не могла б підняти руку на дитину».
«То диявол у дитячій личині. І я його позбувся».
«Чого ж тоді кричав і плакав?».
Вона мала рацію, але я знайшов цілком пристойне логічне виправдання: «Мені було жаль мами».
«А коли то був не диявол?».
У неї затремтіли губи, і вона вийшла з кімнати.

HALYNA PAHUTIAK (1958, Ukraine) – Prosaautorin und Essayistin. Sie studierte ukrainische Philologie an der Universität Kiew, arbeitete in Schulen, dem Drohobyscher Museum und der Lemberger Gemäldegalerie. Sie hat über fünfzehn Prosabände verfasst u.a.: *Die Aufzeichnungen des weißen Vogels* (1999), *Sonnenuntergang in Urož* (2003), *Romane Schriftsteller der östlichen Pforte der Berghütte* (2003), *Die Diener aus Dobromil* (2006), *Die Bücherträger aus dem Königreich* (2007), *Gotik aus Urož* (2010), *Die verzauberten Musikanten* (2010), *Die Träume von Julie und Hermann* (2011). Ihr Werk wurde mit dem Schewtschenko-Preis und zweimal mit dem Literaturpreis „Portal“ ausgezeichnet. Sie lebt in Lemberg.

Я лежав ще хвилину десять, приголомшений жіночою логікою. Вона хотіла підсунути мені невинне дитя і зробити з мене злочинця. Але я згадав її стривожені очі, коли ми одночасно прокинулись, й руку в своїй руці, хоч вона могла її вийняти, і мій гнів трохи пригас. Моя жінка як дитина вірить в добрих духів та чарівників і не здатна усвідомити абсолютність добра чи зла.

Події минулої ночі нас трохи зблизили. Ми пішли до лісу. Озеро, у якому я минулого літа ловив рибу, геть затягнулося ряскою. Жінка була така, якою я колись її полюбив: спокійна й привітна. Цієї ночі ми вперше за багато днів любилися, і наприкінці дружина сховала лице мені на грудях.

Але, дочекавшись, коли я засну, вона знову пішла. Я лежав нерухомо, не тямлячи себе від болю й обурення. Серце калатало на всю хату.

Жінка:

Виглянуло сонце і сховалось. Чоловік пригорнув і знову оточив мене муrom холоду. Чого він від мене хоче? Я сама хотіла б з ним порозумітись. Але дотримуюсь дистанції, яку він мені встановив. Мовчу. Ледь не вибухнула істерикою. Але стрималась. Сиділа в холодній кімнаті, дивилась сухими очима на ряди книжок, доки до горла не підступила нудота. Якби не неділя, я б взялась за прання чи полола б моркву на городі. Від самого слова «неділя» мене морозить. Мої неділі майже завжди були самотні. Та й дощ надворі. У Церкві правиться, чутно аж сюди. Люди прийдуть додому, наїдяться вареників і полягають спати. Урізка сіеста. Він каже, що я ненавиджу людей. То неправда: я можу любити тільки те, що мені належить, а ненавидіти не маю права. Але й неділя скінчилася. Вночі я відчула полегшення. Хай швидше минають дні, а з ночами я вже сама собі дам раду. І знаю, що так не можна жити, що треба мати або покірність, або силу до руйнування. Щось мене стримує. Може, слабкість. Варто мене приголубити, полюдська заговорити, то я і ворога вважатиму другом. І попри те, житиму так, як велить мені мій ледачий жіночий розум: «Стрижено!».

ГАЛИНА ПАГУТЯК (1958, Україна) – прозаїк, есеїстка. Закінчила українську філологію Київського державного університету, працювала у школах, Дрогобицькому краєзнавчому музеї, Львівській картинній галереї. Авторка понад 15-ти книг прози, серед яких: *Записки Білого Пташка* (1999), *Захід сонця в Урожі* (2003), романи *Писар Східних Воріт Притулку* (2003), *Слуга з Добромилля* (2006), *Книгоноші з Королівства* (2007), *Урізька готика* (2010), *Зачаровані музиканти* (2010), *Сни Юлії і Германа* (2011). Лауреат Шевченківської премії та двічі – літературної премії „Портал”. Живе у Львові.

D E M E R R A R R A

Es duftet. Ich hätte den Weg im Dunkeln gefunden, immer der Nase nach. Es duftet im ganzen Treppenhaus. „Komm rein. Möchtest Du etwas trinken? Das ist Ania, Beata, die zweite Ania – ich glaube, ihr kennt euch – das ist Karolina. Iwonka kommt später. Ania, Beata, Ania, Karolina, macht euch miteinander bekannt. Was trinkst du?“ „Gerne einen Tee.“ „Tee?“, kräht Ania, die ich vermutlich kenne, und kratzt sich an der Wade. Sie hat unwahrscheinlich lange Fingernägel, sie kann sich alles kratzen, ohne alles mit der Hand zu berühren, nur mit den Fingernägeln, in fünf-facher roter Entfernung zum Körper. „Wir haben Wodka, Wein. Den Wein habe ich mitgebracht, spanischen. Spanischer ist der beste.“ „Französischer ist der beste. Französischer Wein, das nenne ich Wein. Die restlichen Weine sind keine Weine“, behauptet Karolina. Vermutlich ist es Karolina, vielleicht aber auch die zweite Ania, es ist ein bisschen zu schnell gegangen und ohne Händedruck, wenn man jemandem die Hand gibt und ihm in die Augen schaut, merkt man sich den Namen. Ohne Händedruck, vielleicht Ania, vielleicht Karolina. Bestimmt nicht Iwonka, Iwonka kommt später. „Ich mache heute Hähnchen, zu Hähnchen passt am besten spanischer. Oder kalifornischer, aber wir haben keinen.“ Magda, die Gastgeberin, schlüpft in einen Topfhandschuh mit Gänschenmuster und öffnet so behandschuht die Schatzhöhle des Ofens. „Schenkel. Darf es ein Schenkel sein?“ „Egal“, sagt die zweite Ania, falls es nicht Karolina ist. „Sie stopfen sowieso allen möglichen Scheiß in die Hähnchen, die Hähnchen fressen diesen ganzen Scheiß, nicht nur die Schenkel, das ganze Hähnchen ist mit dem Scheiß vollgestopft, Schenkel hin, Schenkel her, das bleibt sich gleich. Meine Freundin hat ihrem Kind nur Hähnchen zu essen gegeben, einem Mädchen, dem dann Brüste zu wachsen begannen.“ „Was ist daran schlimm? Mädchen wachsen nun mal eher Brüste.“ „Aber doch nicht einer Fünfjährigen, Karolina, Mensch!“, Ania, ja, das ist bestimmt Ania, sonst hätte sie nicht zu Karolina Karolina gesagt, das muss Ania sein. „Wir haben schon Brüste, wir können uns also ein Hähnchen erlauben“, lacht Magda und berührt zärtlich das

goldene Häutchen, das die Schenkel umspannt, das Gold in der Schatzkammer des Backofens, Midas' Frau wird Gold essen. „Schlimmstenfalls werden sie größer.“ „Ich möchte nicht, dass meine noch größer werden“, stellt die fest, die bisher noch nichts festgestellt hat, Beata, sie hat vermutlich nur auf die Titten gewartet, um sich zu Wort zu melden, denn sie fasst sich stolz ans Körbchen Größe D, fasst sich an die Titten, denn umfassen lassen sich die Titten nicht, mindestens 85D. „Bei mir geht alles auf, bei Meetings in der Arbeit, immer geht der Verschluss auf, ich referiere etwas, das Angebot, die Nachfrage, und schwups geht das Angebot auf!“, sie schüttelt ihre Melonen mit stolzer Nostalgie. „Du wolltest Tee, nicht wahr? Also Tee oder Wein?“ „Tee.“ „Vielleicht doch Wein? Oder lieber erst einen Tee bei der Kälte. Was für einen willst du? Zitrone, Litschi, Vanille oder grünen Tee?“ „Es ist üblich geworden, Tee zu trinken, wenn es kalt ist, oder? Tee hält aber keineswegs die Wärme, Nüsse sollte man essen. Am besten Haselnüsse. Karolina, wasch den Salat, ja? Oder ich wasche ihn, und du schneidest die Wassermelone.“ „Du machst es mit Wassermelone? Jam.“ „Einmal hast du es mit so gelben Kugeln gemacht, was war das?“ „Honigmelone.“ „Honigmelone, jam.“ „Aber sie hatten keine schönen Honigmelonen, da musste ich eine Wassermelone kaufen.“ „Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr, ich bin so hungrig“, schluchzt Beata. „Ich gehe ins Wohnzimmer, ich halte es hier in der Küche nicht aus. Es riecht zu gut. Wann ist das Hähnchen fertig? Nimm deinen Tee und komm.“

Endlich die Erlösung. Schluss mit Kulinarieren. Technische Erfindungen. Heidegger, die besten Handcremes, skandinavische Literatur, was hast du zuletzt im Kino gesehen, sind die Kinder gesund, angeblich gehen jetzt die Windpocken um, und wohin schickt ihr den Kleinen in die Schule, Ferien macht ihr sicher in Bulgarien, schön und preisgünstig, na und das Meer, warmes Meer. Beata setzt sich aufs Sofa. Das Sofa wölbt sich gehorsam.

85D, zwei Stück, sie machen es sich auf der natürlichen Ablage von Beatas Bauch bequem, sie hören auf rumzuhängen, entspannen sich und legen sich auf die Seite. „Steht mir die Bluse?“, Beata fasst sich erneut an den Busen und bringt ihn etwas besser in Stellung. „Ich habe nämlich in zwei Tagen ein Date und weiß nicht, ob ich sie tragen soll oder nicht. Wirke ich darin nicht zu eingeschnürt?“ Ich richte meinen analytischen Blick auf die in Tuch gewickelten laibförmigen Oberschenkel, auf das hausgemachte Fleisch, das Beata sich in den Kopf gesetzt hat anzukleiden, mühevoll und vollkommen überflüssigerweise, statt Scheiben abzuschneiden und an der Wursttheke zu lassen. Du bist wohl eine schlechte Schwimmerin, Beata, wenn du gleich drei Rettungsringe brauchst. Aber mich hast du mit den Ringen aus dem kulinarischen Sumpf gezogen, Lob sei dir, essbare Beata, Heidegger und Woody Allens neuester Film, und wohin schickt ihr den Kleinen in die Schule. „Gut. Schnürt nicht ein. Nur ...“ „Ich kann es kaum erwarten, bis das Essen fertig ist. Weißt du, was ich alles heute nicht gegessen habe, um hierherzukommen? Ich habe kein Mittagessen gegessen, kein Abendessen und zum Frühstück habe ich nur einen Joghurt gegessen. Sonst habe ich nichts gegessen. Eben damit ich hier etwas essen kann. Magda ist die beste Köchin der Welt, die Hähnchen liegen seit heute früh in Orangensaft, ich weiß das, weil ich früher schon angefragt und gefragt habe, was die Hähnchen machen, und Magda mir gesagt hat, dass sie seit heute früh in Orangensaft liegen. Einmal hat sie was mit Kümmel gekocht, ich liebe Kümmel, weil der gut für die Verdauung ist, und ich sage, es schmecke gut, weil es mit Kümmel sei, Magda aber sagt, das sei kein Kümmel, sondern Kumin. Kumin! Unglaublich. Und später machen wir dann Brownies. Magst du Brownies? Oder kennst du jemanden, der keine Brownies mag? Und Obst-Crumble. Mit Eis.“ Beata steckt ihre Würstchenfinger in die Schälchen auf dem Tisch. In das Schälchen mit grünem Inhalt. In das Schälchen mit orangefarbener Tunke. In das Schälchen mit weißer, gepunkteter Sauce. Sie hält ihre Würstchen im Schälchen bis die weiße Masse sich auch unter dem Ring am Ringfinger verteilt hat. Dann steckt sie sich jedes Fingerwürstchen in den weit aufgerissenen Mund und leckt es mit einem Kuhschlecken ab, schwungvoll. Der Tee will mir nicht mehr schmecken. Und wird kalt. „Dips fürs Hähnchen.“ Das Würstchen bekommt einen weißen, dickflüssigen Tropfen zu fassen, der gerade dabei ist, in der Depression zwischen Beatas 85D-Körbchen zu verschwinden. „Der grüne ist am besten. Probier mal. Ich glaube mit Basilikum. Magda!“, brüllt Beata und hebt ihre Wurstkollektion ein wenig über das Sofa. „Der grüne, ist der mit Basilikum?“ „Mit Basilikum und Petersilie!“, brüllt Magda zurück, mit dem Topfhandschuh gegen den Türrahmen gelehnt. „Und mit Olivenöl, ein bisschen wie Pesto, aber nicht ganz. Und mit Pinienkernen.“ „Das gibt's ja nicht, Pinienkerne“, stöhnt Beata. „Da weiß man wenigstens, dass man lebt, nicht wahr?“

Im Schlepptau einer an die Decke peitschenden Duftwelle erscheinen endlich die Hähnchen, erscheinen auf den Tellern Schenkel, goldfarbene, epilierte und gebackene, vom Backen fertige Schenkel. Hinter den Schenkeln erscheint Magda, von den eigenen Schenkeln getragen,

aber was sind diese Schenkel schon gegen die Schenkel auf den Tellern, nicht so golden, nicht so epiliert, nicht so backfertig, ihr Duft steigt nicht als goldene Melodie in den Himmel auf. Niemand begehrt sie.

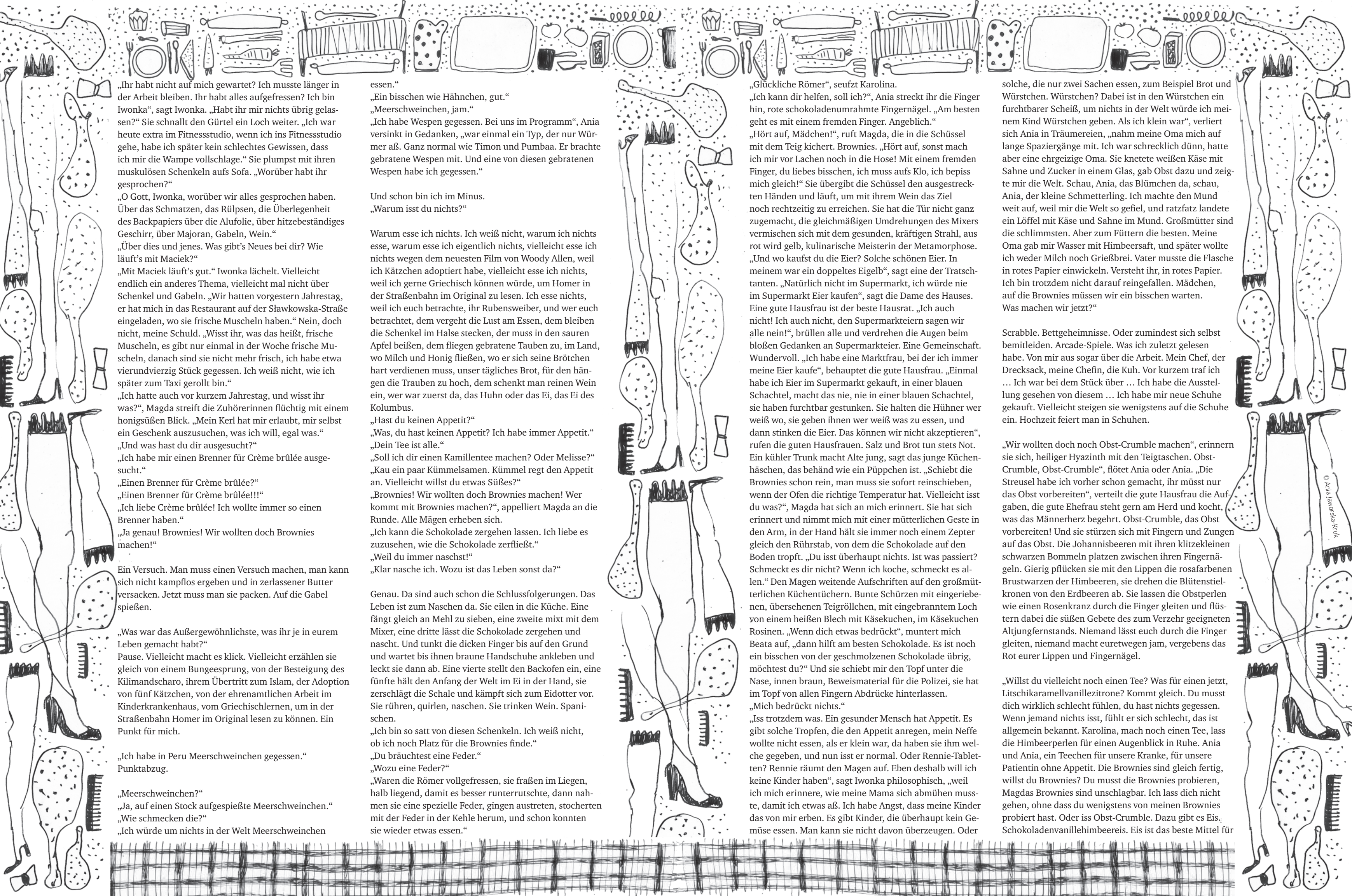
Und schließlich erscheinen auf ihren plumpen Schenkeln die Bacchantinnen der Hähnchenschkel, um sich im gebackenen Hühnergold zu suhlen, es zu lutschen, zu küssen, mit der Zunge zu lieblosen und mit roten Fingernägeln zu zerreißen. Um nur Schenkel auf der Zunge zu haben. Den Schenkeln mit einer Lobeshymne zu huldigen. Eine unendliche Flut saftiger Adjektive, schmackhafter Metaphern, goldfarbene Schenkel, ihr seid ein Geschenk des Himmels! Ich verehere dich, goldener Schenkel, ich verehere dich, Orangensaft, der du den Schenkel stundenlang eingeweicht hast, ich verehere dich, Hähnchengewürzmischung, die du beim Abschmecken das letzte Wort hast. Ich verneige mich vor dir, Hölle des Backofens, der du unsere Schenkel so gülden vergoldet hast.

Sie erscheinen, setzen sich, besetzen mit ihren Schenkeln das Sofa, nehmen die Hähnchenschkel in die Hand, und das Gelutsche und der Schenkellobgesang geht weiter. Die Hähnchenschkel polstern ihre eigenen Schenkel aus. Die nicht vergoldeten, nicht goldbraun gebratenen Schenkel, die niemand mit der Zunge streicht, niemand auspresst, niemand verschwendet auch nur einen Gedanken an diese blassen, behosten Schenkel, niemand schreibt ein Gedicht über sie, niemand will sie essen. Ihr solltet Magdas kulinarischen Strategien vertrauen und gestatten, dass man euch in den Backofen schiebt und goldbraun brät.

Ihre Fingernägel hängen über dem Tisch wie die Eiszapfen unter den Autos im Winter, in orangefarbenen, grünen (Pinienkerne) und weißen, gepunkteten Dip getauchte, hähnchenfettglänzende Fingernägel. Alle greifen wie auf Kommando nach einem neuen Schenkel, neuen Schenkel, einem neuen, noch einem. Sie schnippen mit den Fingern über dem Teller, als würde das ihnen helfen, den schönsten Schenkel auszuwählen, Zauberschwur-Beschwörung. Versteck dich, Julius Cäsar, die Würfel sind gefallen, die Knochen fallen munter weiter. Sie falten die Fingernägel um die Gläser, schäm dich, Diogenes, sie haben deine Tonne geleert, sie umgeworfen und sind in Tonnen vom Sofa gerollt. „Ich glaube, ich muss rülpsen. Entschuldigung“, sagt beim Einatmen Beata. „Ööäh. Na.“ „Rülps, rülps, Beata, wohl bekomm's!“ „Das ist jetzt allgemein üblich.“ „In manchen Ländern gilt es als Ausdruck fehlender Kultur, wenn man nach dem Essen nicht rülps.“ „Außerdem ist rülpsen gesund. Ööäh. Entschuldigung.“ „Oder man muss etwas auf dem Teller lassen. Ich glaube in der Türkei hören sie erst dann auf dich zu füttern, wenn du einen Rest auf dem Teller lässt.“ „Mich würden sie wahrscheinlich drei Tage füttern müssen, ich lasse nie etwas auf dem Teller.“ „Macht ihr auf?“, fragt Ania schläfrig und zeigt mit dem fettigen Finger auf die Tür. „Ich glaube, jemand klingelt.“ „Ich mach auf.“ Ich stehe auf, nehme die Tasse in die Hand, damit sie mir nicht mit den Schenkeln in den Tee tropfen. Das ist Iwonka. Iwonka, die sich verspätet hat, wer zu spät kommt, der bekommt den letzten Schenkel.



© Ania Jaworska-Kruk



„Ihr habt nicht auf mich gewartet? Ich musste länger in der Arbeit bleiben. Ihr habt alles aufgefressen? Ich bin Iwonka“, sagt Iwonka. „Habt ihr mir nichts übrig gelassen?“ Sie schnallt den Gürtel ein Loch weiter. „Ich war heute extra im Fitnessstudio, wenn ich ins Fitnessstudio gehe, habe ich später kein schlechtes Gewissen, dass ich mir die Wampe vollschlage.“ Sie plumpst mit ihren muskulösen Schenkeln aufs Sofa. „Worüber habt ihr gesprochen?“

„O Gott, Iwonka, worüber wir alles gesprochen haben. Über das Schmatzen, das Rülpsen, die Überlegenheit des Backpapiers über die Alufolie, über hitzebeständiges Geschirr, über Majoran, Gabeln, Wein.“

„Über dies und jenes. Was gibt's Neues bei dir? Wie läuft's mit Maciek?“

„Mit Maciek läuft's gut.“ Iwonka lächelt. Vielleicht endlich ein anderes Thema, vielleicht mal nicht über Schenkel und Gabeln. „Wir hatten vorgestern Jahrestag, er hat mich in das Restaurant auf der Sławowska-Straße eingeladen, wo sie frische Muscheln haben.“ Nein, doch nicht, meine Schuld. „Wisst ihr, was das heißt, frische Muscheln, es gibt nur einmal in der Woche frische Muscheln, danach sind sie nicht mehr frisch, ich habe etwa vierundvierzig Stück gegessen. Ich weiß nicht, wie ich später zum Taxi gerollt bin.“

„Ich hatte auch vor kurzem Jahrestag, und wisst ihr was?“, Magda streift die Zuhörerinnen flüchtig mit einem honigsüßen Blick. „Mein Kerl hat mir erlaubt, mir selbst ein Geschenk auszusuchen, was ich will, egal was.“

„Und was hast du dir ausgesucht?“

„Ich habe mir einen Brenner für Crème brûlée ausgesucht.“

„Einen Brenner für Crème brûlée?“

„Einen Brenner für Crème brûlée!!!“

„Ich liebe Crème brûlée! Ich wollte immer so einen Brenner haben.“

„Ja genau! Brownies! Wir wollten doch Brownies machen!“

Ein Versuch. Man muss einen Versuch machen, man kann sich nicht kampflos ergeben und in zerlassener Butter versacken. Jetzt muss man sie packen. Auf die Gabel speißen.

„Was war das Außergewöhnlichste, was ihr je in eurem Leben gemacht habt?“

Pause. Vielleicht macht es klick. Vielleicht erzählen sie gleich von einem Bungeesprung, von der Besteigung des Kilimandscharo, ihrem Übertritt zum Islam, der Adoption von fünf Kätzchen, von der ehrenamtlichen Arbeit im Kinderkrankenhaus, vom Griechischlernen, um in der Straßenbahn Homer im Original lesen zu können. Ein Punkt für mich.

„Ich habe in Peru Meerschweinchen gegessen.“

Punktabzug.

„Meerschweinchen?“

„Ja, auf einen Stock aufgespießte Meerschweinchen.“

„Wie schmecken die?“

„Ich würde um nichts in der Welt Meerschweinchen

essen.“

„Ein bisschen wie Hähnchen, gut.“

„Meerschweinchen, jam.“

„Ich habe Wespen gegessen. Bei uns im Programm“, Ania versinkt in Gedanken, „war einmal ein Typ, der nur Würmer aß. Ganz normal wie Timon und Pumbaa. Er brachte gebratene Wespen mit. Und eine von diesen gebratenen Wespen habe ich gegessen.“

Und schon bin ich im Minus.

„Warum isst du nichts?“

Warum esse ich nichts. Ich weiß nicht, warum ich nichts esse, warum esse ich eigentlich nichts, vielleicht esse ich nichts wegen dem neuesten Film von Woody Allen, weil ich Kätzchen adoptiert habe, vielleicht esse ich nichts, weil ich gerne Griechisch können würde, um Homer in der Straßenbahn im Original zu lesen. Ich esse nichts, weil ich euch betrachte, ihr Rubensweiber, und wer euch betrachtet, dem vergeht die Lust am Essen, dem bleiben die Schenkel im Halse stecken, der muss in den sauren Apfel beißen, dem fliegen gebratene Tauben zu, im Land, wo Milch und Honig fließen, wo er sich seine Brötchen hart verdienen muss, unser tägliches Brot, für den hängen die Trauben zu hoch, dem schenkt man reinen Wein ein, wer war zuerst da, das Huhn oder das Ei, das Ei des Kolumbus.

„Hast du keinen Appetit?“

„Was, du hast keinen Appetit? Ich habe immer Appetit.“

„Dein Tee ist alle.“

„Soll ich dir einen Kamillentee machen? Oder Melisse?“

„Kau ein paar Kümmelsamen. Kümmel regt den Appetit an. Vielleicht willst du etwas Süßes?“

„Brownies! Wir wollten doch Brownies machen! Wer kommt mit Brownies machen?“, appelliert Magda an die Runde. Alle Mägen erheben sich.

„Ich kann die Schokolade zergehen lassen. Ich liebe es zuzusehen, wie die Schokolade zerfließt.“

„Weil du immer naschst!“

„Klar nasche ich. Wozu ist das Leben sonst da?“

Genau. Da sind auch schon die Schlussfolgerungen. Das Leben ist zum Naschen da. Sie eilen in die Küche. Eine fängt gleich an Mehl zu sieben, eine zweite mixt mit dem Mixer, eine dritte lässt die Schokolade zergehen und nascht. Und tunkt die dicken Finger bis auf den Grund und wartet bis ihnen braune Handschuhe ankleben und leckt sie dann ab. Eine vierte stellt den Backofen ein, eine fünfte hält den Anfang der Welt im Ei in der Hand, sie zerschlägt die Schale und kämpft sich zum Eidotter vor. Sie rühren, quirlen, naschen. Sie trinken Wein. Spanischen.

„Ich bin so satt von diesen Schenkeln. Ich weiß nicht, ob ich noch Platz für die Brownies finde.“

„Du bräuchtest eine Feder.“

„Wozu eine Feder?“

„Waren die Römer vollgefressen, sie fraßen im Liegen, halb liegend, damit es besser runterrutschte, dann nahmen sie eine spezielle Feder, gingen austreten, stocherten mit der Feder in der Kehle herum, und schon konnten sie wieder etwas essen.“

„Glückliche Römer“, seufzt Karolina.

„Ich kann dir helfen, soll ich?“ Ania streckt ihr die Finger hin, rote schokoladenumrahmte Fingernägel. „Am besten geht es mit einem fremden Finger. Angeblich.“

„Hört auf, Mädchen!“, ruft Magda, die in die Schüssel mit dem Teig kichert. Brownies. „Hört auf, sonst mach ich mir vor Lachen noch in die Hose! Mit einem fremden Finger, du liebes bisschen, ich muss aufs Klo, ich bepiss mich gleich!“ Sie übergibt die Schüssel den ausgestreckten Händen und läuft, um mit ihrem Wein das Ziel noch rechtzeitig zu erreichen. Sie hat die Tür nicht ganz zugemacht, die gleichmäßigen Umdrehungen des Mixers vermischen sich mit dem gesunden, kräftigen Strahl, aus rot wird gelb, kulinarische Meisterin der Metamorphose.

„Und wo kaufst du die Eier? Solche schönen Eier. In meinem war ein doppeltes Eigelb“, sagt eine der Tratschtanten. „Natürlich nicht im Supermarkt, ich würde nie im Supermarkt Eier kaufen“, sagt die Dame des Hauses. Eine gute Hausfrau ist der beste Hausrat. „Ich auch nicht! Ich auch nicht, den Supermarkteiern sagen wir alle nein!“, brüllen alle und verdrehen die Augen beim bloßen Gedanken an Supermarkteier. Eine Gemeinschaft.

Wundervoll. „Ich habe eine Marktfrau, bei der ich immer meine Eier kaufe“, behauptet die gute Hausfrau. „Einmal habe ich Eier im Supermarkt gekauft, in einer blauen Schachtel, macht das nie, nie in einer blauen Schachtel, sie haben furchtbar gestunken. Sie halten die Hühner wer weiß wo, sie geben ihnen wer weiß was zu essen, und dann stinken die Eier. Das können wir nicht akzeptieren“, rufen die guten Hausfrauen. Salz und Brot tun stets Not. Ein kühler Trunk macht Alte jung, sagt das junge Küchenhäschen, das behänd wie ein Püppchen ist. „Schiebt die Brownies schon rein, man muss sie sofort reinschieben, wenn der Ofen die richtige Temperatur hat. Vielleicht isst du was?“, Magda hat sich an mich erinnert. Sie hat sich erinnert und nimmt mich mit einer mütterlichen Geste in den Arm, in der Hand hält sie immer noch einem Zepter gleich den Rührstab, von dem die Schokolade auf den Boden tropft. „Du isst überhaupt nichts. Ist was passiert? Schmeckt es dir nicht? Wenn ich koche, schmeckt es allen.“

Den Magen weitende Aufschriften auf den großmütterlichen Küchentüchern. Bunte Schürzen mit eingeriebenen, übersehenen Teigröllchen, mit eingebanntem Loch von einem heißen Blech mit Käsekuchen, im Käsekuchen Rosinen. „Wenn dich etwas bedrückt“, muntert mich Beata auf, „dann hilft am besten Schokolade. Es ist noch ein bisschen von der geschmolzenen Schokolade übrig, möchtest du?“ Und sie schiebt mir den Topf unter die Nase, innen braun, Beweismaterial für die Polizei, sie hat im Topf von allen Fingern Abdrücke hinterlassen.

„Mich bedrückt nichts.“

„Iss trotzdem was. Ein gesunder Mensch hat Appetit. Es gibt solche Tropfen, die den Appetit anregen, mein Neffe wollte nicht essen, als er klein war, da haben sie ihm welche gegeben, und nun isst er normal. Oder Rennie-Tabletten?“ Rennie räumt den Magen auf. Eben deshalb will ich keine Kinder haben“, sagt Iwonka philosophisch, „weil ich mich erinnere, wie meine Mama sich abmühen musste, damit ich etwas aß. Ich habe Angst, dass meine Kinder das von mir erben. Es gibt Kinder, die überhaupt kein Gemüse essen. Man kann sie nicht davon überzeugen. Oder

solche, die nur zwei Sachen essen, zum Beispiel Brot und Würstchen. Würstchen? Dabei ist in den Würstchen ein furchtbarer Scheiß, um nichts in der Welt würde ich meinem Kind Würstchen geben. Als ich klein war“, verliert sich Ania in Träumereien, „nahm meine Oma mich auf lange Spaziergänge mit. Ich war schrecklich dünn, hatte aber eine ehrgeizige Oma. Sie knetete weißen Käse mit Sahne und Zucker in einem Glas, gab Obst dazu und zeigte mir die Welt. Schau, Ania, das Blümchen da, schau, Ania, der kleine Schmetterling. Ich machte den Mund weit auf, weil mir die Welt so gefiel, und ratzfatz landete ein Löffel mit Käse und Sahne im Mund. Großmütter sind die schlimmsten. Aber zum Füttern die besten. Meine Oma gab mir Wasser mit Himbeersaft, und später wollte ich weder Milch noch Grießbrei. Vater musste die Flasche in rotes Papier einwickeln. Versteht ihr, in rotes Papier. Ich bin trotzdem nicht darauf reingefallen. Mädchen, auf die Brownies müssen wir ein bisschen warten. Was machen wir jetzt?“

Scrabble. Bettgeheimnisse. Oder zumindest sich selbst bemitleiden. Arcade-Spiele. Was ich zuletzt gelesen habe. Von mir aus sogar über die Arbeit. Mein Chef, der Drecksack, meine Chefin, die Kuh. Vor kurzem traf ich ... Ich war bei dem Stück über ... Ich habe die Ausstellung gesehen von diesem ... Ich habe mir neue Schuhe gekauft. Vielleicht steigen sie wenigstens auf die Schuhe ein. Hochzeit feiert man in Schuhen.

„Wir wollten doch noch Obst-Crumble machen“, erinnern sie sich, heiliger Hyazinth mit den Teigtaschen. Obst-Crumble, Obst-Crumble“, flötet Ania oder Ania. „Die Streusel habe ich vorher schon gemacht, ihr müsst nur das Obst vorbereiten“, verteilt die gute Hausfrau die Aufgaben, die gute Ehefrau steht gern am Herd und kocht, was das Männerherz begehrt. Obst-Crumble, das Obst vorbereiten! Und sie stürzen sich mit Fingern und Zungen auf das Obst. Die Johannisbeeren mit ihren klitzekleinen schwarzen Bommeln platzen zwischen ihren Fingernägeln. Gierig pflücken sie mit den Lippen die rosafarbenen Brustwarzen der Himbeeren, sie drehen die Blütenstielkronen von den Erdbeeren ab. Sie lassen die Obstperlen wie einen Rosenkranz durch die Finger gleiten und flüstern dabei die süßen Gebete des zum Verzehr geeigneten Altjungfernerstands. Niemand lässt euch durch die Finger gleiten, niemand macht euretwegen jam, vergebens das Rot eurer Lippen und Fingernägel.

„Willst du vielleicht noch einen Tee? Was für einen jetzt, Litschikaramellvanillezitrone? Kommt gleich. Du musst dich wirklich schlecht fühlen, du hast nichts gegessen. Wenn jemand nichts isst, fühlt er sich schlecht, das ist allgemein bekannt. Karolina, mach noch einen Tee, lass die Himbeerperlen für einen Augenblick in Ruhe. Ania und Ania, ein Teechen für unsere Kranke, für unsere Patientin ohne Appetit. Die Brownies sind gleich fertig, willst du Brownies? Du musst die Brownies probieren, Magdas Brownies sind unschlagbar. Ich lass dich nicht gehen, ohne dass du wenigstens von meinen Brownies probiert hast. Oder iss Obst-Crumble. Dazu gibt es Eis. Schokoladenvanillehimbeereis. Eis ist das beste Mittel für

gute Laune. Ich glaube nämlich, bei dir ist nicht alles in Butter. Gib zu, dass bei dir nicht alles in Butter ist. Wo ist der Tee, Mädchen, was ist? Bei dir ist nicht alles in Butter, stimmt's?"

„Ich glaube, ich muss. Ich glaube, es ist Zeit für mich“, sage ich zu den verklebten Fingern, den eingetauchten Gabeln, den nicht Frucht gewordenen Blütenstielen, ich kann es nicht mit Schokolade auf der Zunge. Das ist irgendwie nicht nach meinem Geschmack. Ich glaube, bei mir ist nicht alles in Butter. Ich brauche Rennie oder etwas. Vielleicht Melisse.

„Ich glaube, ich muss.“

„Warum willst du gehen?“ Magda ist sichtlich besorgt, sie hat sich vom Backofen erhoben, hört auf, die Brownies beim Wachsen zu beobachten. „Du bist doch gerade erst gekommen. Und hast nichts gegessen. Gleich gibt es Obst-Crumble. Mit Eis. Warte wenigstens auf den Obst-Crumble.“

„Ich kann nicht. Ich muss wirklich schon.“

„Dann gebe ich dir wenigstens das Rezept mit du kannst ihn zu Hause machen mit Schokoladenvanillehimbeereis nimm das Rezept nimm das Rezept es gehört sich nicht einfach ohne Rezept zu gehen sie hat nichts gegessen nichts getrunken will ohne Rezept gehen nimm wenigstens das Rezept hab vom Leben wenigstens das Rezept schreib dir das Rezept auf denn das Leben ist kurz und für den Arsch öööäh nimm das Rezept du kannst ihn zu Hause machen Salz und Brot tun stets Not und Obst-Crumble natürlich Obst-Crumble mit Eis vergiss nur nicht man braucht für Obst-Crumble Demerara-Zucker ohne Demerara-Zucker das ist kein Obst-Crumble solches Obst ist wie das Leben für den Arsch willst du wirklich nicht vielleicht doch lass dich überreden wo ist der Kugelschreiber gebt mir den Kugelschreiber du kannst zu Hause Obst-Crumble machen denn das Leben ist für den Arsch ich schreibe dir das Rezept auf.“

Mit dem Kugelschreiber. Mit der Gabel kann man nicht

schreiben. Auch nicht mit dem Rührstab. Mit Zuckerstiften kann man schreiben, aber wozu provozieren.

Der Kugelschreiber. Wo ist der Kugelschreiber?

Ich habe die Wohnung verlassen. Ich atme frische Luft. Am Tor des Nachbarhauses kotzt ein glücklicher Römer.

Rezept für Obst-Crumble. Obst unter einer Streuseldecke. Die Streusel machst du aus Mehl. Ein halber Teelöffel Backpulver, zum Backen, zum Backen. Schneide die Butter in Würfel, Kubikwürfel, ganz gleichmäßige Würfel, die räumliche Geometrie ist Zierde jeder Küche. Und Demerara-Zucker, niemand weiß, was das ist, aber wie das klingt. Süßer Demerara-Zucker. Kneten und ab in den Kühlschrank. Dort wird es dem Teig kalt, und er verwandelt sich in Streusel. Man muss ihn einfrieren, damit er mürbe wird.

Und jetzt das Obst. Zähl die violetten Heidelbeerperlen, die roten Johannisbeeren. Küsst die Himbeeren, küsst sie, denn sie fallen schnell vom Strauch und sind nicht für die Ewigkeit bestimmt. Weißt du, dass man früher das Wort Himbeere mit jugendlicher Schönheit verbunden hat? Drücke die Sauerkirsche an die Wange, sie ist glatt wie die Wange. Lege ein Bild aus Obst. Du kannst die Angst legen, wenn du dich fürchtest, oder die Freude, wenn du einen Grund dazu hast. Oder leg kein Bild, wenn du mit Obst nichts zu sagen hast. Bestreue das Obst mit Vanillezucker. Es wird süßer als am Strauch, als auf dem Baum. Der Mensch soll die Welt verbessern.

Erhitze den Backofen kräftig, kräftig, 220 Grad, würde man dich reinschieben, eine Minute und die Arbeit wäre vollbracht, aber dem Obst-Crumble kann die Hitze nichts an. Ziehe die Schlüsse daraus! Guten Appetit!

[Übersetzung: Andreas Volk]

Zapachniało. Mogłam iść po ciemku, kierując się tylko nosem. Nos wiódł. Pachniała cała klatka schodowa. – Wejdz. Napijesz się czegoś? To jest Ania, to jest Beata, to jest druga Ania, chyba się znacie, to jest Karolina. Iwonka jeszcze przyjdzie. Aniu, Beato, Aniu, Karolino, poznajcie się. Czego się napijesz? – Herbaty, chętnie. – Herbaty? – zapiła Ania, którą chyba znałam, drapiąc się w łydke. Miała niebywale długie paznokcie, mogła się podrapać we wszystko bez dotykania wszystkiego tego dłonią, samymi paznokciami tylko, pięciokrotny czerwony dystans wobec ciała. – Mamy wódkę, wino. Wino ja przyniosłam, hiszpańskie. Najlepsze jest hiszpańskie. – Najlepsze jest francuskie. Francuskie wino to jest wino. Reszta wina to nie jest wino – stwierdziła Karolina. To chyba była Karolina, a może ta druga Ania, trochę za szybko i bez podania ręki, gdy człowiek podaje rękę i patrzy w oczy, zapamiętuje jego imię. Jak nie podaje, może Ania, może Karolina. Na pewno nie Iwonka, Iwonka jeszcze przyjdzie.

– Ja dzisiaj robię kurczaka, do kurczaka jest najlepsze hiszpańskie. Albo kalifornijskie, ale nie mamy. – Magda, gospodyni, założyła kuchenną rękawicę w gąski i otworzyła uzbrojoną dłonią sezam piekarnika. – Udka. Mogą być udka? – Wszystko jedno – powiedziała druga Ania, jeśli nie Karolina. – I tak pakują w te kurczaki różne gówno, żrą to całe gówno kurczaki, nie tylko udka, cały kurczak gównem napchany, udko nie udko. Moja znajoma dawała dziecku same kurczaki, dziewczynce, i piersi jej zaczęły rosnąć. – No to chyba dobrze. Dziewczynkom rosną piersi raczej. – Ale nie pięcioletnim, Karolina, no! – Ania, tak, to na pewno Ania, skoro powiedziała do Karoliny Karolina, to ona jest Ania. – My już mamy piersi, możemy sobie pozwolić na kurczaka. – Zaśmiała się Magda, z czułością dotykając złotej skórki opinającej udka, złoto w skarbcu piekarnika, królowa Midasowa będzie jadła złoto. – Najwyżej nam większe urosną.

– Ja to już bym nie chciała, żeby mi większe urosły – stwierdziła ta, co jeszcze niczego nie stwierdziła, Beata, czekała chyba na te cycki, żeby się odezwać, bo złapała się dumnie za D, za cycki się złapała, bo dookoła cycków złapać by się nie mogła, 85 D co najmniej. – Wszystko mi się rozpina, zawsze mi się rozpina w pracy na zebraniu, ja coś referuję, że podaż, że popyt, a tu mi się rozpina taka podaż! – Wstrząsnęła bufetem z dumną nostalgią. – Herbaty chciałaś, prawda? To herbaty czy wina? – Herbaty. – A może wina jednak? Albo najpierw lepiej herbatę, bo zimno. Jaką chcesz? Cytrynową, liczi, waniliową, zieloną? – Tak się utarło, że jak zimno, to się pije herbatę, nie? A herbata wcale ciepła nie trzyma, orzechy trzeba jeść. Najlepiej laskowe. Karolina, sałatę umyj, dobrze? Albo ja umyję, a ty pokrój arbuza. – Z arbuzem zrobisz? Mniam. – A raz to zrobiłaś z takimi kulkami żółtymi, co to było? – Melon. – Melon, mniam. – Ale nie mieli ładnych melonów, musiałam kupić arbuza. – Już nie mogę. Już nie mogę, jestem taka głodna – załkała Beata. – Idę do pokoju, nie mogę w tej kuchni wytrzymać. Za bardzo pachnie. Kiedy ten kurczak będzie? Weź sobie herbatę i chodź.

Wreszcie zbawienie. Kulinariom koniec. Odkrycia techniczne. Heidegger, najlepsze kremy do rąk, literatura skandynawska, co ostatnio widziałaś w kinie, czy dzieci zdrowe, teraz podobno epidemia ospy, a gdzie posyłacie Małego do szkoły, urlop to chyba w Bułgarii, pięknie i niedrogo, no i morze, ciepłe morze.

Beata siadła na sofie. Sofa wglębila się posłusznie. 85 D, dwie sztuki, ułożyły się wygodnie na naturalnej półce brzucha Beaty, przestało im być zwisająco, rozluźniły się i rozłożyły na boki. – Dobrze mi w tej bluzce? – Beata złapała się ponownie za biust i poukładała go nieco foremnie. – Bo mam za dwa dni randkę i nie wiem, czy w niej iść, czy nie. Nie zwija mi się za bardzo? – Spojrzałam analitycznie na udowe bochny w płótno zawinięte, na swojskie mięcho, które Beata uparła się ubierać, z trudem i niepotrzebnie, zamiast się poobkrawać i zostawić na stoisku z wędlinami. Żle pływasz chyba, Beata, skoro ci trzy koła ratunkowe potrzebne. Ale mnie wyciągnęłaś kołami z kulinarnego bagna, chwała ci, Beato spożywcza, Heidegger i najnowszy film Allena, i gdzie posyłacie Małego do szkoły. – Dobrze. Nie zwija się. Tylko... – Już się nie mogę doczekać, kiedy to jedzenie będzie. Ty wiesz, czego ja dzisiaj nie zjadłam, żeby tu przyjąć? Obiadu nie zjadłam, kolacji nie zjadłam, na śniadanie tylko jogurt zjadłam. I nic więcej nie zjadłam. Właśnie po to, żeby tutaj coś zjeść. Magda gotuje najlepiej na świecie, te kurczaki od rana w soku pomarańczowym się moczyły, wiem, bo dzwoniłam wcześniej i pytałam, jak tam kurczaki, a Magda mi powiedziała, że od rana w soku pomarańczowym się moczą. Raz coś przygotowała z kminkiem, a ja lubię kminek, bo dobrze robi na trawienie, i powiedziałam, że dobre, bo z kminkiem, a Magda mówi, że to nie jest kimnek, tylko kumin. Kumin! Takie cuda. A potem sobie zrobimy brownies. Lubisz brownies? No kto nie lubi brownies? Oraz owoce pod kruszonką.

Z lodami.

Beata wsadziła parówki palców do stojących na stole miseczek. Do miseczki z zieloną zawartością. Do miseczki z pomarańczową. Do miseczki z białą w jakieś kropki. Pottrzymała parówki w miseczkach, aż biała masa podszła jej pod pierścione na serdecznym palcu. Potem każdą palcową parówkę wsadziła sobie do ust, rozdziawiając je i obliżując się krowim obliżnięciem, zamaszycie. Herbata przestała mi smakować. I wystygła. – Dipy do kurczaka. – Parówka złapała białą, gęstą kropkę, próbującą spłynąć ku depresji między 85 D Beaty. – Najlepszy ten zielony. Spróbuj. To chyba z bazylią. Magda! – wrzasnęła Beata, unosząc nieco ponad sofę swoje kiełbasiane kolekcje. – Ten zielony to z bazylią? – Z bazylią i z pietruszką! – odwrzasnęła Magda, opierając się o framugę rękawicę kuchenną w gąski. – I z oliwą, trochę tak jak pesto, ale nie do końca. I z orzeszkami pinii. – Ja cię, orzeszki pinii – stęknęła Beata. – Człowiek wie, że żyje, nie?

Poprzedzony smagającym sufitem zapachem wszedł wreszcie kurczak, weszły uda na talerzu, uda złociste, wydepilowane i zapieczone, zapiekłe w zapieczeniu. Za udami weszła Magda, na udach własnych się unosząc, ale gdzie tym udom do ud talerzowych, nie tak złote, nie tak wydepilowane, nie tak zapiekłe, ich zapach nie niesie w niebo złotej melodii. Nikt ich nie pożąda.

Weszły wreszcie na udach swoich nieudolnych bachantki ud kurzych, aby się w złocie kurzym zapieczonym unurzać, aby go ssać, całować, językiem pieścić, rozrywać czerwonymi paznokciami. Tylko uda na języku mieć. Panegirycznym śpiewnym uda uczcić. Nieskończony potok soczystych przymiotników, smacznych metafor, uda złociste, jakże wam się udało. Uwielbiam cię, udo złote, uwielbiam cię, soku pomarańczowy, który udo topił godzinami długimi, uwielbiam cię, mieszanko przypraw do kurczaka, co w sprawie doprawiania najważniejszy masz głos. Pokłon ci niosę, piekło piekarnika, iześ uda tak nasze na złoto wyzłociło.

Weszły, siadły, udami własnymi zajęły sofę, uda kurze w ręce wzięły i dalej ssać, i uda wysławiać. A uda kurze w uda im szły. W uda niewyzłoczone, niezapieczone, których nikt językiem nie gładzi, nikt soku z nich nie wyciska, nikomu te uda blade, spodniowe, do głowy nawet nie przyjdą, nikt o nich wiersza nie napisze, nikt ich jeść nie zechce. Powinnyście się zdać na kulinarne strategie Magdy i do piekarnika pozwolić się powsadzać, przypiec na złoto.

Nad stołem wisały ich paznokcie, jak sople lodu pod samochodami w zimie, paznokcie unurzane w dipie pomarańczowym, zielonym (orzeszki pinii), białym z kropkami, lśniące tłuszczem kurczącym. Wszystkie równocześnie sięgały po nowe udo, nowe udo, nowe, jeszcze jedno. Pstrykały palcami nad talerzem, jakby to miało im pomóc w wybraniu uda najpiękniejszego, zaklinanie-czarowanie. I schowaj się, Juliuszu Cezarze, ile one kości tam rzuciły. Zaplotły paznokcie na kieliszkach, i wstydź się, Diogenesie, beczkę twoją opróżniły, przewróciły na bok, sturlały się w beczkach z sofy. – Chyba muszę sobie beknąć. Przepraszam – powiedziała na wdechu Beata. – Uooooo. No.

– Bekaj, bekaj, Beata, na zdrowie!
– Przyjęło się!
– W niektórych krajach jak się po jedzeniu nie beknie, to jest wyraz braku kultury.
– Zresztą zdrowo beknąć. Uooooe. Przepraszam.
– Albo trzeba na talerzu zostawić. W Turcji chyba, jak cię zaczną karmić, to nie przestają, dopóki na talerzu nie zostawisz.
– Mnie by chyba trzy dni karmili, ja nigdy nie zostawiam.
– Możecie otworzyć? – spytała sennie Ania, palcem tłustym wskazując drzwi. – Ktoś chyba dzwoni.
– Ja otworzę. – Wstałam, podniosłam kubek z herbatą, żeby mi do herbaty udami nie nakapały. To Iwonka. Iwonka, co się spóźniła, kto późno przychodzi, temu ud ostatki.
– Nie poczekałyście na mnie? Musiałam dłużej w pracy zostać. Wszystko zeżarłyście? Jestem Iwonka – powiedziała Iwonka. – Zostało coś dla mnie? – Przesunęła pasek w spodniach o jedno ogniwo. – Specjalnie dzisiaj na siłowni byłam, jak pójde na siłownię, to nie mam potem wyrzutów sumienia, że się najem. – Płasnęła umięśnionymi udami o sofę. – O czym rozmawialiście?
– Boże, Iwonko, o czym rozmawialiśmy. O mlaskaniu, bekaniu, o wyższości papieru do pieczenia nad folią aluminiową, o naczyniach żaroodpornych, o majeranku, widelcu, o winie.
– O tym i owym. Co u ciebie? Jak tam z Maćkiem?
– Z Maćkiem dobrze. – Uśmiechnęła się Iwonka. Może wreszcie coś innego, może nie o udach, widelcach.
– Mieliśmy przedwczoraj rocznicę, zaprosił mnie do tej restauracji na Sławkowskiej, gdzie mają świeże małże.
– Nie, jednak nie, mój błąd. – Macie pojęcie, świeże małże, tylko raz w tygodniu są świeże, potem są już nieświeże, zjadłam chyba ze czterdzieści i cztery. Nie wiem, jak się do taksówki potem dotoczyłam.
– Ja też miałam niedawno rocznicę i wiecie co? – Magda omiotła słuchaczki miodowym spojrzeniem. – Mój facet pozwolił mi sobie wybrać prezent, co chcę, cokolwiek.
– No i co wybrałaś?
– Wybrałam palnik do crème brûlée.
– Palnik do crème brûlée?
– Palnik do crème brûlée!!!
– Uwielbiam crème brûlée! Zawsze chciałam taki palnik.
– O właśnie! Brownies! Przecież miałyśmy robić brownies!

Próba. Trzeba podjąć próbę, nie można bez walki się poddać i ugrzęznąć w roztopionym maśle. Teraz je wziąć. Na widelec.

– Co najbardziej niezwykłego robiłyście w swoim życiu?

Paauza. Może zaskoczy. Może zaraz opowiedzą o skoku na bungee, wejściu na Kilimandżaro, przejściu na islam, adopcji pięciu kociąt, wolontariacie w szpitalu dziecięcym, nauce greki, żeby czytać Homera w tramwaju w oryginale. Punkt.
– Ja jadłam w Peru świnki morskie.

Strata punktu.

– Świnki morskie?
– No, takie nadziane na patyk.
– Jak to smakuje?
– Ja bym nie zjadła świnki morskiej za nic w świecie.
– Trochę jak kurczak smakuje, dobre.
– Świnki morskie, mniemam.

– A ja jadłam osy. Raz u nas w programie – Ania się zamyśliła – był taki facet, który jadł tylko robale. Normalnie jak Timon i Pumba. I przynosił pieczone osy. I zjadłam taką pieczoną osę.

No i jestem na minusie.

– A ty czemu nie jesz?

Czemu nie jem. Nie wiem, czemu nie jem, właściwie czemu ja nie jem, może nie jem, bo najnowszy film Allena, bo adoptowałam kocięta, może nie jem, bo chętnie znalazabym grekę, żeby Homera w tramwaju w oryginale poczytać. Nie jem, bo patrzę na was, Rubensówny, a kto na was patrzy, ten jeść nie może, temu uda w gardle kością stanęły, temu sól na rany masło maślane, temu pieczone gołąbki, kraj mlekiem i miodem płynący, gdzie bez pracy nie ma kołaczy, temu chleba naszego powszedniego, niebieskich migdałów i pierwszego jajka lub kury, temu gruszki na wierzbie i oliwa sprawiedliwa.
– Nie masz apetytu?
– Jak to apetytu nie masz? Ja mam zawsze apetyt.
– Herbata ci się skończyła.
– Może ci rumianku zaparzyć? Albo melisy?
– Kminek sobie pogryź. Kminek apetyt pobudza.
Może chcesz coś słodkiego?
– Brownies! Miałyśmy robić brownies! Kto idzie ze mną robić brownies? – zaapelowała Magda. Wszystkie łożadki się uniosły.
– Ja mogę stopić czekoladę. Uwielbiam patrzeć, jak czekolada się topi.
– Bo zawsze podjadasz!
– Podjadam. A od czego jest życie?

Właśnie. Otóż i wnioski. Życie jest od podjadania. Popędziły do kuchni. I już jedna mąkę przesiewa, druga mikserem miksuje, trzecia czekoladę topi i podjada. I paluchy wkłada na dno, i czeka, aż jej brązowe rękawiczki zastygną, a potem oblizuje. Trzecia piekarnik ustawia, czwarta w jajku trzyma światła początek, rozbija skorupkę i wdziera się do żółtka. Tra, ubijają, podjadają. Wino piją. Hiszpańskie.
– Ale się najadłam tymi udkami. Nie wiem, czy mi się browniesy zmieszczą.
– Powinnaś mieć piórko.
– Po co piórko?
– Jak się Rzymianie nażarli, a żarli na leżąco, tak na półleżąco, żeby im wchodziło lepiej, to potem brali takie piórko specjalne, szli na stronę, piórkiem pogmerali w gardle i znowu mogli jeść.
– Szczęśliwi ci Rzymianie – wzdycha Karolina.
– Mogę ci pomóc, chcesz? – Ania wyciąga w jej stronę palce, czerwony paznokiec z brązową, czekoladową obwódka. – Cudzym palcem najlepiej. Podobno.

– Dziewczyny, przestańcie! – woła Magda, chichocząc w misę z masą. Brownies. – Przestańcie, bo się posikam ze śmiechu! Cudzym palcem, o rany, muszę iść do kibla, bo się posikam! – Przekazuje misę wyciągniętym ręką i biegnie, żeby ze swoim winem dolecieć zdążyła. Nie domknęła drzwi, regularne obroty miksera mieszają się ze zdrowym, uczciwym strumieniem, z czerwonego żółte, kulinarna mistrzyni metamorfozy.
– A jajka to gdzie kupujesz? Takie piękne jajka. Podwójne żółtko w moim było – mówi jedna kumoszka. No wiado-

mo, że nie w markecie, nigdy bym w markecie jajek nie kupiła, mówi gospodyni. Dobra gospodyni smaczne jadło czyni. Ani ja! Ani ja, jajkom z marketu wszystkie mówimy nie! Wrzeszczą wszystkie i oczami wywracają na samą myśl o jajkach z marketu. Wspólnota. Cudnie. Mam taką babę znajomą na kleparzu, zawsze tylko od niej jajka kupuję, stwierdza dobra gospodyni. Raz kupiłam w markecie, w takim niebieskim pudełku, nigdy tego nie robię, nigdy w niebieskim pudełku, okropnie śmierdziały. Trzymają te kury nie wiadomo gdzie, do jedzenia im dają nie wiadomo co, potem jajka śmierdzą. Na to się zgodzić nie możemy, wołają dobre gospodynie. Soli i chleba w domu potrzeba. Świeża woda najlepsza ochłoda, mówi młoda kuchareczka, zwinna jak laleczka. Wkładajcie już te brownies, od razu trzeba włożyć, jak temperatura jest odpowiednia. – Może coś zjesz? – przypomina sobie o mnie Magda. Przypomina sobie i matczynym gestem przygarnia mnie dłonią uzbrojoną jeszcze w berło mikserowego mieszadła, z którego czekolada płynie na podłogę. – Nic nie jesz w ogóle. Coś się stało? Nie smakuje ci? Jak ja gotuję, każdemu smakuje. Rozciągające łożadki napisy z babcynych makatek. Kolorowe fartuchy z powcieranymi, zapomnianymi wałeczkami ciasta, z wypaloną dziurą po gorącej blasze z sernikiem, w serniku rodzynki. Jak masz jakieś zmartwienie – pociesza mnie życzliwie Beata – to najlepsza jest czekolada. Zostało tu trochę roztopionej, chcesz? I garnek mi podsuwa pod oczy, brązowy od środka, materiał dla policji, wszystkie linie papilarne wszystkich palców garnkowi pozostawiła.
– Nie mam żadnego zmartwienia.

– To też coś zjedz. Zdrowy człowiek ma apetyt. Są takie krople pobudzające apetyt, mój bratanek nie chciał jeść, jak był mały, to mu dawali i je normalnie. Albo rennie? Chcesz rennie już w porządku mój łożadku? Właśnie dlatego nie chcę mieć dzieci – powiedziała filozoficznie Iwonka – że pamiętam, ile się moja mama musiała namordować, żebyśmy coś zjadła. Boję się, żeby moje dzieci tego po mnie nie odziedziczyły. Są takie dzieci, które w ogóle nie jedzą warzyw. I nie można ich przekonać. Albo takie, co jedzą tylko dwie rzeczy, na przykład chleb i parówki. Parówki? Przecież w parówkach jest okropne gówno, za nic bym dziecku nie dała parówek. Jak byłam mała – rozmarzyła się Ania – babcia mnie zabierała na długie spacerki. Bo byłam chuda okropnie, a babcie miałam ambitną. Babcia ugniatała w słoiku biały ser ze śmietaną i cukrem, dodawała do tego owoce, i pokazywała mi świat. Zobacz, Aniu, kwiatusek, zobacz, Aniu, motylek. Otwierałam buzię szeroko, bo mi się świat podobał, a babcia buch do buzi łyżką z serem ze śmietaną. Babcie są najgorsze. Ale najlepsze do karmienia. Moja babcia dawała mi wodę z sokiem malinowym, i potem nie chciałam ani mleka, ani grysiku. Ojciec mi musiał butelkę obwijać czerwonym papierem. Rozumiecie, czerwonym papierem. I tak się nie dawałam nabrać. Dziewczyny, na te browniesy trzeba będzie trochę poczekać. To co teraz robimy?

Scrabble. Zwierzenia łożkowe. Użalenie się nad sobą chociaż. Gry salonowe. Co ostatnio czytałam. Nawet o pracy, niech tam. Mój szef to gnojek, moja szefowa to krowa. Spotkałam się niedawno z... Byłam na spektaklu o... Widziałam wystawę tego... Kupiłam sobie nowe buty. Może w buty chociaż pójda. Trza być w butach na weselu. – Przecież miałyśmy robić owoce pod kruszonką jeszcze.

Przypomniały sobie, święty Jacku z pierogami. Owoce pod kruszonką, owoce pod kruszonką, zaśpiewała Ania lub Ania. Kruszonkę już wcześniej zrobiłam, owoce tylko musicie przygotować, rozdaje zadania dobra gospodyni, dobra żona tem się chlubi, że gotuje co mąż lubi. Owoce pod kruszonką, owoce przygotować! I rzuciły się paluchami, jęzorami do owoców. Czerwone porzeczki z maleńkimi, czarnymi pomponikami pękały w ich paznokciach. Chciwie zbierały wargami różowe sutki malin, odkręcały korony szypulek truskawkom. Przebierały koralami owoców jak różańcem, szepcząc słodkie modlitwy jadalnego staropanieństwa. Nikt was między placami nie przebiera, nikt z waszego powodu mniem nie robi, nikomu wasza czerwień warg i paznokci.

– To może jeszcze jedną herbatę ci zrobić? Jaką teraz, liczikarmelowawaniliowącytrynową? Poproszę. Ty się chyba naprawdę źle czujesz, nic nie zjadłaś. Jak ktoś nic nie je, źle się czuje, wiadomo. Karolina, herbaty zrób jeszcze, koralami malin na chwilę nie przebieraj. Aniu i Aniu, herbatki dla naszej chorej, dla naszego pacjenta bez apetytu. Brownies zaraz będą, chcesz brownies? Musisz spróbować brownies, jak Magda robi brownies, to żadne brownies do jej brownies się nie umywają. Nie wypuszczę cię bez moich brownies. Chociaż spróbujesz. Albo zjedz owoce pod kruszonką. Z lodami będą. Z czekoladowymi waniłowymi malinowymi. Lody najlepsze są na poprawę humoru. Bo ty chyba jesteś newsosie. Przyznaj się, jesteś newsosie? Gdzie ta herbata, dziewczyno, no? Newsosie jesteś od początku, tak, newsosie?

Chyba już pójde. Chyba już czas na mnie, mówię oblepionym palcom, unurzonym widelcom, szypułkom niezwiązanym w owoc, czekoladowym językiem nie umiem. Jakos tak mi nie w smak. Jestem chyba newsosie. Muszę rennie czy coś. Melisę może.

– Chyba już pójde.

– Dlaczego chcesz iść? – Magda się wyraźnie martwi, nawet od piekarnika wstała, browniesów rośnięcie przestała podglądać. – Przecież dopiero przyszłaś. I nic nie zjadłaś. Zaraz będą owoce pod kruszonką. Z lodami. Chociaż na owoce pod kruszonką poczekaj.

– Nie mogę. Naprawdę muszę już iść.

– To chociaż przepis ci dam w domu sobie zrobisz z lodami czekoladowaniliomalinowymi przepis weź przepis weź jakże to tak nieładnie to tak bez przepisu wychodzić nic nie jadła nic nie piła bez przepisu chce wyjść chociaż przepis weź chociaż przepis z tego życia miej przepis przepis bo życie jest krótkie i do dupy ouueeee przepis weź w domu zrobisz soli i chleba w domu potrzeba i owoców pod kruszonką wiadomo owoce pod kruszonką z lodami tylko pamiętaj trzeba mieć cukier demerara do owoców pod kruszonką coż to za owoce pod kruszonką bez cukru demerara takie owoce jak życie do dupy naprawdę nie chcesz może jednak daj się namówić gdzie jest długopis dajcie długopis w domu sobie zrobisz owoce pod kruszonką bo życie jest do dupy napiszę ci przepis.

Długopisem. Widelcem się nie da napisać. Ani mikserowym mieszadłem. Pisakiem lukrowym na torcie da się napisać, ale nie będę prowokować. Długopis. Gdzie jest długopis?

Wysłałam. Zaczepnęłam powietrza. Pod bramą obok wymiotował jakiś szczęśliwy Rzymianin.

Przepis na owoce pod kruszonką. Pod pierzynką kruszonki. Kruszonkę robisz z mąki. Pół łyżeczki proszku do pieczenia, do pieczenia, do pieczenia. Masło pokrój w kostkę, w kubiki, równiuseńkie, geometria przestrzena ozdoba każdej kuchni. I cukier demerara, nikt nie wie, co to jest, ale jak brzmi. Słodki cukier demerara. Zagnieć i do lodówki. Tam mu będzie zimno, zamieni się w kruszonkę. Trzeba zmarznąć, żeby skruszeć.

A teraz owoce. Policz fioletowe paciorki jagód, czerwone korale porzeczek. Pocałuj maliny, pocałuj, bo szybko spadają i nie są na zawsze. Wiesz, że kiedyś słowo jagody oznaczało policzki? Przytul wiśnię do policzka, jest

gładka jak policzek. Ułóż obraz z owoców. Możesz ułożyć strach, jeśli się boisz, albo radość, jeśli masz powód. Albo niczego nie układaj, gdy nie masz nic owocami do powiedzenia. Posyp owoce cukrem waniliowym. Będą słodsze niż na krzaku, niż na drzewie. Człowiek ma ulepszać świat.

Piekarnik rozgrzej mocno, mocno, 220 stopni, jakby ciebie tak włożyć, to minuta i po robocie, a owocom pod kruszonką nic się nie stanie. Wnioski wyciągnij. Smacznego!

ZOŚKA PAPUŻANKA (1978, Polen) – Prosaikerin. Sie veröffentlichte den Roman *Krippe* (2012), der von Literaturkritikern und Lesern positiv aufgenommen und für den Preis „Paszport Polityki“ nominiert wurde. Autorin von Texten, die in Krakauer Kabaretten, den Spektakeln von Teatr Lalki i Aktora „Parawan“ aufgeführt werden. Sie wohnt in Krakau.

ZOŚKA PAPUŻANKA (1978, Polska) – prozaiczka. Opublikowała powieść *Szopka* (2012), dobrze przyjętą przez krytyków literackich i czytelników, która otrzymała nominację do Paszportów „Polityki“. Jest autorką tekstów piosenek wykonywanych w krakowskich kabaretach i spektaklach Teatru Lalki i Aktora „Parawan“. Mieszka w Krakowie.



Switlana Powalajewa Світлана Пováляєва

AUTOBUS IN DEN HIMMEL АВТОБУС ДО НЕБОКРАЮ

Auszug aus dem Roman
Уривок із роману

© Ania Jaworska-Kruk

► Ich, der Bruder von Molko (nein, nicht von Brian Molko, ich habe auch mit Marilyn Manson nichts gemeinsam, ganz im Gegenteil, von dem Molko, der im Winter von einem Kühlwagen überfahren wurde, dessen Blut kein Alchemist mehr von dem Matsch und Schnee trennen konnte, auf dessen Körper bis zur Verwesung – vielleicht verwest er aber schon - der Abdruck eines Autoreifens prangte, im Muster einer Königsboa), fahre mit einem Regionalbus. Er wirbelt noch nicht einmal Staub am Horizont auf, massiert immer noch den Asphalt, doch mich bringt er schon in die Stadt zurück. Die Wolken – eine Herde geflügelter Kängurus – verfolgen den Bus bis zur Wegbiegung hinter dem Dorf. Fliegende Fische in wallenden Gewändern ...

Lika, arme Lika, die nicht aus der heißen Wanne steigt, dort lebt wie ein Piranha im Aquarium, meine Bücher, Zeitungen, Zeitschriften ruiniert (fast alle sehen jetzt aus wie eine Napoleon-Torte vom letzten Jahr oder das Pergament von Melquiades). Sie hat sich immer beschwert, dass sie keinen Bruder hat, und ihr ganzes kurzes Leben lang hegte sie die absurde Vorstellung, im Heu einen Bruder zu finden ... Sie hatte nie einen Bruder (so in der Art: „Ich-hatte-nie-eine-Spielzeugeisenbahn-dabei-hab-ich-mir-immer-so-sehr-eine-gewünscht“) und ich habe jetzt keinen mehr ... Während ich die Fahrkarte bezahle und mich an Körben, Taschen und Handwägelchen vorbei zu einem freien Platz kämpfe, sitzt sie wahrscheinlich in ihrer Wanne – unaufhörlich plätschert Wasser aus dem Hahn, mit der großen Zehe zieht Lika den Stöpsel aus dem Abfluss und lässt ihn wieder hineinflutschen – sie raucht ihre letzte Zigarette, fischt im Wasser nach dem Telefon, einem Buch oder einer Zeitschrift ... und denkt, dass Molkos Tod uns nicht versöhnen, uns nicht auf eine Stufe stellen kann, denn ...

Denn ich hatte einen Bruder, um den ich zumindest noch trauern kann, sie jedoch kann niemanden beweinen, denn sie hat nie einen Bruder gehabt, nicht mal einen, der zu Hackfleisch gemacht wurde! ... Ich bin der Bruder von Molko, und sie ist einfach nur Lika, die Unbarmherzige Schwester (barmherzig ist sie nämlich wirklich nicht, sie legt mir den Wohnungsschlüssel unter die Fußmatte, damit sie bloß nicht aus der Wanne muss, denn Schlüssel

haben wir nur einen), die gierige, rastlose, hysterische Lika ...

Als wir uns kennenlernten, hatte sie eine eigenartige Macke, eine fixe Idee: Sie erfand alle möglichen transzendentalen Zusammenhänge, die aus uns sozusagen Bruder und Schwester machten. Sie wollte „Inzest“, nahm die Scheinheiligkeit des Spiels aber nicht wahr, und ich witterte in der billigen, mädchenhaften Exaltiertheit eine Chance auf ein bisschen Vögeln ... Ich hätte mich nie ernsthaft darauf eingelassen, selbst wenn sie eine bessere Dramaturgin, eine gewitzte Regisseurin, eine glänzende Schauspielerin gewesen wäre, denn ich hatte ja meinen Bruder Molko. Und ich verstand nicht, was daran so besonders war; und wozu zum Teufel brauchte ich dann auch noch eine Schwester.

Sie spürte das, und an unserem ersten Sex zerbrach sie endgültig: Sie begriff, dass sie für mich nur eine Frau war ...

Eine Frau, mit der ich zusammenlebe. Länger als zwei Jahre und einen Monat. Um läppische vier Tage länger ...

Der Autobus las einen Tramper auf. Ein paar Hundert Meter von der Stelle, die mein Herz aus unbekanntem Gründen Wein und Honig weinen ließ, an der ich wie ein Fisch ins Netz ging und von der ich mich fernhielt. So war ich kein einziges Mal ausgestiegen, hatte den Fahrer nie gebeten anzuhalten und war nicht ausgestiegen ...

Diesmal standen dort am Straßenrand drei groteske Nutten: klassisch vulgär, zum Kotzen aufgedonnerte Weiber, fast wie Comicfiguren, mit gigantischen Titten im Dekolleté, Vampirzähnen und unerträglich blendenden Klunkern unter der festgesprayten Frisur. Eine von ihnen machte es einem verbrauchten Dörfner an die Vierzig verführerisch „mit der Hand“, der sah noch lange zurück, verdrehte sich den Hals, versuchte durch die Heckscheibe noch einen Blick auf die schockierende, muränenähnliche Schlampe zu erhaschen, die sich mit einer Geschwindigkeit von 60 km/h entfernte. Während ich diese Szene beobachtete, ging ich zum ersten Mal nicht in das löchrige Netz dieses verwünschten Ortes. Ich, der Bruder von Molko, der im Winter unter den Rädern

eines Kühlwagens umgekommen war ...

Lika, deine Zigaretten sind vielleicht schon alle, und du näherst dich schrittweise dem Bombenbunker der Drogenhysterie ... Wenn du die „Haifischjagd“ ersäufst, gehe ich von der Tür direkt zum Computer, rackere dort, bis ich umfalle, und Sex kannst du dir gleich abschminken!

In einer Kleinstadt stiegen viele Körbe, Taschen und Handwägelchen aus, ein stieg eine stinkende Verrückte mit einer Herde von Hunden an der Leine und platzerte sich mit ihren rühdigen Kötern mir gegenüber, die Schlampe! Ich hasse Hunde, auf diese intime Distanz ganz besonders! Ich habe keine Angst vor ihnen, aber mich ekelt es. Sie stoßen mich ab, obwohl ich noch nie von einem gebissen wurde. An Molko hatte so ein weißrotes Untier einmal geknabbert ...

„He Alte, hör zu, das Vieh hat mir vor die Füße gepisst! Verschwinde mit deinem Hundepack, sonst geht's ihm an den Kragen!“

„Aber, aber, Jungchen ... entschuldige ... das göttliche Tierchen ist erschrocken ... komm her, Belotschka, Belotschka, mein kleiner Liebling ...“

Ich hasse „göttliche Tiere“!

Der Fahrgastraum – Stufen – Asphalt, Eierschalen, Tauben, Beine, Müll – eine Glastür – Asphalt, Eierschalen, Tauben, Beine, Müll – ein Straßenbahnwaggon – Asphalt, Asphalt, Asphalt bergauf ... Stufen. Noch ein wenig Asphalt.

Die feuchte Dunkelheit der Stiege, der Schlüssel unter der Türmatte. Daneben ein Ziegelstein (das Schloss spinnt also schon wieder). Den Schlüssel ins Schloss. Mit dem Ziegelstein auf den Schlüssel – Rums! (Wir sollten den Orden der Riegelschloss-Zerstörer gründen.) Rums! Krach ... „Die Tür – quietsch -, ich stehe auf der Schwelle ...“ Miau!

„Mieze-Kater, mein Süßer ...“

„Miau! Wiaurrrr!“

„Na, na, Fester ... Lika hat dich bestimmt gefüttert, ganz sicher ...“

Hm, Lika ist nicht da. Gegenüber der Eingangstür die offene Tür zum dunklen und leeren Badezimmer, zehn Schritte den Gang entlang ... „Dunkelheit am Ende des Tunnels“ ... und vier Tage ...

„Lika?“

„Miau!“

„Wo hast du Lika versteckt? Hat wenigstens sie etwas gegessen?“

Oder nur geraucht?

„Miau!“

„Klar, du hast nur deinen Napf im Kopf ...“ Rechts ... „Li-ka?“ Chaos im Schlafzimmer, der Computer läuft ... „Li-ka!“ Links... nichts. Rechts (in der Küche) ... auch nichts. Hm ... Na gut.

Wenn die verdammte Tür nur so aufgehen würde, wie sie zugeht. Den Schlüssel in die Tasche. (Lika verbietet mir, den Schlüssel auf dem Tisch liegen zu lassen – das bringt Stunk und im Bett – Einsamkeit. Unter die Türmatte lege ich den Schlüssel nie, ich muss mich ja nicht aus der Wanne ziehen. Wie Baron Münchhausen sich aus dem Sumpf ...) Vielleicht sollte ich in die Badewanne ...?

„Miau!“

„Komm schon her, komm zu mir, Fester, Liebling ...“

„Jaurrr! Miaurrr!“

Während Wasser in die Wanne läuft ... Der Bildschirm zeigt einen Text, den Lika geschrieben hat. (Ich schnüffle nicht in ihren Aufzeichnungen herum, doch wenn sie sie offen lässt ...)

Und wieder tropft es vom Himmel – eintönig und unerbittlich – mitten aus dem Herzen des Sommers, mitten aus der Sonne, als ob die Sonne nicht nur die letzten paar Stunden nicht da gewesen wäre, sondern überhaupt nie. Kranker Sommer, krankes Herz, das sich in einen Klumpen Zigarettenasche unter dem Flügel eines zerfledderten Vogels verwandelt. Der Regen überzieht den Blick mit Schimmel, die Wörter sind hoffnungslose Fischer, bis zur Hüfte im Wasser. Und ringsherum Kreise auf dem Wasser, unzählige scharfe Pupillen, die ineinander verlaufen, und die Stiefel voller Wasser, und ein unbeweglicher Schwimmer ...

Nach einem Monat Trauersommer begann ich vom Feuer zu träumen. Ich schließe die Augen und sehe Feuer, und sein Herz, und jeden Ast, Kirschenzweige, Föhrenzweige, Kohlestücke und Funken von den Blättern, die brennen wie ein Feuerwerk, und Rauchmuster, und Schattenballer. Und sonst nichts, nur das Feuer, genauso wie wenn man wach ist, ständig Holz nachlegt, umschichtet und -legt, dann schaut man nur ins Feuer und denkt an nichts. So sitzt man die ganze Nacht am Feuer und am Morgen begreift man, dass es ein Traum gewesen ist.

Dann wurde es noch schlimmer, ich schloss die Augen und sah den Sternenhimmel. Den prächtigen Sommersternenhimmel, wie im August auf der Krim. Du liegst die ganze Nacht auf dem Rücken im Sand, schaust dir die Sterne am Himmel an und merkst nicht, wie der Traum dich müde macht. Und in der Früh, wenn du im Bett aufwachst, verstehst du (verstehst, kannst es aber nicht begreifen), dass du vom Sternenhimmel geträumt hast, und dann ...

Damals jagte mir dieses Durcheinander zum ersten Mal einen Schrecken ein: Wenn du am Ufer unter freiem Himmel oder am Feuer einschläfst und dann in deinem Bett aufwachst, was träumst du dann wirklich? Oder wenn du im Bett einschläfst und am Feuer oder unter

dem Sternenhimmel aufwachst, was ist dann Traum, und was Wirklichkeit? ...

Ich, Sommer-Sternen-Anbeterin, habe beschlossen, jenen Raum zur Wirklichkeit zu erklären, in dem es Sterne und Brennholz gibt. Und ... behielt Recht! Denn einmal kroch ich unter die Decke und ein langer Traum suchte mich auf – so eine Art „Liebesgeschichte für Frauen mit vielen Unbekannten“, sinnlose, verstrickte Prosa des Unterbewusstseins. Schon am Morgen stellte sich vor dem Fenster Regen ein – grau und wabbelig – wie Weihnachts-

► Я – брат Молка (ні, не подумайте, що Брайана Молко, і не подумайте, що схожий на Мериліна Менсона або що, а навпаки, – того Молка, якого взимку переїхав рефрижератор, того, чию кров не виокремить з багноки і снігу жоден алхімік, і того, на чиему тілі – допоки воно не зітліє (а можливо вже й зітліло), залишатиметься подібне до шкіри удава тавро автомобільних шин) – їду в міжміському автобусі. Він ще й куряви не здійняв на дорозі під обрієм – він десь іще масажує асфальт – а я вже повертаюся в ньому до Міста. Я ще допалюю свою цигарку – останній у черзі кошків, торб і "кравчучок", – а він уже підкидає мене шкіряною рукавичкою сидіння до зрізу препаративного вікна. І хмари – схожі на зграю крилатих кенгуру, що переслідують автобус аж до рогу за селом. І на летючих риб у мантіях ...

Ліка, бідна Ліка, що не вилазить з гарячої ванни, вона там просто живе, мов якась піранья в акваріумі, і паскудить мої книжки, газети, журнали (вони майже всі тепер схожі на торішній торт "Наполеон" або на пергаменти Мелькіадеса). Вона завжди бідкалася, що не має брата, і все життя (не надто довге наразі) їй марилося така замануха: знайти собі в якихось коноплях рідного брата... У неї ніколи не було брата (на штиб: "у мене ніколи не було іграшково-ізалізничі-про-яку-я-мріяв-усе-дитинство"! і у мене тепер немає... І поки я розраховуюся за проїзд і пхаюся поміж кошків, торбів і "кравчучок" до вільного місця, вона там сидить, напевне, у своїй ванній – невпинно лється вода з крана, Ліка підчеплює великим пальцем ноги затичку і то витягає її зі сливу, то опускає знов, – і допалює останню цигарку, і виловлює з води телефонний апарат, або книжку, або журнал... і думає, що смерть Молка не може нас примирити, поставити на одну дошку, бо...

Бо у мене був брат, і навіть тепер я можу, принаймні, за ним сумувати, а їй нема кого оплакувати, тому що у неї не було брата, хоч би з нього і зробили біфштекс!... Я – брат Молка, а вона – просто Ліка, сестра-пересердя (далека від милосердя: вона кладе ключа від квартири під переддверний килимок, щоби я не витягав її з ванної, бо ключ у нас один), жадібна, невгамовна, істерична Ліка...

Коли ми познайомилися, у неї була мультка, ідея-фікс: вона вигадувала якісь трансцендентальні обставини, що нібито єднали, як брата і сестру, – вона хотіла "інцесту", і не відчувала грубого фальшу, а я думав,

сүлзе, und den ganzen Tag feuchte, raschelnde, flackern-de Dämmerung ...

Ein Sommer auf der Intensivstation.

The end.

[Übersetzung: Maria Weissenböck]

[Auszug aus: Switlana Powaljawewa, Ekshumacija mista, Charkiw 2003.]

що ця дешева дівчача екзальтація – привід відтягнути момент трахання... Я не повівся би на цю гру, навіть якби вона була кращим драматургом, хитрим режисером і блискучою акторкою, бо ж у мене був брат Молко. І я не розумів, що в цьому такого особливого, і на біса мені ще й сестра.

Вона відчувала це, але перший же наш із нею секс остаточно її зламав: вона переконалася, що вона для мене – просто жінка...

Жінка, з якою я живу. Більше двох років і одного місяця. Більше усього лише на чотири дні...

Автобус підібрав якогось хітч-хайкера. За кількост метрів від місця, яке з невідомих причин змушувало моє серце плакати вином і гречаним медом, яке ловило мене, мов рибу, на гачок, і до якого я боявся наблизитись – так жодного разу і не вийшов з автобуса, не попросив водія зупинитися і не вийшов з автобуса...

А цього разу там, на узбіччі, стояли три гротескні повії – класично вульгарні, бридко розкішні кобили, майже комікоподібні, з величезними декольтованими цицьками, вампіричними губами і нестерпно-сліпучою біжутерією під налакованими зачісками. І одна з них картинно "зробила ручкою" забембаному сільському чоловікові під сорок, який потім ще довго потай озирався, викручував шию, намагаючись роздивитися у задне вікно цю шокуючу муреноподібну лярву, що віддалялася зі швидкістю шістдесят кілометрів на годину. І я, спостерігаючи цю сценку, вперше не впіймався на іржавий гачок Зачарованого місця. Я, брат Молка, – того, що взимку загинув під колесами рефрижератора...

Ліко, у тебе, мабуть, закінчилися цигарки, і ти зараз наближаєшся поступово до моторшних бомбосховищ наркоманської істерики... І, якщо ти втопиш Акулу Ханта, я з порогу піду за комп'ютер, і маніячтиму за ним, доки не засну, і жодних трахань тобі не буде!

У СМТ багато кошків, торб і "кравчучок" вийшли, і зайшла якась смердюча вар'ятка з цілою зграєю собак на ремінцях, і розташувалася з цими лишайними шавками навпроти мене, сука! Я ненавиджу псів, а тим більше на такій інтимній відстані! Я їх не боюся, але вони мені огидні. Я почуваю до них відразу попри те, що вони ніколи мене не кусали. А Молка якось погризла отака біло-руда потвора...

– Слухай-но, бабцю, ця тварюка насцяла просто мені під ноги! Забирайся зі своїм собачником, доки я їх не передувив!

– Та що ти, синку... ну вибач... ну злякалася божа тваринка... ходи сюди, Белочка, Белочка, манюня моя хороша...

Ненавиджу "божих тваринок"!

Салон автобуса – східці – асфальт, шкаралупа, голуби, ноги, сміття – скляні двері – сходи – вагон метро – сходи – скляні двері – асфальт, шкаралупа, голуби, ноги, сміття – вагон трамваю – асфальт, асфальт, асфальт вгору... Сходи. Ще трохи асфальту.

Вогка темрява під їзду, ключ під килимком. Поруч цеглина (це означає, що замок знову вередує). Ключ в отворі. По голівці ключа – цеглиною Гуп! (треба створити Орден Винищувачів Рігельних Замків!) Гуп! Кккклац... "Двері рип – і на порозі..." Няу!

– Сонечко, кицюню, котику...

– Няуррр! Вяуррр!

– Ну-ну, Фестере... не вірю, щоби Ліка тебе не нагодувала...

Гм, Ліки немає. Одразу навпроти вхідних – прочинені двері до темної і порожньої ванної кімнати – десять кроків вперед по коридору... "темрява в кінці тунелю"... і чотири дні...

– Ліко?

– Няу!

– Де ж ти Ліку подів?.. Вона сама хоч щось їла?

Чи тільки курила?

– Няу!

– Ну звісно, ти лише про свою миску дбаєш... – Праворуч... – Лі-ко? – В спальні безлад, комп вімкнений... – Лі-ко! – ліворуч... ні. Праворуч (на кухні)... Теж ні. Гм... Гарзд.

От би вони так відчинялися, ці клятві двері, як зачинаються. Ключ до кишені (Ліка не дозволяє залишати ключа на столі – це ніби-то "до сварки", і на ліжку – "до самотності", а під килимком не залишаю ніколи, мені ж-бо не треба витягувати себе з ванни. Як баронові Мюнхгаузенів – з багна...). А може залізи у ванну?..

– Няу!

– Ну ходи вже сюди, іди до мене, Фестере, сонечко...

– Ййяаауррр! Мрррваурр!

Доки набирається вода... На моніторі висить текст, який набирала Ліка (я не лізу в її записи, але якщо

вона його не закрила...)

І воно знову починає щідитися з неба – нудотно і неблаганно – з самого зеленого серця літа, з самого сонця, так, ніби сонця не було не лише кілька годин тому, а й взагалі не було ніколи. Хвороба літа, хвороба серця, що перетворюється на грудку вогкого тютюнового попелу під крилом розкошланої пташки. Дош, від якого погляд поростає пліснявою, а слова – безнадійні рибалки по пояс у воді. І довкола – безліч гострих зниць – кола на воді, що тануть, і повні ботфорти води, і мертвий поплавок...

Через місяць такого ритуально-жалобного літа мені почало снитися багаття. Заплющу очі й бачу вогонь, і його осердя, і кожну гілку, і дрова з вишні, з сосни, вуглини й іскри від листя, що горить, мов фейерверк, і візерунки диму, і балет тіней. І більше нічого, тільки багаття, так само, як і не уві сні, коли весь час підкидаєш та воружиш і вмоцнеш дрова, – тоді ж дивишся лише у вогонь, і ні про що не думаєш. І отак всю ніч сидиш перед багаттям, а вранці розумієш, що це був сон.

Потім сталося ще гірше – я заплющила очі і побачила зоряне небо. Рясне розкішне літнє зоряне небо, яке буває у серпні в Криму. Просто лежиш всю ніч горілиць на піску і дивишся в небо на зорі, й не помічаєш, як тебе зморює сон. А вранці, коли прокидаєшся в ліжку, розумієш (розумієш, розумієш, і ніяк не можеш зрозуміти), що зоряне небо тобі снилося, а потім...

Ось тоді-то мене вперше налякала ця плутанина: коли засинаєш на березі простонеба чи десь біля багаття, а потім прокидаєшся у своєму ліжку, то що ж насправді тобі сниться? Бо ж, коли засинаєш в ліжку, а прокидаєшся перед ватрою чи під зоряним небом, то що ж таки є сном, а що відбувається насправді?..

Втім, я – літо-зоре-вогнепоклонниця – вирішила обрати за реальність той простір, де бувають зорі і сухі дрова. І... облажалася! Бо якось залізла під ковдру і до мене прийшов тривіальний сон – такий-собі "жіночий роман з багатьма невідомими", безглузда і заплутана проза підсвідомості. А вранці за вікном – як різдвяний холодець – бовванів уже сірий драглистий дощ, і цілий день – вогкі шелесткі мерехккі сутінки...

Літо в реанімації.

The end.

SWITLANA POWALJAJEWA (1974, Ukraine) – Prosaikerin und Lyrikerin. Sie publizierte Bücher: *Exhumierung der Stadt* (2003), *Anstatt Blut* (2003), *Origami-Blues* (2005), *Lippenstift-Camouflage* (2006), *Simurgh* (2006), *Huren. Himmel – Küche der Toten* (2007), *Wrumm der Zauberer* (Kinderbuch, 2007), *Bardot online* (2009), *Erzählung Attraktion in der Anthologie Decameron. Zehn ukrainische Prosaiker der letzten zehn Jahre* (2010), *Gedichte in der Anthologie Metamorphosen. Zehn ukrainische Poeten der letzten zehn Jahre* (2011). TV-Journalistin, Aktivistin. Sie lebt in Kiew.

СВІТЛАНА ПОВАЛЯЄВА (1974) – авторка прози та поезії. Друковані книги: *Екзумація міста* (2003), *Замість крові* (2003), *Орігамі-блюз* (2005), *Камуфляж в помаді* (2006), *Сімург* (2006), *Лярви. Небо кухня мертвих* (2007), *Вррум-чарівник* (дитяча книжка, 2007), *Бардо online* (2009), оповідання *Атракціон* в антології *Декамерон. 10 українських прозаїків останніх 10-ти років* (2010), поезії в антології *Метаморфози. 10 українських поетів останніх 10-ти років* (2011). Тележурналістка, громадська активістка. Мешкає у Києві.



DIE LIEBE DER LEUTE ЛЮБОВЬ ЛЮДЕЙ

Episoden aus dem Leben der Leute im Angesicht des Winters und in Erwartung des Sommers. Картины из жизни людей в преддверии зимы и ожидания лета.

HANDELNDE LEUTE:

KOLJA

LJUSKA, Koljas Frau

WALJUNIK, Ljuskas jüngerer Sohn (ohne Text)

OLGA BORISOWNA, Ljuskas Mutter (O. B.)

SERGEJ

LIDIJA FJODOROWNA, Sergejs Mutter (L. F.)

IWAN

NASTJA, Iwans Frau

TSCHUBASOW

OLGA, Tschubasows Geliebte

MASCHKA, eine Verkäuferin

ERSTER AKT

(Im Angesicht des Winters)

1. Kolja

Dunkelheit. Stille.

Lange Dunkelheit. Lange Stille.

Sehr lange Dunkelheit. Sehr lange Stille.

Eine leise Stimme.

Kolja: Ljuska! Ljuska, Wasser! Heh! Ljuska, Ljuska, ich bring dich um, du Drecksau, Wasser, sag ich, bist du taub oder was? Ljuska, wenn ich jetzt aufsteh ... wenn ich ... jetzt, warte, gleich, wenn ich den Kopf hoch ... gleich ... aaah ... aufhören ... auf

2. Sergej

Türenquietschen.

Stiefelscharren.

Ljuska: Guten Tag.

Sergej: Ja. Guten Tag, Ljudmila Fjodorowna. Setzen Sie sich.

Ljuska: Du hast mich herbestellt?

Sergej: Ja, hab ich. Setzen Sie sich.

Ljuska: Ich bleib stehen.

Sergej: Ljudmila Fjodorowna, setzen Sie sich bitte.

Ich werde Sie nicht lange aufhalten, aber setzen Sie sich bitte. Ich habe einige Fragen an Sie.

Ljuska: Das sind meine Ferkel, die hab ich gekauft, Serjoscha, mein Gott, auf dem Markt, warum glaubst du mir nicht? Die Selentschicha verbreitet da alles Mögliche, woher hat die eigentlich die Ferkel und so weiter!

Sergej: Ljudmila Fjodorowna, darum geht es gar nicht. Setzen Sie sich bitte endlich. Es geht um ihren Mann.

Ljuska: Ach du meine Fresse! Ist der Scheißkerl zurück, oder was?

Sergej: Offensichtlich ist er verschollen.

Ljuska: Na Gott sei Dank, den wären wir los.

Sergej: Ljudmila Fjodorowna, die Sache ist ernst ... Ich habe bisher noch nichts weiter unternommen, ich wollte erst mal mit Ihnen reden, Ljudmila Fjodorowna ...

Ljuska: Warum tust du denn so offiziell? Wie wär's denn mit Ljuda, Serjoscha, so wie in der Schule.

Sergej: Ljudmila Fjodorowna, ich würde Sie doch bitten ... Ihr Mann ist offensichtlich verschollen.

Ljuska: Wie – offensichtlich?

Sergej: Gestern ist Tschubasow zurückgekommen. Er sagt, dass Nikolaj nicht nach Moskau gekommen ist, so wie sie's ausgemacht hatten.

Ljuska: Und woher weißt du das? War Tschubas bei dir, oder was?

Sergej: Ja, wir haben gestern ... also, uns gesehen. Er sagt, dass Nikolaj nicht gekommen ist.

Ljuska: Wie, nicht gekommen, ich hab ihn doch selber nach Retschnoje zum Bus gebracht. Also so ein Scheißkerl, nicht eine Überweisung hab ich von dem bekommen, ist echt schon peinlich, auf der Post aufzutauchen,

und der treibt sich also seit einem halben Jahr irgendwo rum!

Sergej: Schrei nicht so ...

Ljuska: Wie, schrei nicht so? Die letzten Kröten hab ich ihm gegeben, für die Fahrkarte. Bis zum Abzweig hab ich ihn gebracht, sechs Kilometer immerhin. Da ist man schon fast in Retschnoje, wo soll der denn da bitte abhandengekommen sein?

Sergej: Genau das müssen wir herausfinden.

Ljuska: Was gibt's denn da herauszufinden? Der hängt wieder an der Flasche. Der ist doch echt irre. Wenn ich da nicht ständig hinterher bin, aber sobald man mal wegguckt, wird schon wieder gebechert. Krank ist der doch.

Sergej: Wenn er krank ist, muss er sich in Behandlung begeben.

Ljuska: Das halbe Dorf besteht doch aus solchen, das weißt du genauso gut wie ich.

Sergej: Wann ist er denn gefahren?

Ljuska: Warte, direkt vor Ostern, da geht nämlich in Moskau die Saison los. Aufm Bau. Ich bin ja Tschubas ordentlich auf den Geist gegangen, dass er meinen Alten mitnimmt. Mit dem Garten komm ich schon selber klar, aber Ljoschka müssen wir was schicken. Sein bisschen Stipendium reicht ja hinten und vorn nicht, da in seinem College. Und Waljunik hat keine Pampers. Gut, das ist nicht so wild, wir haben ja alle keine Pampers ... gehabt, früher, meine ich. Mensch, Serjoscha, der ist nicht verschollen, den haben sie eingelocht, da kannst du Gift drauf nehmen.

Sergej: Wenn sie ihn eingelocht hätten, hätte mir das längst jemand mitgeteilt. Ljudmila Fjodorowna, Sie müssten bitte eine Vermisstenanzeige aufgeben.

Ljuska: Wozu denn das jetzt? Verschollen, dass ich nicht lache. Der taucht schon wieder auf, wenn sie ihn freilassen.

Sergej: Also, noch einmal: Wenn er eingesperrt worden wäre, dann hätte ich da schon längst was Schriftliches, hätte ich schon ordentlich zu tun bekommen und so weiter. Ist das wirklich so schwer zu kapiern?

Ljuska: Sergej, ich kapiere das alles, aber ich bin mir einfach sicher, dass dem nichts passiert ist.

Sergej: Ljuska, das sind jetzt fast sieben Monate, sieben, kapiert du? Da kann alles Mögliche passieren, er kann umgebracht worden sein oder nicht mehr wissen, wer er ist, oder im Irrenhaus gelandet sein oder was weiß ich wo.

Ljuska: Sag mal, hast du vergessen, was das für einer ist? ... Serjoscha, ich hab jetzt, in diesen sieben Monaten, endlich angefangen zu leben ... Walka weint endlich nicht mehr und schläft durch, ohne ständig aufzuwachen. Du

hast Kolja doch damals selbst festgenommen. Ljoschka war in den Ferien da, sagt, dass ich viel leckerer koche ... Und meine Mutter, die sagt, dass ich vielleicht schon neuen gefunden hab, hab ich nicht, ich hab nur endlich angefangen zu leben ...

Sergej: Hier, Ljuska, 'n Taschentuch.

Ljuska: Entschuldigung, Serjoschenka, ich bin schon völlig ...

Sergej: Schon gut, schon gut, alles in Ordnung. Aber sich so von seinem Mann zu trennen, was soll denn das? Ljuska, lass dich scheiden, verlass ihn, geh zu deiner Mutter, was weiß ich.

Ljuska: Von wem soll ich mich denn bitte scheiden lassen, wenn keiner da ist?

Sergej: Also ist ihm irgendwas passiert, kapiertst du's?

Ljuska: Ja klar! Vielleicht hat er ja in Retschnoje irgend-ein Weib gefunden und da steckt er jetzt! ... Ach Mann, glaubst du vielleicht, ich hab's leicht?

Sergej: Ganz ruhig, Ljuska. Aber schreib bitte einfach diese Vermisstenanzeige ... der Ordnung halber. Damit es dann keine unnötigen Fragen gibt. Von mir wird hier Ordnung verlangt, alle möglichen Kontrollen, Papiere, damit alles schön seine Ordnung hat, Unterschriften, alles was so dazugehört.

Ljuska: Ja klar. Klar.

Sergej: Na dann ist's ja gut.

Ljuska: Aber kann ich das später schreiben, ich komm noch mal bei dir vorbei, Sergej, und schreib das, ja?

Sergej: Ja, so sehr brennt's nun auch wieder nicht ... Beruhige dich doch erst mal, beruhige dich, Ljuska, du kommst noch mal und schreibst das, nun beruhige dich doch erst mal wieder. Komm vorbei, wenn du Zeit hast.

Ljuska: Gut, Serjoschenka, gut. Alles klar. Ich geh mal lieber, ist schon ganz dunkel draußen. Und Entschuldigung noch mal, dass ich hier so ...

Sergej: Geh schon, Ljuska, geh schon.

Ljuska: Na dann, alles Gute, Serjoscha.

Sergej: Dir auch ... Ljuska.

Ljuska: Häh? Was?

Sergej: Nichts, nichts, schon gut.

Ljuska: Ich dachte, du wolltest noch was fragen.

Sergej: ... Wie geht's denn deiner Mutter?

Ljuska: Gut. Danke ... Hat neulich nach dir gefragt. Meint, irgendwie guckst du so finster in letzter Zeit.

Sergej: Ja ... viel zu tun gerade.

Ljuska: Was denn bitte zu tun, Serjoscha? Seit wann gibt's denn bei uns viel zu tun? Ach Serjoscha, du lügst wie gedruckt.

Ljuska geht.

Sergej: Ja, ich lüge ... ich lüge, Ljusja, ich lüge.

3. Iwan

*Es gießt in Strömen.
Eine Straßenlaterne leuchtet.
Die kahlen Bäume biegen sich.*

Iwan: Serjoscha, was soll das denn?

Sergej: Was?

Iwan: Wieso du im Regen rumstehst ... Serjoscha?

Sergej: Hau ab.

Iwan: Hast du gesoffen?

Sergej: Nein.

Iwan: Du bist ja total voll.

Sergej: Geh, Mann.

Iwan: So. Komm, ich bring dich.

Sergej: Pforten weg!

Iwan: Was ist denn los?

Sergej: Alles in Ordnung, Mann. Ich bin nüchtern. Geh einfach.

Iwan: Ja von wegen. Komm, wir stellen uns da beim Laden unter. Jetzt komm, zick nicht rum.

Sergej: Ich zick nicht rum ...

Iwan: Du bist ja völlig durchgeweicht. Und deine Mütze trieft, aber so was von, schüttel die bloß aus, das Abzeichen tut schon rosten ... alles klar, war nicht witzig. Was stehst du denn da rum, hm?

Sergej: Wanja, danke. Geh einfach weiter, ja.

Iwan: Was ist denn los, Mann? Mit deiner Mutter irgendwas?

Sergej: Nein. Geh ... Geh einfach, ja.
Iwan: Nun erzähl doch mal, da geht's dir gleich besser.

Sergej: Alles in Ordnung, Wanja. Los, geh schon, zu Hause warten sie.

Iwan: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

*Iwan geht.
Sergej stellt sich wieder in den Regen.
Iwan kommt zurück und schiebt Sergej unter das Vordach des Ladens.*

Iwan: Bist du völlig durchgeknallt, Mann? Was ist denn passiert, Serjoscha? ... Also ich geh jetzt bestimmt nicht! Was passiert ist, frag ich dich! Serjoscha, weinst du, oder was?

Sergej stellt sich wieder in den Regen.

Iwan: Gut! Gut, bleiben wir eben hier stehen! Bitte! Wie die letzten Idioten! ...

Sergej geht zurück unter das Vordach.

Iwan: Willst du mich verarschen, oder was?
Sergej: Wanja, magst du Rosen?
Iwan: Was für Rosen?
Sergej: Rote.
Iwan: Du bist ja echt völlig durchgeknallt.
[...]

[Übersetzung: Lydia Nagel]

▶ ДЕЙСТВУЮЩИЕ ЛИЦА:

КОЛЯ
ЛЮСЬКА, жена Коли
ВАЛЮНИК, младший сын Люськи (без слов)
ОЛЬГА БОРИСОВНА, мать Люськи (О.Б.)
СЕРГЕЙ
ЛИДИЯ ФЕДОРОВНА, мать Сергея (Л.Ф.)
ИВАН
НАСТЯ, жена Ивана
ЧУБАСОВ
ОЛЬГА, возлюбленная Чубасова
МАШКА, продавщица

ДЕЙСТВИЕ ПЕРВОЕ
(В преддверии зимы)

1. Коля
*Темнота. Тишина.
Долгая темнота. Долгая тишина.
Очень долгая темнота. Очень долгая тишина.
Негромкий голос.*

Коля: Люська! Люська, воды принеси. Алле? Люська, Люська, забью, сволочь, воды говорю, принеси, оглохла что ли? Люська, я ж, если встану... я же если... сейчас, только башку от подушки отдеру... сейчас... у-ух... хватит... хва...

2. Сергей
*Скрипят двери.
Шаркают сапоги.*

Люська: Здравствуйте.

Сергей: Да. Добрый день, Людмила Федоровна. Садитесь.

Люська: Вызывал?

Сергей: Да, вызывал. Садитесь.

Люська: Я постою.

Сергей: Людмила Федоровна, садитесь, прошу вас. Я хоть и долго Вас не задержу, но все же присядьте. У меня к Вам несколько вопросов.

Люська: Мои это поросята, купила я их, Сережа, ей-богу, на ярмарке купила, что же ты мне не веришь? Наговаривает Зеленчиха, откуда у нее вообще поросята!

Сергей: Людмила Федоровна, дело не в этом. Садитесь, прошу Вас. Дело касается Вашего мужа.

Люська: Ах, ты ж, мать его! Что, приехал паскуда?

Сергей: Он, видимо, пропал.

Люська: Господь с нами, избавились.

Сергей: Людмила Федоровна, дело серьезное... Я пока никаких действий еще не предпринимал,

решил сначала переговорить с Вами, Людмила Федоровна...

Люська: А чего ты официальный такой? Можно Люда, Сереж, как в школе.

Сергей: Людмила Федоровна, я бы попросил Вас... Ваш муж, видимо, пропал.

Люська: Это как же – видимо?

Сергей: Вчера днем Чубасов вернулся. Он говорит, что Николай не приезжал в Москву, как это было у них договорено.

Люська: А ты откуда знаешь? Чубас сам к тебе пришел?

Сергей: Да мы вчера с ним... виделись, в общем. Он говорит, что Николай не приезжал.

Люська: Как не приезжал, я же его сама в Речной провожала, на автобус. Вот паскуда, ни одного перевода от него не получила, на почту уже стыдно заглядывать, а он, видать, где-то прошлялся полгода!

Сергей: Так. Не шуми...

Люська: Как это «не шуми»? Последние ему на билет отдала. До дальней просеки провела, а это шесть кило как-никак. Там до Речного рукой подать, куда б он делся?

Сергей: Вот это и необходимо выяснить.

Люська: А чего выяснять-то? Опять на пробку наступил. Он же шальной. Это ж я его гонять-гоняю, а как только за порог, так без стакана не обойтись. Большой он.

Сергей: Если больной – лечить нужно.

Люська: Сам что ли не знаешь – у нас таких больных полдеревни.

Сергей: Когда он уехал?

Люська: Дай Бог памяти, перед Пасхой самой, там как раз сезон в Москве этой начинается. Стройка. Я ж Чубасу плешь проела, чтоб он моего к себе забрал. Огород-то я сама подниму, а Лешке кто будет высылать? На стипендию не протянет, в колледже своем. Валюник вон без памперсов. Да это ничего, мы все без памперсов этих... ну, я имею в виду, что выросли. Ай, ладно тебе, Сереж, никуда он не пропал, уже посадили, как пить дать.

Сергей: Если б посадили, мне бы сообщили. Я считаю необходимым, чтобы Вы, Людмила Федоровна, написали заявление о пропаже Вашего мужа без вести.

Люська: Да на кой оно надо. Тоже мне пропажа. Отсидит – найдется.

Сергей: Я еще раз Вам повторяю – если бы его задержали, то пришла бы бумага, меня бы давно уже на

ноги подняли и все прочее. Неужели не понятно?

Люська: Сергей, мне все понятно, просто я уверена, что с ним ничего не случилось.

Сергей: Люся, прошло почти семь месяцев, семь, понимаешь? Ты знаешь, какие случаи бывают – и убить могли, и память отказала, в дурдом могли свезти, в рабство.

Люська: Ты забыл, кто мой муж?.. Сережка, да я же сейчас за вот эти вот почти семь месяцев жить-то начала... Валька плакать перестал, спит, не просыпается. Сам же Кольку вязал тогда. Лешка на каникулы приехал, говорит, я готовить вкуснее стала... мать, мать и то говорит, что, может, я уже где на стороне кого нашла, а я не нашла, я просто жить начала...

Сергей: На вот, платок, Люся.

Люська: Прости меня, Сереженька, что-то я совсем.

Сергей: Ладно-ладно, все, все нормально. Только от мужа так отказываться – это что получается? Люся, разведись с ним, разойдись, к матери вещи перенеси, я не знаю.

Люська: Да с кем я разойдусь, если нет никого?

Сергей: Значит, с ним что-то случилось, понимаешь ты это?

Люська: Понимаю! Может, он в Речном бабу себе завел и носу не кажет!.. Ой, Божечки, мне, думаешь, легко так?..

Сергей: Тихо-тихо, Люся. Ты только это, заявление напиши... для порядку надо. Чтобы потом, если что, вопросов никаких не возникало. Порядок с меня спрашивают, проверки всякие, бумаги, тоже, чтобы ладно везде было, почерк там, аккуратность чтобы тоже.

Люська: Я поняла. Поняла.

Сергей: Вот и ладунки.

Люська: Можно только я потом напишу, зайду я еще к тебе, Сергей, и напишу, а?

Сергей: Ну, сильно-то оно не горит... Да ты успокойся, успокойся, Люсь, придешь да напишешь, чего ты все разводишь тут мокроту, как говорится. Успокойся. Как время будет, так и заходи.

Люська: Хорошо, Сереженька, хорошо. Я поняла. По-йду, а то совсем стемнело уже. Извини меня еще раз, что я тут...

Сергей: Иди, Люся, иди.

Люська: Ну, всего хорошего, Сережа.

Сергей: И тебе... Люся.

Люська: А? Что?

Сергей: Да нет, ничего.

Люська: А я уж подумала, еще чего спросить хотел.

Сергей: ...Мать-то как?

Люська: Хорошо. Спасибо... О тебе недавно спрашивала. Говорит, чего это ты хмурый такой ходишь.

Сергей: Да... работы сейчас много.
Люська: Да какой работы, Сереж? Откуда у нас работа? Эх, Сережка, врешь ты все.

Люська выходит.

Сергей: Вру... вру, Люся, вру.

3. Иван

*Льет дождь.
Светит фонарь.
Гнутя голые деревья.*

Иван: Серега, ты че?

Сергей: Че?

Иван: Чего под дождем-то?.. Серега?

Сергей: Иди.

Иван: Бухой, что ли?

Сергей: Нет.

Иван: Да ты же вдрызг!

Сергей: Иди, говорю.

Иван: Так. Пошли, отведу тебя.

Сергей: Руки убрал!

Иван: Ты чё?

Сергей: Все нормально говорю. Я трезвый. Иди.

Иван: Да куда я пойду. Пошли вон под магазин. Да пошли, не упирайся.

Сергей: Я не упираюсь...

Иван: Фу-ты, промок совсем. С фуражки вон аж течет, стряхни, а то кокарда зарджя... рджявет... Понял, шутка не прошла. Ты чего встал там, а?

Сергей: Вань, спасибо. Иди куда шел.

Иван: Да что с тобой такое? С матерью что?

Сергей: Нет. Иди... Иди, говорю.

Иван: Да ты Расскажи, оно полегчает сразу.

Сергей: Все хорошо, Вань. Иди, иди – дома ждут.

Иван: Ну, хозяин–барин.

*Иван уходит.
Сергей выходит под дождь.
Иван возвращается, вталкивает Сергея под козырек магазина.*

Иван: Че, совсем сдурел, блядь? Че случилось, Серега?... Нет, все, я уже никуда не пойду! Че случилось, спрашиваю? Серега, ты че, плачешь, что ли?

Сергей опять выходит под дождь.

Иван: Хорошо! Хорошо, тут будем стоять! Давай! Как дебилы!..

Сергей: заходит под козырек магазина.

Иван: Блядь, ты че, издеваешься, Серега?

Сергей: Вань, ты любишь розы?

Иван: Какие розы?

Сергей: Алые.

Иван: Ты точно свихнулся.

DMITRI BOGOSLAWSKI (Belarus) – Künstler und Dramaturg, Absolvent des Regiestudiums an der Belarussischen Staatlichen Kunstakademie. Autor der Theaterstücke *Meine Hände* und *Fremde Ufer* (2010), die sich auf der Longlist des Dramaturgiewettbewerbs „Eurasien 2010“ befanden. Das Stück *Meine Hände* kam auf die Shortlist des Dramaturgiewettbewerbs „Premiera.txt 2010“, die Stücke *Bratscho* und *Die Liebe der Leute* auf die Longlist des Dramaturgiewettbewerbs „Freies Theater 2011“.

ДМИТРИЙ БОГОСЛАВСКИЙ (Белоруссия) – артист драмы. Выпускник режиссуры Белорусской государственной академии искусств. В 2010 году пьесы *Руки и Чужие берега* вошли в лонг-лист драматургического конкурса „ЕВРАЗИЯ-2010“. Пьеса *Мои Руки* вошла в лонг-лист драматургического конкурса „Премьера.txt 2010“. Пьеса *Брачо* вошла в шорт-лист драматургического конкурса „Премьера.txt 2010“. Пьесы *Брачо* и *Любовь Людей* вошли в лонг-лист драматургического конкурса „Свободный театр 2011“.



© Michal Aniepadystau